

Ulrich Ermann, Malte Höfner,
Sabine Hostniker,
Ernst Michael Preininger,
Danko Simić (Hg.)

DIE REGION

EINE BEGRIFFSERKUNDUNG



[transcript] Sozial- und Kulturgeographie

Ulrich Ermann, Malte Höfner, Sabine Hostniker, Ernst Michael Preininger,
Danko Simić (Hg.)
Die Region – eine Begriffserkundung

Ulrich Ermann ist Professor für Humangeographie am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz und lehrt u.a. Wirtschaftsgeographie, Regionalforschung sowie Geographien der Ernährung und des Konsums. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Geographien der Waren, der Märkte und des Konsums, der Agro-Food Studies und der *more-than-human geographies*, mit besonderem Blick auf Regionalisierungs- und Europäisierungsprozesse.

Malte Höfner ist seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz im Forschungsprojekt *Raumteilen* und erforscht in seinem Dissertationsprojekt sozialräumliche Auswirkungen von Praktiken und Trends des Teilens (*Sharing*) in den Alltagsbereichen des Arbeitens, des Wohnens und des öffentlichen Lebens städtischer Regionen.

Sabine Hostniker ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz im Forschungsprojekt *Forschungsvernetzung zur Regionalentwicklung in der Steiermark (FoReSt)*. Sie beschäftigt sich im Rahmen ihrer Dissertation mit verschiedenen Perspektiven regionaler Identitätsbildung.

Ernst Michael Preininger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter, Doktorand und Lektor für Konsumgeographie am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz. In seiner Forschung beschäftigt er sich unter anderem mit regionalen Formen und Auswirkungen von Digitalisierung in der Landwirtschaft.

Danko Simić ist Universitätsassistent am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz und Vorstandsmitglied des Verbands der wissenschaftlichen Geographie Österreichs. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit dem Zusammenhang von Waren, Märkten und Europäisierungsprozessen in Südosteuropa aus Perspektive der *more-than-human geographies*.

Ulrich Ermann, Malte Höfner, Sabine Hostniker, Ernst Michael Preininger,
Danko Simić (Hg.)

Die Region – eine Begriffserkundung

[transcript]

Open Access publiziert mit Unterstützung des Landes Steiermark und der Universität Graz.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2023 im transcript Verlag, Bielefeld

© Ulrich Ermann, Malte Höfner, Sabine Hostniker, Ernst Michael Preininger, Danko Simić (Hg.)

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Untitled from Horizon Series. Copyright by Martin Venezky, Barbara Levine

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

<https://doi.org/10.14361/9783839460108>

Print-ISBN 978-3-8376-6010-4

PDF-ISBN 978-3-8394-6010-8

Buchreihen-ISSN: 2703-1640

Buchreihen-eISSN: 2703-1659

Inhalt

Die Region: Vorwörter und Vorworte

Ulrich Ermann, Malte Höfner, Sabine Hostniker, Ernst Michael Preininger & Danko Simić 9

Die Region – ein Phantom?

Ulrich Ermann & Axel Prieb 11

Die Ankunftsregion

Tim Leibert & Serhii Svyharets 27

Die arme Region

Andreas Koch 37

Die (ent-)politisierte Region

Felicitas Kübler, Michael Mießner & Matthias Naumann 49

Die ethnifizierte Region

Miriam Wenner 59

Die Eventregion

Barbara Grabher 71

Die flexible Region

Tobias Chilla 81

Die gemanagte Region

Jennifer Gerend 91

Die Genussregion

Tilo Felgenhauer 103

Die geplante Region	
<i>Axel Prieb</i>	115
Die gespielte Region	
<i>Sabine Hostnik</i>	129
Die gesunde Region	
<i>Anke Strüver</i>	141
Die geteilte Region	
<i>Malte Höfner</i>	153
Die gezeichnete Region	
<i>Matthias Egersdörfer & Michael Jordan</i>	165
Die grenzüberschreitende Region	
<i>Florian Weber & H. Peter Dörrenbächer</i>	181
Die kreative Region	
<i>Suntje Schmidt</i>	191
Die Metropolregion	
<i>Markus Hesse</i>	203
Die Modellregion	
<i>Martin Graffenberger & Romy Brödner</i>	217
Die nachhaltige Region	
<i>Andreas Exner</i>	229
Die persistente Region	
<i>Gerhard Karl Lieb & Peter Čede</i>	239
Die smarte Region	
<i>Julia Binder</i>	251
Die tote Region	
<i>Ernst Michael Preininger</i>	261
Die unsichtbare Region	
<i>Danko Simić</i>	271

Die Untersuchungsregion

Judith Miggelbrink 281

Die verkaufte Region

Ulrich Ermann..... 291

Die zusammenhaltende Region

Peter Dirksmeier, Sonja Fücker & Johannes Crückeberg..... 303

Die Region – ein Passepartout!

Ute Wardenga..... 315

Autor:innen..... 325

Die Region: Vorwörter und Vorworte

Ulrich Ermann, Malte Höfner, Sabine Hostniker, Ernst Michael Preininger & Danko Simić

Areal, Bereich, Distrikt, Feld, Gebiet, Gegend, Gelände, Geltungsbereich, Heimat, Hoheitsgebiet, Land, Landschaft, Landstrich, Mittlere Maßstabsebene, Nachbarschaft, Nähe, Sphäre, Teilraum, Territorium, Umfeld, Umkreis, Umland, Peripherie, Provinz, Raum, Zone.

All diese Begriffe lassen sich in Wörterbüchern als Synonyme und Definitionselemente des Begriffs *Region* finden. Die Auflistung verdeutlicht, dass eine generelle Begriffsbestimmung ein fragwürdiges Unterfangen wäre. Oder wie Ute Wardenga bei unserem Autor:innentreffen anmerkte, wäre es der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln. Eine Begriffsbestimmung war allerdings auch nie unser Ansinnen. Um im Bild zu bleiben: Anstatt nach Lösungen zu suchen, wie der Pudding an der Wand befestigt werden könnte, interessierte uns eher, wie Wackelpudding zubereitet oder wie Weihnachtspudding dargereicht wird. Anstatt das Phänomen *Region* festzunageln, wollten wir uns ihm über den Umweg von *Vorwörtern* nähern, von Wörtern, die dem Wort *Region* vorangestellt sind.

Wir haben uns von den erfreulich vielen Einsendungen auf unseren *Call for Abstracts* überraschen lassen und daraus jene Beiträge ausgewählt, die uns mit unserem Konzept am besten kompatibel erschienen. Das Ergebnis ist eine Sammlung von Kapiteln, deren alphabetische Anordnung von der Ankunftsregion bis zur zusammenhaltenden Region pragmatisch gewählt wurde, um eine lehrbuchartige Systematisierung zu vermeiden. Wichtig war es uns auch, allen Autor:innen die Möglichkeit zu bieten, auf unkonventionelle und essayistische Weise Regionsbegriffe zu erkunden. So entstand eine abwechslungsreiche Sammlung von Beiträgen, nicht nur in inhaltlicher, sondern auch in stilistischer Hinsicht.

Das Buch wendet sich an alle, die mit Region(en) und dem Regionalen sowie mit Regionalität, Regionalismus, Regionalisierungen oder dergleichen zu tun haben – in Studium, Lehrtätigkeit und Forschung, in Verwaltung, Planung und Politik, in Wirtschaft, Medien usw. – und an alle, die sich dafür interessieren. Wir wollen mit diesem Buch Anregungen dazu geben, wie *Region vielfältig* gedacht werden kann. Dazu sollte erstens das breite Spektrum der unterschiedlichen Regionsbegriffe und zugrundeliegenden Regionsverständnisse den Leser:innen die Chance bieten, auch andere als die bisher vertrauten Zugänge kennenzulernen. Zweitens

sollten Ideen zu Neukonzeptualisierungen von Region(en) und des Regionalen vorgestellt werden. Das Buch verstehen wir daher weder als Kompendium noch als Wegweiser, sondern als *Sammelband* – auch wenn diese Bezeichnung zuweilen einen etwas despektierlichen Beigeschmack in der Bedeutung von zusammenhangslosen Textsammlungen hat. Mit unserer Sammlung möchten wir eine Hilfestellung bieten, konventionelle Grenzen zwischen Theorie und Praxis zu überschreiten, neue Ansätze Regionaler Geographien und der (nicht nur geographischen) Regionalforschung zu finden und neue Wege bei der Erforschung von Regionalisierungsprozessen zu beschreiten.

Herzlicher Dank gebührt allen, die zum Gelingen des Buches beigetragen haben: Zunächst möchten wir uns bei allen Autor:innen für ihr Mitwirken an diesem Projekt bedanken, ohne hier einzelne Namen zu nennen. Namentlich bedanken wir uns bei Anna Weinfurter und Romana Zach für die umsichtige und zuverlässige redaktionelle Arbeit, bei Kevin Nistelberger für das akribische Lektorat und Vivien Breinbauer für die kompetente Unterstützung beim Formatieren des Manuskripts. Danken möchten wir auch Doris Pany-Habsa, die uns im Rahmen einer Schreibwerkstatt wertvolle Hilfe sowohl für das Verfassen unserer eigenen Kapitel als auch für den Reviewprozess gegeben hat. Dem Land Steiermark, Referat Wissenschaft und Forschung, und speziell Anita Rupprecht, danken wir für die finanzielle Unterstützung der Publikation, ebenso der Publikationsförderung der Universität Graz. Danke an Martin Venezky für das Zurverfügungstellen seiner Fotocollage aus der Serie *We have been where you are going* in Zusammenarbeit mit Barbara Levine für das Titelbild dieses Buches. Zu guter Letzt wollen wir die slowenische Küstenregion, insbesondere um Portorož und Piran nicht unerwähnt lassen, da sie einen wesentlichen Beitrag zur Realisierung dieses Projekts geleistet hat.

Graz, im August 2022

Die Region – ein Phantom?

Ulrich Ermann & Axel Priebes

Phantome zeichnen sich durch Abwesenheit aus. Sie sind Produkte menschlicher Fantasie, die gar nicht wirklich existieren. Oder sie existieren zwar, sind aber nicht zu fassen und werden daher gejagt. Manche Phantome sind furchteinflößend, weil sie – wie Geister und Gespenster – als Untote bzw. tot geglaubte Kreaturen ihr Unwesen treiben. Beim Phantomschmerz ist zwar nicht der Schmerz abwesend, aber jener Körperteil, der zu schmerzen scheint.

Das Phantom als Motiv für unseren Beitrag zu verwenden geht darauf zurück, dass wir – die beiden Koautoren – für dieses Buch eine ähnliche Idee vorgeschlagen hatten, die dem ersten Eindruck nach ganz ähnlich klang. Der eine von uns beiden (Axel Priebes) wollte die Region in ihrer politisch-planerischen Institutionalisierung als Phantom beschreiben, um aufzuzeigen und gewissermaßen auch zu beklagen, dass viele vermeintlich reale Regionen in Wahrheit nur Imaginationen oder Marketingprodukte ohne politischen Einfluss seien. Der andere (Ulrich Ermann) wollte eine Gespenstergeschichte über die Region als Phantom erzählen, das in der Geographie und anderen (Raum-)Wissenschaften seit langer Zeit herumspukt, oft totgesagt wurde und zugleich quicklebendig erscheint. Dabei wollte er auch die Frage aufwerfen, warum sowohl *Realregionen* als auch *konstruierte Regionen* offenbar das Zeug haben, in der (geographischen) Wissenschaft Angst und Schrecken zu verbreiten oder Phantomschmerzen auszulösen. Das in unseren Zugängen zum Ausdruck kommende Spannungsfeld zwischen verschiedenen Verständnissen von Region spiegelt nicht nur das breite Spektrum von Regionskonzepten wider, sondern auch Widersprüche und Brüche im Verständnis von Region, Regionalität und dem Regionalen.

Der Begriff der Region erfüllt die genannten Charakteristika eines Phantoms (zum Aspekt der Abwesenheit in historischer Perspektive vgl. auch den Begriff *Phantomgrenzen* bei Hirschhausen et al. 2015). Die Region ist immer noch genauso schwer zu fassen, wie dies bereits in den 1990er Jahren diagnostiziert wurde: »Untersucht man [...] die einschlägigen Veröffentlichungen, so fällt alsbald der schillernde, ja manchmal diffuse Charakter des Regionsbegriffs auf. *Region* kann offensichtlich vieles sein [...]« (Wardenga & Miggelbrink 1998, S. 33). Wenngleich der Wunsch, die Region *fassen* zu wollen, heute nicht mehr so stark ausgeprägt ist, so

kreisen Begriffsverständnisse von *Region* noch immer um die Frage, inwiefern Regionen überhaupt *existieren* und *real* bzw. inwiefern sie eine *Chimäre*, ein Trugbild sind, wie Weichhart (1996) bereits vor geraumer Zeit fragte. Die Diskussion dieser Frage lässt sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen vorfinden.

Erstens begegnen uns in der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Kommunikation und in den Medien allenthalben *Alltagsregionen*, die Kennzeichen von Phantomen aufweisen: Sie erwecken auf den ersten Blick den Eindruck einer selbstverständlichen, gewissermaßen natürlichen Existenz, doch wenn man sie einfangen möchte, verändern sie ihre Gestalt und sind auf einmal gar nicht mehr wirklich *da*. Der Phantomcharakter besteht in der Vermutung, diese Regionen könnten gar nicht *wirklich* sein: schwer zu fassen, obwohl sie in der Kommunikation so stark *präsent* sind.

Zweitens erweisen sich auch jene Regionen, deren Existenz wohl am wenigsten angezweifelt wird – *politisch-institutionelle Regionen* – als Phantome, die oft nicht das einlösen, was sie versprechen: Nicht wenige sehen zwar wie *echte* Regionen mit klarer territorialer Abgrenzung und Kompetenz aus, sind aber bei näherem Hinsehen doch wenig greifbar, wobei ihre Unbestimmtheit gelegentlich auch als eine Stärke angesehen wird.

Drittens erscheint uns in der akademischen Geographie die *Realregion* selbst in Gestalt eines Phantoms: als ein untotes Konzept, das in verschiedener Gestalt immer wieder in Erscheinung tritt. Dabei stellen wir uns die Frage, wie mit diesem Phantom umgegangen werden kann. Soll es als Hirngespinnst entlarvt, verbannt, gejagt oder dingfest gemacht werden? Oder sollte eher anerkannt werden, dass es womöglich gar nie tot war? Zudem sieht sich das Gegenstück zur Realregion, die *konstruierte Region*, ihrerseits mit dem Vorwurf konfrontiert, nicht *real* und somit ein Phantom zu sein.

Als Autoren dieses Beitrags nähern wir uns diesen Fragen aus zwei ganz unterschiedlichen Richtungen. Jedenfalls haben wir, wenn wir von Regionen sprechen, nicht nur verschiedene Bilder und Konzepte vor Augen, sondern auch andere Vorstellungen von Phantomen bzw. Phantomregionen. Klar ist insofern, dass wir es sicherlich nicht mit *der* Phantomregion zu tun haben, sondern mit einer Mehrzahl an Phantomen und Phantomregionen. Bevor wir aber versuchen, ein Phantombild zu skizzieren, wollen wir die genannten Typen von Phantomen etwas genauer beleuchten: zunächst die Region als *Alltagsphantom*, folgend als *politisch-institutionelles Phantom* und dann als *akademisches Phantom*. Wir unternehmen nicht den (ohnehin aussichtslosen) Versuch, den Begriff der Region als solchen dingfest zu machen, sondern versuchen Denkanstöße dazu zu geben, wie wir in Wissenschaft und Praxis mit entsprechenden Phantomerlebnissen umgehen können.

Die Region als Alltagsphantom

Die Region ist angesagt! Zur *Konjunktur des Regionsbegriffs* schrieb Blotevogel (1996, S. 44f.):

»War *Region* bis in die sechziger Jahre noch primär ein Fachterminus von Geographen und Raumplanern [...], diffundierte er spätestens in den siebziger Jahren durch die Verwaltungsreformen und die Regionalismusdebatte in den politischen Diskurs. In den achtziger und neunziger Jahren wurde *Region* geradezu zu einem Modewort in der Öffentlichkeit und Politik, aber auch (vor allem wohl als Reflex darauf) in vielen Wissenschaften«.

Diese Beobachtung kann mehr als ein Vierteljahrhundert später ganz ähnlich wiederholt werden. Das Regionale ist offenbar erneut oder noch immer in Mode. Im Alltag, in der Politik und in den Medien wird allenthalben über Regionen gesprochen, als seien diese in ihrer Existenz und Essenz ganz selbstverständlich vorbestimmt. Wenn Lebensmittel für ihre Herkunft aus der Region beworben werden, regionale Wirtschaftskreisläufe beschworen oder über regionale Mobilitätsangebote diskutiert wird, scheint selbstverständlich, was damit gemeint ist, auch wenn es das bei näherem Hinsehen gar nicht ist. Auch auf politischer Ebene bleibt das Regionale oft diffus: So gibt es z.B. in Österreich ein *Bundesministerium für Landwirtschaft, Regionen und Tourismus* und die *Regionalisierung* wurde im Kontext der COVID-19-Pandemie von der Regierung 2020 als einer der drei wichtigsten Investitionsbereiche neben der Digitalisierung und dem Klimaschutz genannt (Bundeskanzleramt 2020). Was dabei genau unter Regionen und Regionalisierung verstanden wird, bleibt weitgehend offen und lässt ganz unterschiedliche Lesarten zu. Insofern bilden Regionen und das Regionale *floating signifiers*: schwebende, phantomartige Begriffe, deren Verwendungshäufigkeit und Resonanz gerade darin begründet ist, dass sie keine klare Bedeutung transportieren, sondern vielmehr einen Ankerpunkt für ganz unterschiedliche Bedeutungsinhalte bieten.

Weichhart (1996) konstatierte schon für die 1980er und 1990er Jahre, dass die Region »allgegenwärtig« sei. Tatsächlich scheint ihre Präsenz seitdem sogar noch gestiegen zu sein. Interessanterweise ist sie dabei grundsätzlich positiv konnotiert, z.B. bei regionalen Lebensmitteln, regionalen Mundarten oder regionaler Baukultur. Zudem wird ihr seit Jahrzehnten eine glänzende Zukunft als Lebens- und Wirtschaftsraum sowie als Politik- und Handlungsebene prognostiziert. An Begründungen für dieses positive Bild der Region mangelt es nicht – etwa weil sie als überschaubar gilt und die Lebenswirklichkeit der Menschen abbilde. Das Regionale wird dabei oftmals als Gegenstück zum Globalen und Internationalen wie auch zum Nationalen gesehen: Die Besinnung auf die Region ist eine Reaktion auf die Auflösung kleinräumiger Strukturen und Spezifika im Rahmen der Globalisierung. Die Regionalisierung kann gleichermaßen als Gegenbewegung, Voraussetzung und

Effekt der Globalisierung angesehen werden. Eine gewisse Widersprüchlichkeit im allgemeinen Sprachgebrauch ergibt sich auch daraus, dass Regionen oftmals in der Bedeutung ländlicher Räume verwendet werden (Stadt versus Region), dann aber auch wieder Region als Stadtregion im Sinn von Stadt-Umland-Region. Ebenso bezeichnet das Regionale oft die Idee der Dezentralität und das Föderalismusprinzip. In Medien und Alltagskultur erfreut sich Regionalität erstaunlich großer Beliebtheit, sei es im Sinn von Kommunikationsräumen (unter anderem Verbreitungsgebiete von Tageszeitungen, gegebenenfalls mit unterschiedlichen Regionalteilen, Radio- und Fernsehsendern, gegebenenfalls mit ihren Regionalprogrammen, sowie regionalisierte Online-Portale), als Assoziationsbildung mit Tradition und Heimatverbundenheit (etwa durch die Wiederentdeckung oder die Neuerfindung regionaler Bräuche und Feste), durch Regionalisierung von Alltagskultur (z.B. von Regionalkrimis als Buch und Film) oder in der Vermarktung touristischer Destinationen.

Die Region als politisch-institutionelles Phantom

In der institutionellen politischen und planerischen Praxis wird mit *Region* die sogenannte mittlere Maßstabebene bzw. ein »Teilraum mittlerer Größenordnung« (Sinz 2018, S. 1976) bezeichnet, verortet zwischen der Ebene der politisch häufig selbstbezogenen Gemeinden und den teilweise recht großen staatlichen Territorien. Inwiefern sich derartige, scheinbar sehr reale und konkrete Regionen oft doch als flüchtige, phantomartige Erscheinungen erweisen, soll im folgenden Abschnitt diskutiert werden.

Reale Regionen im institutionellen Verständnis werden als politische und planerische Handlungseinheiten gebildet und übernehmen bestimmte Aufgaben oder Funktionen, wie z.B. die Förderung interkommunaler Kooperation oder der Wirtschaft, wirtschaftliche und touristische Vermarktung, öffentlicher Nahverkehr, Raumplanung. Sie müssen dabei aber räumlich nicht deckungsgleich mit politischen Verwaltungseinheiten sein.

In den 1970er Jahren setzte eine europaweite Regionalismuskonzeptionsdiskussion ein. Diese brachte auch eine Reihe regionalistischer Bewegungen hervor, welche nach politischer Selbstbestimmung oder gar Autonomie von Regionen strebten. Vor allem in den 1980er Jahren wurde *die Region* in vielen Teilen Europas Gegenstand politischer Auseinandersetzungen und der Regionalismus wurde in einigen Staaten zu einer bedeutenden politischen und gesellschaftlichen Idee bzw. Bewegung (vgl. Brunn 1993; Myklebost 1993). Die anschließenden Diskussionen und die teilweise auf der *mittleren* Maßstabebene durchgeführten Reformen im politisch-administrativen System führten zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Am deutlichsten wird der Bedeutungszuwachs der Regionen in dem traditionell zentralistisch or-

ganisierten Frankreich. Mit einem bereits in den 1950er Jahren beginnenden Vorlauf erhielten die französischen Regionen 1982 den Status von Gebietskörperschaften (*collectivités territoriales*) und sind seitdem wesentliche Träger der Dezentralisierungspolitik. Auch in anderen Ländern wurden die Regionen gestärkt; z.B. finden sich in Italien auch autonome Regionen mit Sonderstatut. In anderen, z.B. nord-europäischen, Staaten führte die Diskussion eher zu einem Umbau bestehender *mittlerer* Verwaltungsbezirke (vgl. Prieb 2007). Mit diesen Beispielen soll die regionale Vielfalt in Europa angedeutet werden, sie kann aber hier nicht vollständig ausgeleuchtet werden, weswegen sich die weiteren Ausführungen in diesem Abschnitt ausschließlich auf die Regionsbildung in Deutschland beziehen.

Nach Voigt (1989, S. 27) gehören »in Ländern mit einer gewachsenen föderalistischen Staatsstruktur regionalistische Bewegungen zu den Ausnahmeerscheinungen«. Tatsächlich hat es in Deutschland keine politisch relevanten Regionalismusbewegungen gegeben. Hier wurden die Regionalismuskonzepte eher in der Weise aufgegriffen, das vielerorts gestärkte *regionale Bewusstsein* für die Regionalentwicklung zu nutzen. Beispielsweise widmete die Zeitschrift *Informationen zur Raumentwicklung* im Jahr 1987 dem Thema *Regionalbewusstsein und Regionalentwicklung* ein eigenes Themenheft, um entsprechende Ideen zu diskutieren (darin Hard 1987; Danielzyk & Wiegandt 1987; Hahne 1987). Starke und nachhaltige Impulse für die Fokussierung auf die Region als wirtschafts- und strukturpolitische Handlungsebene gingen seit den 1990er Jahren vor allem von neuartigen Ansätzen des Landes Nordrhein-Westfalen für eine *regionalisierte Landesentwicklung* aus (ILS 1992). Auch in anderen Bundesländern entstanden in unterschiedlicher Form regionalisierte Entwicklungsstrategien und es begann die steile Karriere eines bis dahin unbekanntes Instruments: des Regionalen Entwicklungskonzepts. Mit den Bezugsregionen dieser Konzepte wird bis heute sehr unterschiedlich, aber auch sehr pragmatisch umgegangen. Während seinerzeit in Nordrhein-Westfalen, dem einwohner:innenreichsten deutschen Bundesland, die fünf Regierungsbezirke als Bezugsräume gewählt wurden, entstanden in dem kleinen Bundesland Thüringen immerhin 25 Regionale Entwicklungskonzepte.

Ein Rückblick auf die damaligen Diskussionen zeigt, dass diese zwar durchaus als Startschuss für eine Vielzahl regionaler Initiativen gesehen werden können, die – weniger systematisch als pragmatisch – für die Raumentwicklung im umfassenden Sinn oder für einzelne Aspekte neue Regionen kreierte. Trotz positiver politischer und zum Teil auch öffentlicher Resonanz für den Ansatz der regionalisierten Strukturpolitik sind daraus allerdings nicht durchgängig leistungsfähige regionale Handlungseinheiten entstanden. Verstärkt durch die jüngeren Governance-Diskussionen werden vielmehr Unschärfen bei der Abgrenzung und Institutionalisierung dieser Regionen erkennbar, die häufig nur eine sehr informelle Organisationsform aufweisen und beispielsweise Marketingaufgaben übernehmen.

Auch Überlagerungen und Überlappungen von Regionen und flexible oder temporäre Regionsabgrenzungen werden häufiger. Nicht selten sind diese einer fehlenden Koordination zwischen unterschiedlichen Initiativen geschuldet. Es kann dahinter aber auch eine Absicht liegen, wenn z.B. unterschiedliche Herausforderungen und Handlungsfelder auf mehreren Maßstabsebenen bestehen. So überlagern sich in den Verflechtungsräumen der Großstädte die engeren Stadt-Umland-Regionen (in denen die nachbarschaftliche Abstimmung bei der technischen Infrastruktur und der Daseinsvorsorge dominieren), die deutlich größeren funktionalen Stadtregionen (charakterisiert durch intensive Pendelverflechtungen) und die sehr großflächigen Metropolregionen (Priebes 2019). Die Tendenz zur Aufweichung von Regionsgrenzen bestätigt, dass sich der Regionsbegriff häufig von formalen und eindeutig definierten administrativen Einheiten löst. Zugenommen haben auch zeitlich begrenzte oder inhaltlich wechselnde Raumzuschnitte und Zusammenschlüsse. Für die so entstehenden Räume hat sich der Begriff der *soft spaces* durchgesetzt (vgl. Allmendinger et al. 2015). Beispiele für unscharfe und pragmatische Regionsabgrenzungen finden sich nicht zuletzt auf der Ebene der Metropolregionen, wo entweder die Außengrenzen flexibel gehalten werden oder nicht alle Städte und Landkreise mitwirken. Weiterhin werden mit großer Kreativität immer mehr Regionstypen ins Spiel gebracht – Wirtschaftsregionen, Euroregionen, LEADER-Regionen und Regiopolregionen sind nur die wichtigsten Ergebnisse dieses Kreativitätswettbewerbs. Angesichts der munter wachsenden Zahl neu kreierter Regionen stellt sich die Frage, ob es sich dabei wirklich um eine Stärkung der regionalen Handlungsebene oder um Aktionismus handelt. Ernsthafte Bestrebungen zu einer konsequenten Regionalisierung von Politikfeldern scheitern häufig im Dickicht der gegebenen formalen und informellen Strukturen, die nicht grundsätzlich in Frage gestellt oder gar tabuisiert werden. So verstärken die genannten Phänomene eher den Phantomcharakter dieser entstandenen Regionen und es lässt sich kritisch fragen, inwieweit solche Regionen nur plakative Worthülsen sind oder auch darüberhinausgehende realpolitische Gestaltungsmöglichkeiten haben.

Tatsächlich ist es trotz einer fast inflationären Gründungswelle von Regionen nicht einfach, in Deutschland einflussreiche regionale Handlungseinheiten oder gar Regionen mit politisch-administrativem Einfluss zu finden. Eine Region kann nämlich nur dann tatsächlich Akteurin sein und Gestaltungskraft entwickeln, wenn sie mehr als ein Hochglanzprodukt oder eine Internetadresse ist. Sie muss handlungsfähig sein, um die regionale Daseinsvorsorge zu sichern, regionale Wirtschaftsstrukturen zu verbessern und die natürlichen Ressourcen zu schützen. Außerdem soll sie dazu beitragen, angesichts zunehmender Globalisierung kleinräumige Wirtschafts- und Stoffkreisläufe sowie räumliches Bewusstsein zu stärken. Wenn Regionen als kraftvolle Handlungsebene institutionalisiert werden sollen, die sowohl lokalen Egoismen Grenzen setzen als auch zentralistischen Tendenzen sowie staatlicher Bevormundung die Stirn bieten, brauchen diese

eine starke demokratische Legitimation, wirksame administrative Kompetenzen, politische Gestaltungskraft und beträchtliche finanzielle und personelle Ressourcen.

Hier stellt sich die Frage, ob solche Regionen bereits im politisch-administrativen System Deutschlands verankert sind. Die Suche führt kaum zu schlüssigen Ergebnissen. Schon eines der wenigen Aufgabenfelder, in denen die Region als Legalbegriff verwendet wird, nämlich die Regionalplanung, zeigt in den Bundesländern sehr unterschiedliche Raumzuschnitte und institutionelle Zuständigkeiten und lässt keine durchgängig starke regionale Handlungsebene erkennen. Auch ein Blick auf die Landkreise – die einzigen fast flächendeckend vertretenen Institutionen zwischen Gemeinde- und Landesebene – zeigt erhebliche Unterschiede bei Gebietszuschnitt und Bevölkerungszahl. Vor allem aber sind sich die Landkreise selbst nicht sicher, ob sie Regionen sind oder nicht. Während ihr Verband, der Landkreistag, die Aufgabenwahrnehmung nicht als regional, sondern als übergemeindlich betont (Meyer 2006, S. 125), sehen sich zahlreiche Landkreise durchaus als Wirtschaftsregionen oder *Wohlfühlregionen* und sind zumindest in Niedersachsen auch Planungsregionen. Auch ein Blick auf die Regierungsbezirke hilft nicht weiter, weil ihre Abgrenzungen kaum funktionalen Kriterien folgen und sie nur noch (als dezentrale Landesbehörden) in vier Bundesländern vertreten sind.

Trotz (oder wegen) dieser Defizite hat die Region im deutschen Verwaltungssystem eine lange Tradition als *Sehnsuchtsort*. Schon in den Gebiets- und Verwaltungsreformdiskussionen der späten 1960er und frühen 1970er Jahre gab es vielfältige Bestrebungen, die regionale Ebene zwischen den Gemeinden und der Landesebene neu zu ordnen und zu stärken. So wurden beispielsweise für Schleswig-Holstein und Baden-Württemberg ambitionierte *Regionalkreis*-Modelle entwickelt, die jedoch nicht zur Umsetzung gelangten. In Baden-Württemberg wurden 1973 zwar per Gesetz zwölf Regionen oberhalb der Kreisebene gebildet, die dort eingerichteten Regionalverbände sind jedoch im Wesentlichen auf die Aufgabe der Regionalplanung beschränkt. Interessanterweise hat sich der Verwaltungsfachmann Becker-Marx (1966) schon in dieser eher euphorischen Phase des Aufbaus der Regionalplanung kritisch über die fehlende Substanz der Region geäußert und von einem »Fragment der deutschen Regionen« gesprochen.

Vielversprechend waren die vor allem in den 1970er Jahren geführten Diskussionen über Stadtregionen. Vehement, aber letztlich ebenfalls ergebnislos, wurde in mehreren Regionen die Bildung von *Regionalkreisen* oder *Regionalstädten* diskutiert (Scheller 1998). In einigen Stadtregionen flammte die Diskussion erneut in den 1990er Jahren auf, als nach den politischen Umbrüchen in Mittel- und Osteuropa intensiv über die Rolle der Regionen im »neuen Europa« gestritten wurde. *Trendsetter* bei der Stärkung einer wichtigen Wirtschaftsregion war das Land Baden-Württemberg, das mit dieser Begründung 1994 den Verband Region Stuttgart bildete (Steinacher 2003). Anders als bei den anderen elf baden-württembergi-

schen Regionalverbänden wurde hier das politische Gewicht der Region durch eine direkt gewählte Regionalversammlung und weitere Kompetenzen, insbesondere in der Wirtschaftsförderung und im Nahverkehr, erhöht. Die Stuttgarter Aktivitäten spornten andere deutsche Großstadträume an, sich als Regionen zu organisieren. So wurde im Großraum Hannover ein neues Regionsmodell entwickelt, bei dem im Jahr 2001 alle regionalen Aufgaben bei einer starken Gebietskörperschaft gebündelt wurden. In diesem Zusammenhang wurden der Landkreis Hannover aufgelöst und die bis dahin kreisfreie Stadt Hannover in die neue Region Hannover integriert. Diese hat eine starke politische Legitimation durch ein direkt gewähltes Regionalparlament und breite Kompetenzen in der regionalen Verwaltung und Daseinsvorsorge. Sie ist außerdem in der Lage, über eine differenzierte Umlage sowie die Trägerschaft der Sozial- und Jugendhilfe zu einem finanziellen Ausgleich zwischen den Kommunen beizutragen (Priebes 2002). Als Folge der weitgehend geräuschlosen Regionsbildung in Hannover gab es in verschiedenen Regionen Interesse an einer Übertragung dieses Modells, was aber nur im Falle der 2009 gebildeten *StädteRegion Aachen* gelungen ist.

Auch die Bildung von *Regionalkreisen* unter Einbeziehung kreisfreier Städte ist immer wieder auch in jüngerer Zeit in einzelnen Bundesländern diskutiert worden. Weitgehend gelungen ist dies nur in Mecklenburg-Vorpommern. Aus vorher zwölf sind hier 2011 sechs neue Landkreise (häufig als *Regionalkreise* bezeichnet) gebildet worden. Allerdings blieben zwei Städte kreisfrei und auch das Ziel, zu einer Kongruenz mit den vier Planungsregionen zu kommen, wurde nicht erreicht. Gerade der Prozess in Mecklenburg-Vorpommern hat gezeigt, dass etablierte Institutionen erhebliche Widerstände gegen den Regionalisierungsprozess mobilisiert haben, wobei sich insbesondere der dortige Landkreistag als Speerspitze der Gegnerschaft profiliert hat.

So bleibt bei der Betrachtung der politisch-administrativen Strukturen in Deutschland festzustellen, dass die Region in institutioneller Hinsicht weitgehend ein Phantom geblieben ist. Sieht man von einzelnen durchaus erfolgreichen Reformprodukten in großstädtischen Räumen und von der abgespeckten *Regionalkreis* – Bildung in Mecklenburg-Vorpommern ab, steht die Häufigkeit des Rufs nach *regionalen Lösungen* in keinem Verhältnis zu den tatsächlich entstandenen handlungsfähigen Regionen, die mit demokratischer Legitimation, klaren administrativen Kompetenzen und überzeugender Finanzausstattung regionale Lebens- und Wirtschaftsräume gestalten können.

Die Region als akademisches Phantom

In den späten 1980er und in den 1990er Jahren wurde der Regionsbegriff in der Geographie intensiv diskutiert. Ein Grund dafür lag in der Erfolgsgeschichte des Begriffs im Rahmen des Selbstverständnisses der Geographie als Raumwissenschaft in Abgrenzung zur älteren länder- und landschaftskundlichen Konzeption. Angesichts der damals an Bedeutung gewinnenden Gegenströmungen, die sich gegen den Szientismus der raumwissenschaftlichen Geographie richteten – nicht zuletzt auch durch die Rezeption der angloamerikanischen *new regional geography* –, wurden die üblichen Verständnisse von *Region* infrage gestellt. Impulse sind zugleich auch von der politischen Regionalismusdebatte ausgegangen, die in vielen europäischen Staaten seit den 1970er Jahren entbrannte und zuweilen auch als »Revolte der Regionen« (Allemann 1980) bezeichnet wurde.

Blotevogel zitierte 1996 Lange (1970) mit den Worten: »Eine Region ist ein geographisch bestimmter Raum mittlerer Größenordnung, der als zusammengehörig angesehen wird« und hielt dem entgegen:

»Region«: Das war einmal eine realräumlich gegebene, im Erdraum scheinbar unverrückbar fixierte, in einem Atlas [...] darstellbare Raumeinheit [...]. Für postmoderne oder (etwas vorsichtiger formuliert) postpositivistische Humangeographen ist dieses naive Regionsverständnis allerdings unwiederbringlich dahin« (Blotevogel 1996, S. 64).

Vor allem Werlens »Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen« (Werlen 1997) hatte großen Einfluss auf das Begriffsverständnis: In der wissenschaftstheoretisch informierten Humangeographie hat sich eine konstruktivistische Grundposition durchgesetzt, mit dem *common sense*, dass Regionen *gemacht* und das Ergebnis von Regionalisierungen (auf allen Maßstabsebenen und auch weit über ein flächenhaft-territoriales Verständnis hinaus) sind. Demnach werden Regionen nicht als Räume gesehen, die einfach *da* sind; vielmehr rückt ihr Herstellungsprozess in den Vordergrund: Was wir uns unter Regionen vorstellen, ist erstens das Resultat politischer und planerischer Praxis, ökonomischer Aktivitäten und der Deutung durch Massenmedien und Alltagskommunikation. Zweitens sind Regionen das Produkt wissenschaftlicher Regionalisierungen: Wissenschaftler:innen verorten Phänomene im Raum, differenzieren verschiedenste Merkmale, indem sie Grenzen zwischen Räumen gleicher Merkmale oder mit einem bestimmten Grad von Verflechtung ziehen und mit wissenschaftlichen Methoden Regionen produzieren. Und drittens sind Regionen in einer konstruktivistischen Weltsicht ganz generell das Resultat von Wahrnehmung und Kognition, Kommunikation, Bedeutungszuschreibungen und Machtverhältnissen.

Trotz der Durchsetzung konstruktivistischer Positionen in der Humangeographie scheint doch das realistische Verständnis von Region recht beständig zu

sein. Genauso wie die Regionale Geographie ursprünglich den Anspruch hatte, eine (raumwissenschaftliche) Gegenposition zur alten Länder- und Landschaftskunde zu bilden, sich aber oft als alter Wein in neuen Schläuchen herausstellte (vgl. Weichhart 1999, S. 69), so wurde auch der ästhetische, holistische und oft geodeterministisch interpretierte Begriff *Landschaft* vielfach nur halbherzig durch einen vermeintlich wertfreien und analytischen Regionsbegriff ersetzt. So ist auch heute noch eine Vorstellung von Region als klar abgrenzbarer Ausschnitt der Erdoberfläche (*Container-Raum*) in der geographischen Forschung und insbesondere in der Lehre weit verbreitet. Und nicht selten schimmern auch heute noch hinter manchen *Regionen* in der Geographie Vorstellungen von *Landschaft* und *Land* durch, die eigentlich schon vor einem halben Jahrhundert als ad acta gelegt galten.

Der Gegensatz zwischen Realismus und Konstruktivismus (vgl. Wardenga & Miggelbrink 1998), wie er in Debatten um den Regionsbegriff thematisiert wird, scheint in den heute dominierenden Strömungen der Humangeographie schon etwas aus der Zeit gefallen zu sein. Die in jüngerer Zeit oft rezipierten Ansätze der *non-representational theory*, die Akteur-Netzwerk-Theorie, Assemblage-Theorien, Praxistheorien, der Neue Materialismus bzw. verschiedene Spielarten von *more-than-human geographies* verbinden *flache Ontologien*, die diesen Gegensatz hinter sich gelassen haben. Insofern ist es verwunderlich, dass es kaum neuere Konzeptionen von *Region* oder dem *Regionalen* aus einem Blickwinkel eines Postkonstruktivismus oder eines Neuen Realismus gibt. Warum werden in der zeitgenössischen Humangeographie theoretische Ansätze und Konzepte wie z.B. Performativität, Hybridität oder Assemblage mittlerweile breit rezipiert und auf alle möglichen Aspekte angewandt, nur ziemlich wenig auf das *Regionale* und *die Region* (siehe aber z.B. Miggelbrink 2014; vgl. auch Ermann 2005, S. 52ff.)? Die Furcht vor einer Reifizierung des *Räumlichen* und des *Raumes* scheint noch tief im kollektiven disziplinären Selbstverständnis verankert zu sein, vielleicht auch aus guten Gründen. So sahen etwa Wardenga & Miggelbrink (1998, S. 35) ein »mit dem realistischen Ansatz einhergehende[s] Problem [in der] aufgrund der Ontologisierung immer wieder zu beobachtende[n] Hypostasierung von Räumen, die im Extremfall zu der Auffassung führte, Räume besäßen so etwas wie eine eigene Wirkkraft«. Nimmt man die Akteur-Netzwerk-Theorie und andere der genannten Ansätze ernst, so ließe sich heute hingegen schwer argumentieren, warum ausgerechnet Räume und Regionen keine Wirkkraft entfalten sollten, wenn auch nicht in einem kausalistischen und deterministischen Sinn. Wenn allen netzwerkartigen Verbindungen aus menschlichen und nicht-menschlichen Akteur:innen/Aktanten eine *agency* bzw. gesellschaftliche Wirkmächtigkeit zugestanden wird, warum sollte dies nicht auch für Regionen gelten? Nimmt man die Terminologie der anwendungsorientierten Konzepte und der Praxis der Regionalentwicklung oder des Regionalmanagements (vgl. Heintel 2018) wörtlich, so kann eine Region sehr wohl *agieren*. Regionen können beispielsweise Wertschöpfung und Arbeitsplätze generieren, Identifikation bieten oder sich ver-

netzen, sie können lernen, aktiv, innovativ und kreativ, smart, resilient oder klimaanpassend sein oder auch innovationsfeindlich, junge Menschen zur Abwanderung bewegen usw. Insofern könnte man sowohl im Lichte neuerer in der Humangeographie rezipierter Theorieansätze als auch der Praxis von Regionalentwicklung der Region durchaus das Potenzial zugestehen, etwas *tun* zu können.

In der wissenschaftlichen Debatte wurde in den letzten beiden Jahrzehnten immer wieder einmal ein Bedeutungsgewinn der *Region* und *des Regionalen* diagnostiziert, wie etwa von Kröcher (2007), der sich kritisch zur »Renaissance des Regionalen« äußerte, insbesondere im Hinblick auf den *new regionalism* in der angloamerikanischen Geographie und den *regional studies*. Im Zuge der Erforschung von Phänomenen der Globalisierung wurde vor allem in der Wirtschaftsgeographie mit großem Interesse festgestellt, dass die Vergrößerung der Reichweite ökonomischer Beziehungen zugleich mit Regionalisierungsprozessen und einem Bedeutungsgewinn räumlicher Nähe einhergeht, gewissermaßen als Prozess der *Glokalisierung*. Die Beobachtung, dass die globale Vernetzung ökonomischer Aktivitäten und die globale Ausdehnung ökonomischer Aktionsradien oft mit der Herausbildung kleinräumiger (*regionaler*) Verflechtungen und Cluster verknüpft ist, bildete in den 1990er und 2000er Jahren *das* Kernthema der Wirtschaftsgeographie.

Trotzdem ist in den letzten zwei Dekaden die wissenschaftliche Debatte um den Regionsbegriff erstaunlich stark abgeebbt. Auch wenn *die Region*, und *das Regionale* eine zentrale Kategorie in vielen Zweigen der Geographie und verwandten Wissenschaften bleibt, so ist doch eine Diskussion um den Regionsbegriff weitgehend verschwunden. Das liegt wohl kaum daran, dass der Begriff *geklärt* wäre oder man sich auf ein einheitliches Begriffsverständnis geeinigt hätte.

Vielleicht zeigen diese Entwicklungen, dass sich in der Wissenschaft, ähnlich wie in der Praxis, ein eher pragmatischer Umgang mit dem Begriff durchgesetzt hat und aus dem jeweiligen Kontext implizit ohnehin klar wird, von was für einem Regionsverständnis die Rede ist. Auch ein Niedergang der – für ältere raumwissenschaftliche wie auch sozialwissenschaftliche Zugänge charakteristischen – Definitionswut könnte ein Grund dafür sein, einhergehend mit der Durchsetzung pluralistischer Umgangsformen in der Humangeographie und anderen raumbezogenen Humanwissenschaften. Wissenschaftstheoretische Grundlagen von Konzepten wie unter anderen die (sprachpragmatisch beeinflussten) performativen Geographien oder Praxistheorien leisten sicherlich ihren Beitrag dazu, von strikten Definitionsversuchen abzusehen – zugunsten einer Orientierung an alltagspragmatischen Begriffsverständnissen und Alltagspraktiken.

Eine wichtige Rolle spielt dabei sicherlich die Verwechslung zwischen zwei fast gegensätzlichen Verständnissen von Realismus: zum einen der – oft despektierlich als *naiv* bezeichnete – Realismus eines essenzialistischen (Container-)Raumkonzepts und zum anderen der Realismus des Alltagsverständnisses von *Region*. Letzterer kann durchaus Ähnlichkeiten mit und Rückbezüge zu ersterem aufweisen, bil-

det aber doch eine ganz andere Ebene der Betrachtung. Insofern sind realistische Zugänge zu *Region* aus einer konstruktivistischen Sicht als wirkmächtige Alltagskonstrukte ernstzunehmen, die gleichermaßen *gemacht* wie *real* sind und auf die räumliche Organisation der Gesellschaft Einfluss haben. Geht man also davon aus, dass Regionen in alltäglichen Diskursen und Praktiken, situativ und situiert, kontextualisiert und kontingent, relational und performativ hergestellt werden, dann führt für die Wissenschaft gar kein Weg an einem sehr offenen Regionsbegriff vorbei.

Skizzierung eines Phantombilds

Die Region: ein Phantom? Unsere Ausführungen zeigen, dass nicht *die* Region ein Phantom ist, sondern dass wir es mit unterschiedlichen Typen von Phantomen zu tun haben.

Außerhalb der Wissenschaft im engeren Sinn lassen sich zwei Typen unterscheiden: Zum einen das Phantom *Alltagsregion*, das von seiner Unbestimmtheit lebt und aus Prinzip nicht zu fassen ist – und wohl auch nicht immer zu fassen sein soll. Zum anderen das Phantom *politisch-institutionelle Region* als territoriale Politik-, Verwaltungs- und Planungsebene. Zum Phantom wird dieser Regionstyp dadurch, dass er sich – wie am Beispiel seiner Institutionalisierung in Deutschland ausgeführt – insofern als Täuschung erweist, als diese Regionen nur selten echte politisch-administrative Kompetenzen besitzen und in vielen Fällen eher eine Hülse für das Marketing oder einzelne operative Ansätze darstellen.

In der Wissenschaftswelt führen zwei Phantome ein ziemlich widersprüchliches Eigenleben: Zum einen das untote Phantom *Realregion*, deren Existenz und Sinnhaftigkeit gerne von all jenen in Abrede gestellt werden, die sich aus einer konstruktivistischen Perspektive gegen die naiv-realistische Position wenden, Regionen seien einfach *von Natur aus* oder *von selbst* da. Zum anderen das Phantom *konstruierte Region* (bzw. gemachte, produzierte oder imaginierte) Region: Diese Region ist insofern ein Phantom, als sie nach Ansicht all jener, die sich gegen naiv-sozialkonstruktivistische Positionen wenden, nur eine Imagination jenseits der wirklichen Welt darstellt. Dieses Bild einer fast spiegelbildlich gegenüberstehenden Verunsicherung konstruktivistischer und realistischer Positionen durch reale und konstruierte Regionen ist Ausdruck eines beidseitigen Missverständnisses. Dass eine Region das Ergebnis von Regionalisierungen ist, bedeutet noch lange nicht, dass sie nicht *real* ist und nicht auch etwas bewirken kann.

Unsere Überlegungen führen zu der Einsicht, dass uns in Wissenschaft, Alltag und Politik nicht nur ganz unterschiedliche Regionsbegriffe begegnen, sondern auch unterschiedliche Phantome. Was macht man mit Phantomen? Einfangen? Verscheuchen? Wenn sie sich durch fehlende Präsenz oder Existenz auszeichnen,

dann könnte das schwierig werden. Das Bild des Phantoms sollte aber dabei helfen, Regionen gleichermaßen als Realität und Konstrukte anzusehen.

Wir raten jedenfalls dazu, Regionen als phantomartige Erscheinungen anzuerkennen anstatt sie zu jagen oder zu verleugnen. Wie sich in der akademischen Debatte um Regionen und das Regionale in der Geographie gezeigt hat, entstehen gerade durch die Versuche, solche Phantome zu vertreiben, fast spiegelbildlich neue Phantome. Insofern täte man gut daran, Phantomregionen nicht zu exorzieren, sondern als performative Wirklichkeit anzuerkennen. Anerkennen bedeutet nicht, den Phantomcharakter zu ignorieren. Im Gegenteil: Ein konstruktiver Umgang mit Regionskonzepten und Regionen, der sich an gesellschaftlichen Problemen und Anforderungen orientiert, muss Defizite ansprechen, kritisieren und – auf intellektueller wie praktischer Ebene – zu verantwortungsbewussten und nachhaltigen Regionsbildungen beitragen.

Literatur

- Allemann, F. R. (1980). Revolte der Regionen. In: Merian 7/33: *Straßburg und das Elsaß.*, 70-78.
- Allmendinger, P., Haughton, G., Knieling, J. & Othengrafen, F. (Hg.) (2015). *Soft Spaces in Europe. Re-negotiating Governance, Boundaries and Borders.* London: Routledge.
- Becker-Marx, K. (1966). Das Fragment der deutschen Regionen. *Stadtbauwelt* 11/1966, 840-844.
- Blotevogel, H.-H. (1996). Auf dem Wege zu einer ›Theorie der Regionalität‹. Die Region als Forschungsobjekt der Geographie. In: Brunn, G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*, 44-68, Baden-Baden: Nomos. (Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1).
- Brunn, G. (1993). Regionalismus im (west)europäischen Kontext. *Informationen zur Raumentwicklung* 11/1993, 739-747.
- Bundeskanzleramt (2020). Bundeskanzler Kurz: Standort stärken und Arbeitsplätze sichern. Nachricht vom 30. April 2020. Abrufbar auf: <https://www.bundeskanzleramt.gv.at/bundeskanzleramt/nachrichten-der-bundesregierung/2020/bundeskanzler-kurz-standort-staerken-und-arbeitsplaetze-sichern.html> [letzter Zugriff: 19.08.2022].
- Danielzyk, R. & Wiegandt, C.-C. (1987). Regionales Alltagsbewusstsein als Faktor der Regionalentwicklung? Untersuchungen im Emsland. *Informationen zur Raumentwicklung* 7-8/1987, 441-449.

- Ermann, U. (2005). *Regionalprodukte. Vernetzungen und Grenzziehungen bei der Regionalisierung von Nahrungsmitteln*. Stuttgart: Steiner. (Sozialgeographische Bibliothek, 3).
- Hahne, U. (1987). Das Regionaltypische als Entwicklungschance? *Informationen zur Raumentwicklung* 7-8/1987, 465-473.
- Hard, G. (1987). Das Regionalbewusstsein im Spiegel der regionalistischen Utopie. *Informationen zur Raumentwicklung* 7-8/1987, 419-440.
- Heintel, M. (2018). Regionalmanagement. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 2023-2028, Hannover: ARL.
- Hirschhausen, B. von, Grandits, H., Kraft, C., Müller, D. & Serrier, T. (2015). *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*. Göttingen: Wallstein.
- ILS (Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung des Landes Nordrhein-Westfalen) (Hg.) (1992) *Regionale Politik und regionales Handeln*. Dortmund: ILS-Taschenbücher.
- Kröcher, U. (2007). *Die Renaissance des Regionalen. Zur Kritik der Regionalisierungseuphorie in Ökonomie und Gesellschaft*. Münster: Westfälisches Dampfboot (Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis, 2).
- Lange, K. (1970). Regionen. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung III*, 2705-2719, Hannover: ARL.
- Meyer, H. (2006). Flächendeckende und isolierte Regionalkreisbildungen – ein Zukunftsansatz? In: Henneke, H.-G. (Hg.) *Kommunale Verwaltungsstrukturen der Zukunft*, 113-140, Stuttgart: Boorberg.
- Miggelbrink, J. (2014). Diskurs, Machttechnik, Assemblage. Neue Impulse für eine regionalgeographische Forschung. *Geographische Zeitschrift* 102(1), 25-40.
- Myklebost, H. (1993). Regionalism in Western Europe. *Norsk Geografisk Tidsskrift* 47, 79-91.
- Priebes, A. (2002). Die Bildung der Region Hannover und ihre Bedeutung für die Zukunft stadtreionaler Organisationsstrukturen. *Die Öffentliche Verwaltung* 55(4), 144-151.
- Priebes, A. (2007). Die Verwaltungsreform in Dänemark unter besonderer Betrachtung der Neuordnung der Regionen und des Planungssystems. *Raumforschung und Raumordnung* 65, 56-59.
- Priebes, A. (2019). *Die Stadtregion: Planung – Politik – Management*. Stuttgart: UTB Ulmer.
- Scheller, J.P. (1998). *Rhein-Main. Eine Region auf dem Weg zur politischen Existenz*. Frankfurt a.M. (Materialien des Instituts für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung, 25).
- Sinz, M. (2018). Region. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 1975-1984, Hannover: ARL.

- Steinacher, B. (2003). Regionale Steuerung am Beispiel des Verbandes Region Stuttgart. In: Adamaschek, B. & Pröhl, M. (Hg.) *Regionen erfolgreich steuern*. Gütersloh, 67-79.
- Voigt, R. (1989). Europäischer Regionalismus und föderalistische Staatsstruktur. *Aus Politik und Zeitgeschichte B 3/89*, 19-29.
- Wardenga, U. & Miggelbrink, J. (1998). Zwischen Realismus und Konstruktivismus. Regionsbegriffe in der Geographie und anderen Humanwissenschaften. In: Wollersheim, H.-W., Tzschaschel, S. & Middell, M. (Hg.) *Region und Identifikation*. Leipzig (Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen 1), 33-46.
- Weichhart, P. (1996). Die Region – Chimäre, Artefakt oder Strukturprinzip sozialer Systeme? In: Brunn, G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. 25-43, Baden-Baden: Nomos (Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1).
- Weichhart, P. (1999). Die Räume zwischen den Welten und die Welt der Räume. Zur Konzeption eines Schlüsselbegriffs der Geographie. In: Meusburger, P. (Hg.) *Handlungszentrierte Sozialgeographie. Benno Werlens Entwurf in kritischer Diskussion*, 67-94, Stuttgart: Steiner (Erdkundliches Wissen, 130).
- Werlen, B. (1997). *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung*. Stuttgart: Steiner. (Erdkundliches Wissen, 119).

Die Ankunftsregion

Tim Leibert & Serhii Svyharets

Angesichts der ständig zunehmenden internationalen Mobilität werden die Themen Migration und Integration zu immer wichtigeren raumwissenschaftlichen Forschungsthemen. Besonders auffällig ist in diesem Zusammenhang der ausgeprägte Fokus der Forschung auf die nationale Ebene einerseits und die Quartiers-ebene andererseits. Andere räumliche Ebenen stehen vergleichsweise selten im Fokus des wissenschaftlichen Interesses. Eine regionale Perspektive ist aus unserer Sicht jedoch vorteilhaft, um zu vermeiden, dass Migration und Integration verkürzend und simplifizierend als nationale Herausforderung oder lokales *Problem* in bestimmten *sozialen Brennpunkten* verstanden werden.

Die große Mehrheit der wissenschaftlichen Arbeiten zu Migration und Integration befasst sich mit Städten bzw. Quartieren mit hohem Migrant:innenanteil und einer langen Geschichte als Wohnstandort für Zugewanderte (Meeus et al. 2020, S. 13). Doug Saunders' viel beachtetes Buch *Arrival Cities* (2011) hat die Diskussionen zu Stadt, Migration und Integration neu belebt und um wichtige Facetten ergänzt. Der Autor nimmt die Leser:innen mit auf eine Reise zu verschiedenen *Arrival Cities*: die Favelas von São Paulo, die überbevölkerten Vororte von Mumbai oder das multikulturelle und pulsierende Kreuzberg, um zu zeigen, wie die superdiverse Umgebung die Integration von Migrant:innen prägt. Saunders beschreibt *Arrival Cities* als hochdiverse Stadtteile, in denen Migrant:innen ihr neues Leben beginnen, als Orte, an denen sie die Regeln der Aufnahmegesellschaft lernen. Diese Viertel lassen sich aufgrund ihrer hohen Armuts- und Arbeitslosenquoten kaum als idealer Lebensort beschreiben. Dennoch bieten sie gute formelle und informelle Ankunftsinfrastrukturen, die Migrant:innen beim Heimisch-Werden helfen (z.B. El-Kayed et al. 2020). Basierend auf Saunders' Ideen hat sich im deutschsprachigen Raum eine breite wissenschaftliche Diskussion zum Ankommen von Migrant:innen in bestimmten (Stadt-)Räumen entwickelt. Diese Räume werden als hochgradig diversifiziert und von transnationalen Lebensweisen, migrantischen Ökonomien und hoher Fluktuation geprägt beschrieben. Sie zeichnen sich durch vergleichsweise barrierearme Zugänge zum Wohnungs- und Arbeitsmarkt und eine breite Palette von (staatlichen und nichtstaatlichen) Unterstützungsinfrastrukturen aus (Hans et al. 2019, S. 515).

Der ausgeprägte Fokus der Migrationsforschung auf Städte ist nicht unproblematisch, da nicht alle Migrationsströme in die großen städtischen Zentren führen. So wurden in den letzten Jahren auch ländliche Regionen mit geringen Migrant:innenanteilen und ohne gut entwickelte Unterstützungsinfrastrukturen zu Zielgebieten internationaler Zuwanderer. Eine regionale Perspektive auf Migration und Integration könnte helfen, den Blick zu weiten und Forschungslücken, z.B. »ländliche Ankunftsräume« (Glorius et al. 2021), zu schließen, die durch den Fokus auf städtische (Teil-)Räume einerseits und die nationale Ebene andererseits entstehen. *Regional* ist dabei nicht als Synonym für *ländlich* zu verstehen, sondern als Relativierung einer zu lokalen, zu eingeschränkten Perspektive. Eine solche Perspektive kann problematisch werden, wenn aus bestimmten lokalen Strukturen, Rahmenbedingungen und Akteur:innenkonstellationen Rückschlüsse auf Migration und Integration im Allgemeinen gezogen werden.

In diesem Aufsatz nähern wir uns der *Ankunftsregion*, indem wir zunächst ein Begriffsverständnis von *Ankunft* entwickeln und anschließend anhand theoretisch-konzeptioneller Perspektiven auf *Region* die räumliche Dimension von *Ankunft* beleuchten. Auf dieser Basis diskutieren wir Ankunftsregionen *top-down* und *bottom-up* und erörtern zukünftige Forschungsperspektiven.

Ankunft?

Menschen sind ständig in Bewegung: Sie pendeln zum Arbeitsplatz, gehen einkaufen, besuchen Freund:innen und Familienmitglieder oder suchen nach einem besseren Leben für sich und ihre Nächsten. Mit zunehmender Komplexität sozialer Prozesse wird auch die Mobilität im Raum als Forschungsthema immer anspruchsvoller. Um Bewegungen im Raum zu analysieren, verwenden Wissenschaftler:innen zwei Begriffe: Migration und Mobilität. Aber was ist der Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen? Für Urry (2004, S. 28) ist »corporeal travel of people« ein Spezialfall der Mobilität, der Wanderungen über kurze (Umzüge) und längere Distanzen (Migration) sowie zirkuläre Mobilität (Pendeln) umfasst. Mobilität hat neben der physischen Ortsveränderung von Menschen noch andere Facetten, z.B. den Transport von Gütern oder virtuelle Mobilität im Internet. Ein Rückgriff auf Perspektiven und Konzepte der Mobilitätsforschung wird auch von Dahinden (2016) empfohlen, um theoretische und konzeptionelle Schwächen der Migrationsforschung zu überwinden – insbesondere hinsichtlich der Verknüpfungen von Migration, Raum, Macht und Ressourcen.

Für Glasze & Pott (2014, S. 48) ist Raum eine »zentrale Kategorie der Migrationsforschung«. Sie argumentieren, dass stets »räumliche Unterscheidungen vonnöten [seien], um migrationsbezogene Beobachtungen anzustellen oder entsprechende Aussagen zu treffen«. Diese räumlichen Bezüge umfassen die

Herkunfts- und Zielgebiete von Wanderungen sowie die auf dem Weg durchquerten Räume – mit allen denkbaren Wechselwirkungen und Querbezügen. Hoffmeyer-Zlotnik (2020, S. 9) plädiert ebenfalls dafür, die Perspektive des Raums als definierenden Faktor zu verwenden. Für sie ist die Migration eine Bewegung im »*space of places*«, während Mobilität eine Bewegung im »*space of flows*« ist. Die Idee der Bewegung durch den »*space of flows*« untergräbt die vorherrschenden, Sesshaftigkeit normalisierenden Theorien und verlagert den Schwerpunkt (geographischer) Migrationsforschung auf soziale Netzwerke.

Mit dem Begriff *Ankunft* unterstreichen wir unsere Sichtweise, Migration nicht als ein singuläres Ereignis zu verstehen, das mit dem Fortzug aus der Herkunftsregion beginnt und mit dem Eintreffen in der Zielregion endet und mit einer Stoppuhr sekundengenau beziffert werden könnte. Wir gehen im Gegenteil davon aus, dass insbesondere Wohnstandortverlagerungen in ein anderes Land eine Vorgeschichte und ein Nachspiel haben, es sich also um einen Prozess mit unbestimmter Länge handelt, bei dem unklar ist, in welchen Momenten der Start- oder Stoppknopf der Stoppuhr gedrückt werden müsste. Um den Begriff *Ankunft* genauer zu verstehen, ist zunächst zu klären, wie wir den Migrationsprozess konzeptualisieren und darzulegen, welche Akteur:innen an diesem Prozess beteiligt sind.

Migration kann als dreistufiger Prozess verstanden werden. Neben dem Akt der physischen Ortsveränderung selbst zählen auch die Phasen vor und nach der (internationalen) Wanderung zu den Bestandteilen des Migrationsprozesses (Bhugra & Becker 2005). In der Prä-Migrationsphase beginnen Menschen, eine internationale Wanderung als Möglichkeit zur Verbesserung ihrer Lebensqualität in Betracht zu ziehen. Die Phase nach der Ankunft im Zielland ist den Prozessen der Integration in der Aufnahmegesellschaft gewidmet. Wir sind der Meinung, dass für das Verständnis von Migration sowohl die Phasen vor als auch nach der Migration betrachtet werden sollten. Für die Begriffsbestimmung von *Ankunft* ist insbesondere diese letzte Phase von Bedeutung, weshalb wir in diesem Aufsatz sowohl die Prä-Migrationsphase als auch den Akt der Wanderung selbst ausblenden.

Weiterhin verstehen wir Migration als einen Prozess, an dem verschiedene Akteur:innen beteiligt sind. So sind in der Postmigrationsphase neben den Migrant:innen selbst sowohl die Herkunfts- als auch die Aufnahmestaaten und -gesellschaften direkt oder indirekt beteiligt. Nach diesem Verständnis von Integration integrieren sich Migrant:innen und die Mitglieder der Aufnahmegesellschaft gegenseitig (Glorius et al. 2021). Im gegenwärtigen Stadium der Entwicklung von Kommunikationstechnologien sind Migrant:innen zudem in der Lage, mit den Mitgliedern ihrer sozialen Netzwerke in der Heimatregion in Kontakt zu bleiben und somit in beiden Gesellschaften gleichzeitig präsent zu sein. Darüber hinaus bleiben Migrant:innen und ihre Herkunftsländer durch verschiedene (rechtliche) Bindungen miteinander verbunden. Gleichzeitig ist der Aufnahmestaat in der Post-Migrationsphase involviert, indem er Ankunftsinfra-

strukturen schafft und so die Integration der Migrant:innen beeinflusst, aber nicht unbedingt erleichtert (Meeus et al. 2020).

Zusammenfassend können wir schließlich unser Verständnis von *Ankunft* definieren. Unter *Ankunft* verstehen wir die Vielzahl von zeitlich unbegrenzten Integrationsprozessen, die Migrant:innen, Aufnahmegesellschaften und staatliche Akteur:innen nach der physischen Ankunft von Migrant:innen durchlaufen. Die beiden zuvor erwähnten Perspektiven der menschlichen Mobilität sensibilisieren für eine Dualität der Perspektive, wo Migrant:innen ankommen: Sie kommen nicht nur an einem neuen Ort an, sondern auch in neuen sozialen Netzwerken – zumeist ohne die Brücken zum bisherigen Wohnort und den etablierten sozialen Netzwerken komplett abubrechen. Wir machen uns hier die Sichtweise von Meeus et al. (2020) zu eigen, dass auch das »futuring« der Migrant:innen zu berücksichtigen ist: »The spatial ›end-point‹ of arrival cannot be socio-spatially ›fixed‹ [...] but is always oriented toward the future, with migrants shifting their relative engagements toward certain places for a variety of reasons over time« (Meeus et al. 2020, S. 15f.). Die Ankunft ist also nie wirklich abgeschlossen, weder in räumlicher noch in sozialer Hinsicht. Als weitere Vorteile des Begriffs *Ankunft* sehen wir seine Flexibilität. Man kann an einem bestimmten Ort ankommen, aber auch in bestimmten gesellschaftlichen Strukturen oder Netzwerken. Der Fokus der Forschung kann dabei auf dem Ort, den ankommenden Personen, aber auch den schon am Ort Anwesenden liegen und damit den von Dahinden (2016) in ihrem Plädoyer für eine *De-Migrantisierung* der Migrationsforschung geforderten Perspektivwechsel unterstützen, Migrant:innen als Teil der Gesamtbevölkerung zu betrachten und zu beforschen. Im folgenden Abschnitt wenden wir uns dem Grundwort des Kompositums *Ankunftsregion* zu: der Region.

Region?

Auch wenn Sinz (2018, S. 1976) den »wissenschaftlichen Kontext« als die »Domäne des Begriffs Region« ansieht, handelt es sich doch um einen in der Alltagssprache durchaus geläufigen Ausdruck, für den jedoch eine allgemeingültige Definition fehlt. Der Begriff bleibt daher diffus und beliebig (Wiechmann 2000, S. 173). Der Blick ins Wörterbuch Allgemeine Geographie (Leser 1997) als erste Annäherung an eine allgemeine Begriffsbestimmung ist nur bedingt hilfreich. Aus den dort aufgeführten Bedeutungsdimensionen lässt sich herausdestillieren, dass man unter *Region* einen dreidimensionalen Ausschnitt der Erdoberfläche unbestimmter Größe versteht. Dabei kann es sich um ein historisch oder administrativ definiertes Territorium handeln. Die konkreteste Definition lautet: »im weitesten Sinne eine geographisch-räumliche Einheit mittlerer Größe, die sich funktional oder auch strukturell nach außen abgrenzen lässt« (Leser 1997, S. 690). Aus dieser Definition ergibt

sich, dass eine Ankunftsregion eine (gegebenenfalls administrative) Raumeinheit ist, die sich dadurch auszeichnet, dass sie ein Zielgebiet internationaler Wanderungen und/oder der Wohn- bzw. Aufenthaltsort von Migrant:innen ist und/oder eine zentrale Rolle im Ankunfts- und Integrationsprozess im Zielland spielt. Die Forderung nach »mittlerer Größe« legt nahe, dass die Ankunftsregion irgendwo zwischen dem Ankunftsquartier und der nationalen Ebene angesiedelt ist.

Sinz (2018) ergänzt die obige Definition in zwei Punkten. Einerseits ist es für ihn ein Definitionsmerkmal der Region, dass sie ein zusammenhängendes Territorium abdeckt (Sinz 2018, S. 1976). Andererseits verweist er darauf, dass Regionen nicht »naturegegeben« sind, sondern »intellektuelle Konstrukte« darstellen, die anhand eines bestimmten Erkenntnisinteresses abgegrenzt werden (Sinz 2018, S. 1977): »die ›Region‹ [...] ergibt sich primär aus der individuellen Perspektive des Betrachters« (Wiechmann 2000, S. 174). Dies bedeutet, dass unterschiedliche Fragestellungen zu unterschiedlichen Regionszuschnitten führen. Die Abgrenzung von Regionen ist folglich als ein »gedanklicher Abstraktions- und Generalisierungsvorgang« zu verstehen, durch den die komplexe soziale Wirklichkeit dadurch vereinfacht wird, dass sie auf ihre räumliche Dimension zurückgeführt wird (Sinz 2018, S. 1977).

Mit Blick auf Ankunftsregionen ergeben sich aus dieser Perspektive zwei weitergehende Fragen: Wessen intellektuelles Konstrukt ist die Ankunftsregion und aus welchem Erkenntnisinteresse wird sie gebildet? Damit eng zusammenhängend und die Forderung nach einem zusammenhängenden Territorium aufnehmend: Lässt sich *Ankunft* soweit verräumlichen und territorialisieren, dass die Idee einer klar abgegrenzten räumlichen Einheit überhaupt sinnvoll ist? Beide Fragen führen zu der Erkenntnis, dass es im Grunde zwei Typen von Ankunftsregionen gibt, die mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und räumlichen Logiken verbunden sind. Die Ankunftsregion *top-down*, deren zentrale *Player* der Staat und institutionelle Akteur:innen sind, ist territorial organisiert und hat klare (Zuständigkeits-)Grenzen, die häufig mit administrativen Strukturen übereinstimmen. Ziel ist die Verwaltung, Regulierung und Steuerung des Ankommens und des interkulturellen Zusammenlebens. Bei der Ankunftsregion *bottom-up* ist dagegen das Erkenntnisinteresse, wie raumbezogene Aspekte, z.B. Infrastrukturen, lokale Gelegenheitsstrukturen oder die Dichte und Diversität der gebauten Umwelt in Verbindung mit sozialen Netzwerken das Ankommen beeinflussen. Die zentralen *Player* sind hier die Migrant:innen selbst sowie zivilgesellschaftliche Gruppen und Initiativen, die nicht unbedingt territorial organisiert sind. Ergänzen ließe sich auch noch eine symbolische Dimension des Ankommens, nämlich das Vorhandensein oder Fehlen lokaler bzw. regionaler Willkommenskulturen: Fühlen sich Migrant:innen sicher, willkommen und wertgeschätzt? Hier zeigt sich, dass die Ankunftsregion *bottom-up* keine klar abgegrenzte, zusammenhängende Raumeinheit sein kann. Prinzipiell müsste man sogar davon ausgehen, dass jede:r Migrant:in eine indivi-

duelle Ankunftsregion besitzt, die den Charakter eines Archipels von Orten, Personen, Netzwerken und Institutionen hat, zwischen denen neutrale Orte liegen, die für die jeweilige Person ohne Relevanz sind, und No-go-Areas, die aktiv gemieden werden.

Vor diesem Hintergrund ist die von Wiechmann (2000, S. 176) vorgenommene Differenzierung in deskriptive, normative und synthetische Regionsbegriffe ein weiterer Baustein, um sich dem Regionalen im Kompositum *Ankunftsregion* zu nähern. *Ankunftsregion* kann je nach Bedeutungsgehalt ein deskriptiver, normativer oder synthetischer Begriff sein; deskriptiv im Sinne einer administrativen Einheit, die sich dadurch auszeichnet, bei aus dem Ausland Zuziehenden als erster Wohnstandort besonders populär zu sein. Dies lässt sich quantitativ über Wanderungs- und Bevölkerungsstatistiken abbilden. Normative Regionen sind das Ergebnis politischen Gestaltungswillens (Wiechmann 2000, S. 175). Im normativen Sinn ist eine Ankunftsregion eine administrative Einheit, die infolge politischer Entscheidungen dazu auserkoren wurde, der erste Aufenthaltsort von Migrant:innen im Zielland zu sein, beispielsweise als Standort einer Erstaufnahmeeinrichtung. Während die Ankunftsregion im deskriptiven Sinne *neutral* ist – der erste Wohnsitz im Zielland kann von den Migrant:innen selbst gewählt oder von staatlichen Stellen zugewiesen sein – gilt dies für die normative Ankunftsregion nicht. Mit Blick auf die in vielen europäischen Ländern übliche Praxis, Geflüchtete und Asylsuchende in Gemeinschaftsunterkünften unterzubringen, bekommt die Ankunftsregion im normativen Sinn den negativen Beigeschmack einer *erzwungenen Ankunft*. Sie wird Teil einer restriktiven Zuwanderungspolitik, die – auch über die Unterbringung in Gemeinschaftseinrichtungen – abschreckend wirken soll (Kreichauf 2018).

Nach dem synthetischen Regionsbegriff sind Regionen als dynamische Systeme zu verstehen – bei der Abgrenzung stehen nicht die trennenden Elemente nach außen, sondern die verbindenden Elemente nach innen im Vordergrund, z.B. Vernetztheit, Interaktion und Interdependenz (Wiechmann 2000, S. 177). Aus dieser konstruktivistischen und akteur:innenbezogenen Perspektive entwickelt Wiechmann folgende Definition, die gut für die Beschreibung von Ankunftsregionen geeignet ist: Eine Region kann als ein »sozio-ökonomischer Verflechtungsraum, der sich als lose verbundenes Netzwerk privater und öffentlicher Institutionen in erster Linie durch die gegenseitige Wahrnehmung der in ihm agierenden Akteure definiert«, verstanden werden. Die Region ist nach diesem Verständnis nicht als »Stück Land mit festen Grenzen«, sondern als »kommunikations- und akteursbezogener Begriff« anzusehen. Die Abgrenzung der Region erfolgt anhand von variablen, sachverhaltsbezogenen Kriterien (Wiechmann 2000, S. 181). Diese Definition ist insbesondere geeignet für die Ankunftsregion *bottom-up*, für die Akteur:innen und ihre Netzwerke und Interaktionen konstitutiv sind.

Ankunftsregionen *top-down* und *bottom-up*

Ankunftsregionen *top-down* sind in der Regel administrative Einheiten, üblicherweise oberhalb der Gemeindeebene. Insbesondere für quantitative Studien wird der räumliche Zuschnitt dieser Regionen selten hinterfragt, da statistische Daten für Verwaltungseinheiten bereitgestellt werden. Auch mit Blick auf die Aktivitäten staatlicher Stellen und anderer Akteur:innen (z.B. privatwirtschaftliche oder karitative Träger:innen) bei der *Governance* von Migration und Integration bzw. der Bereitstellung von Unterstützungsangeboten, ist die Ankunftsregion *top-down* zumeist anhand von (räumlichen) Zuständigkeiten territorial organisiert. Es handelt sich also um Containerräume. Auch wenn dieses Raumkonzept in der Geographie keinen guten Ruf genießt, hat es für die Ankunftsräume *top-down* auch Vorteile: »Die Verräumlichung des Sozialen durch Zuordnung zu territorial begrenzten Behältern schafft klare Ordnungen und Interventionsadressen« (Glasze & Pott 2014, S. 51). Bei der Interpretation ist jedoch Vorsicht geboten, um nicht in die »territoriale Denkfalle« (Glasze & Pott 2014, S. 52) zu tappen. Einerseits besteht die Gefahr der Naturalisierung von administrativen Einheiten, die nicht unbedingt die im Alltagsleben von Migrant:innen relevanten Raumzuschnitte widerspiegeln müssen. Andererseits verleitet das Denken in Verwaltungsbezirken zu einer »Homogenisierung der sozialen Welt« und führt im schlimmsten Fall dazu, dass soziale Probleme auf Raumeinheiten projiziert werden (»Problemquartiere«), denen eine eigenständige Erklärungskraft für Integrations(miss)erfolge zugeschrieben wird (Glasze & Pott 2014, S. 51f.). Dies soll nicht bedeuten, dass räumliche Faktoren für Ankommen, Integration und den wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg von Migrant:innen keine Rolle spielen. Insbesondere für Geflüchtete ist die Qualität der Ankunftsbedingungen in den Regionen, in die sie zugewiesen werden, von großer Bedeutung. Dabei kann es sich um Gelegenheitsstrukturen in der gebauten und sozialen Umwelt handeln, die Einstellungen der lokalen Bevölkerung oder die Art und Rahmenbedingungen der Unterbringung. Auch die Rolle des (lokalen) Staats ist durchaus ambivalent. Einerseits zeigt das Beispiel von Offenbach am Main, dass sich eine Raumeinheit das Etikett *Ankunftsstadt* selbst zu eigen machen und als Qualitätsmerkmal verwenden kann. Andererseits verweist Bade (2015) auf die Widersprüche, (Selbst-)Blockaden und Ambivalenzen von staatlichen »Willkommensoffensiven« sowie die (oftmals unterentwickelten) »Willkommenstechniken«, die für ihn die Grundlage von Willkommenskulturen sind. Diese Beispiele verdeutlichen, dass neben Raum- und Verwaltungsstrukturen auch das konkrete Handeln und Netzwerken von Akteur:innen eine wichtige Rolle bei der Ankunft von Migrant:innen spielt. Diese Aspekte fassen wir unter Ankunftsregionen *bottom-up*.

Wir verstehen Ankunftsregionen *bottom-up* als Assemblages von integrationsfördernden sozialen, administrativen und technischen Infrastrukturen und gesellschaftlichen Netzwerken, als Räume, in denen Migrant:innen die grundlegenden

Normen der Aufnahmegesellschaft lernen und ihre Zukunft planen. Es handelt sich um Orte, in denen Willkommenskulturen etabliert werden konnten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch zuwanderungskritische gesellschaftliche Gruppen dort (symbolische) Kontrapunkte setzen, um ihre Ablehnung der internationalen Zuwanderung zu demonstrieren, etwa durch *Aufmärsche*, Graffitis, gezielte Stigmatisierung in den (sozialen) Medien oder gar Gewalttaten wie die rechtsterroristischen Anschläge von Hanau am 19.02.2020.

Ankunftsregionen sind als offene Systeme in verschiedene gesellschaftliche und politische Prozesse eingebunden, was wiederum bedeutet, dass es sich nicht um physische Räume handelt, die auf Karten eindeutig abgegrenzt werden können, sondern eher um gruppenspezifische verräumlichte Lebenswelten. Dies bedeutet auch, dass Ankunftsregionen gruppenspezifisch gedacht werden müssen. Entweder weil sich die Handlungsspielräume und Freiheitsgrade, eigene Entscheidungen zu treffen, unterscheiden (z.B. zwischen Geflüchteten und EU-Bürger:innen), weil unterschiedliche Bedürfnisse für Infrastrukturen und Unterstützungsmechanismen bestehen oder weil unterschiedliche ethnische Gruppen von der (Zivil-)Gesellschaft vor Ort beziehungsweise von politischen Entscheidungsträger:innen unterschiedlich behandelt werden. Bei der Betrachtung von Ankunftsregionen *bottom-up* sollte nicht übersehen werden, dass die Netzwerke von Migrant:innen häufig transnational sind, es also umfangreiche Verknüpfungen, Verflechtungen und Wechselwirkungen verschiedenster Art mit anderen Räumen gibt. Ebenso bedeutend ist die Rolle der lokalen Gesellschaft (Glorius et al. 2021), deren (fehlende) Offenheit Migrant:innen gegenüber das Klima vor Ort entscheidend beeinflussen kann.

Forschungsperspektiven

Unterschiedliche Räume bieten unterschiedliche integrationsrelevante Rahmenbedingungen und Lebensbedingungen für Migrant:innen, denen die Migrationsforschung mehr Aufmerksamkeit widmen sollte; dies gilt insbesondere für ländliche Räume. Die Betonung der Quartiersperspektive könnte einerseits die Stigmatisierung bestimmter Nachbarschaften verstärken. Andererseits werden über die Nachbarschaft hinausreichende, bisweilen globale Bezüge, Verflechtungen und Netzwerke möglicherweise übersehen. Die Perspektive der Ankunftsregion sehen wir als geeignet an, die verschiedenen *Inseln* im *Archipel* migrantischer Lebensweisen besser vermessen und in ihren Beziehungen zueinander verstehen zu können. Zu guter Letzt sollte auch die Prozesshaftigkeit des Ankommens stärker in den Fokus des wissenschaftlichen Interesses rücken, etwa die Frage, wie sich die individuellen Geographien des Ankommens im Zeitverlauf entwickeln. Dabei sollte auch die lokale Bevölkerung und Zivilgesellschaft in den Blick genommen werden: Migration und Integration betreffen nicht nur die Migrant:innen, sondern verändern

und beeinflussen auch die *locals* – wie diese darauf reagieren und damit umgehen, könnte eine weitere Facette der Forschung zu Ankunftsregionen sein.

Literatur

- Bade, K. (2015). Willkommen in der Einwanderungsgesellschaft? *Zeitschrift der Deutschen Vereinigung für Politische Bildung*. In: Politik unterrichten. Landesverband Niedersachsen.
- Bhugra, D., & Becker, M. (2005). Migration, cultural bereavement and cultural identity. *World Psychiatry*, 4(1): 18.
- Dahinden, J. (2016). A plea for the ›de-migrantization‹ of research on migration and integration. *Ethnic and Racial Studies*, 39(13): 2207-2225. <https://doi.org/10.1080/01419870.2015.1124129>.
- El-Kayed, N., Bernt, M., Hamann, U. & Pilz, M. (2020). Peripheral estates as arrival spaces? Conceptualising research on arrival functions of new immigrant destinations. *Urban Planning*, 5(3): 103-114. <https://doi.org/10.17645/up.v5i3.2932>.
- Glasze, G. & Pott, A. (2014). Räume der Migration und Migrationsforschung. In: Gans, P. (Hg.) *Räumliche Auswirkungen der internationalen Migration*, 47-62. Hannover: ARL.
- Glorius, B., Bürer, M. & Schneider, H. (2021). Integration of refugees in rural areas and the role of the receiving society: Conceptual review and analytical framework. *Erdkunde*, 75(1): 51-60. <https://doi.org/10.3112/erdkunde.2021.01.04>.
- Hans, N., Hanhörster, H., Polívka, J. & Beißwenger, S. (2019). Die Rolle von Ankunftsräumen für die Integration Zugewanderter. Eine kritische Diskussion des Forschungsstandes. *Raumforschung und Raumordnung*, 77(5): 511-524. <https://doi.org/10.2478/rara-2019-0019>.
- Hoffmeyer-Zlotnik, P. (2020). *Between Flows and Places: Conceptualizing the Migration-Mobility Nexus*. Neuchâtel: Université de Neuchâtel.
- Kreichauf, R. (2018). From forced migration to forced arrival: the campization of refugee accommodation in European cities. *Comparative Migration Studies*, 6(7). <https://doi.org/10.1186/s40878-017-0069-8>.
- Leser, H. (1997). *Diercke Wörterbuch Allgemeine Geographie*. München, Braunschweig: Diercke.
- Meeus, B., Beeckmans, L., van Heur, B. & Arnaut, K. (2020). Broadening the urban planning repertoire with an ›arrival infrastructures‹ perspective. *Urban Planning*, 5(3): 11-22. <https://doi.org/10.17645/up.v5i3.3116>.
- Saunders, D. (2011). *Arrival City: How the Largest Migration in History Is Reshaping Our World*. London: Windmill Books.

- Sinz, M. (2018). Region. In: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung, 1975-1984*. Hannover: ARL.
- Urry, J. (2004). Connections. *Environment and Planning D: Society and Space*, 22(1): 27-37. <https://doi.org/10.1068/d322t>.
- Wiechmann, T. (2000). »Die Region ist tot – es lebe die Region!« Anmerkungen zur Diskurskonjunktur und Relativierung des Begriffes. *Raumforschung und Raumordnung*, 58(2-3): 173-184. <https://doi.org/10.1007/BF03185188>.

Die arme Region

Andreas Koch

Armut ist ein empirischer und normativer Sachverhalt

Von ihrer extremen Ausprägungsform einer Gefährdung des physischen Überlebens einmal abgesehen, ist Armut ein relativer Begriff. Dies gilt allerdings nur für von ihr nicht betroffene Menschen; für jene, die in materiell und sozial prekären Situationen leben, ist Armut absolut und existenziell. Zudem gefährdet Armut den gesellschaftlichen Zusammenhalt und wird als Übel diskreditiert, und doch wird sie auf die eine oder andere Weise instrumentalisiert. Sie könnte überwunden werden, und doch wird ihr eine wichtige gesellschaftliche Funktion attestiert. »Armut gehört zur Menschheitsgeschichte als Teil der Gestaltung von Lebensbedingungen, nicht aber zum Menschen im Sinne einer anthropologischen Konstante bzw. Gesetzmäßigkeit« (Huster et al. 2018, S. 3). Daher ist es unzulässig, Menschen über ihre Armutslagen zu definieren und ihnen anhand dieser eine soziale Schwäche zu unterstellen. Gleichermassen verkürzend ist es, Orte oder Regionen über Ausstattungsdefizite mit räumlicher Armut oder Rückständigkeit gleichzusetzen.

Die Widersprüche, die mit der Zuschreibung von sozialer und räumlicher Armut einhergehen, sind zum Teil einer simplifizierenden Dichotomie von *arm* und *reich* in medialen Diskursen geschuldet. Sie sind zugleich auch eine Folge der herrschenden politisch-ökonomischen Verhältnisse und den daraus erwachsenen sozialpolitischen Maßnahmen, Instrumenten und Programmen. Der Begriff *relative Armut* setzt die Verfügung an materiellen, sozialkulturellen und politischen Ressourcen, mit denen Menschen ihre persönlichen und sozialen Interessen verfolgen und ihre Bedürfnisse befriedigen, in ein wechselseitiges Verhältnis zu den zeitlich und räumlich jeweils existierenden Gegebenheiten.

Zur quantitativen wie auch qualitativen Vermessung der gesellschaftlichen Ressourcenverteilung werden eine Vielzahl an Indikatoren und theoretischen Konzepten genutzt, mit deren Hilfe Grenzwerte ermittelt, Güterausstattungen verglichen, Handlungsspielräume ausgelotet und Gerechtigkeitsfragen aufgeworfen werden. Anhand dieser Kriterien wird Armut sachlich, zeitlich und räumlich als arme Region verortet – und ist insofern ein empirischer Begriff.

Da diese Verortungen jedoch keinen Naturgesetzen folgen, sondern einem politischen Aushandlungsprozess (im Prinzip) aller Gesellschaftsmitglieder – mit Ausnahme der als arm klassifizierten – unterliegen, ist relative Armut zugleich ein normativer Begriff. Die Festlegung der Armutsgefährdungsschwelle auf 60 Prozent des gewichteten Medianeinkommens für Haushalte oder die Zusammenstellung des Warenkorb zur Messung von Deprivation sind hierfür bekannte Beispiele (Statistik Austria 2022). Die empirischen und normativen Armutsparadigmen stehen dabei in einem interdependenten Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Strukturen und ihren allgemein akzeptierten Werten, die sich zu bestimmten Mustern der Vorstellung von und des Umgangs mit Armut verdichten lassen. Bei allem Wandel der konkreten Armutsverhältnisse haben sich soziale Exklusionen im Allgemeinen und Funktionalisierungen von Armut im Besonderen als historische Konstanten besonders hartnäckig gehalten (Lessenich 2019, Dietz 1997) – und mit ihnen die räumlichen Verortungen. Mit den seit etwa den 1960er Jahren sichtbaren Folgen der auf Massenproduktion und Massenkonsum setzenden Industrialisierung trägt die ökologische Krise als weitere, sich zusehends strukturell verfestigende Problematik zur Verschärfung und Perpetuierung von Exklusions- und Armutsprozessen bei.

Wie Armut gesellschaftlich nachhaltig legitimiert wird

Bei aller Kritik an der Widersprüchlichkeit der begrifflichen und konzeptionellen Zuschreibungspraxis sowie der mangelnden Nachhaltigkeit politischer Lösungen zur Armutsbekämpfung, ist den wachsenden Differenzierungsbemühungen von Armutstheorien im sozialen System zugutezuhalten, dass sie den veränderten Verhältnissen moderner Gesellschaften näherungsweise Rechnung tragen. Obgleich dem Einkommen (und auch dem Vermögen) in kapitalistisch organisierten Marktwirtschaften eine zentrale Bedeutung zur Bewältigung und Prävention von Armutslagen zukommt, werden mit dem Lebenslagen-, Deprivations- und Befähigungsansatz umfassendere konzeptionelle Vorschläge in den sozialpolitischen Debatten berücksichtigt. Sie zielen darauf ab, Armut mit sozialer Ausgrenzung oder unzureichenden Teilhabe- und Zugangschancen zusammenzudenken. Den deskriptiv-analytischen wie auch den präskriptiv-normativen Theorien ist es bislang jedoch nicht wirklich gelungen, sich hinreichend politisches Gehör zu verschaffen. Dies liegt nicht zuletzt an einem Mangel an passenden alternativen Raumkonzeptionen zum territorial-administrativen Typ, die den unterschiedlichen sozial-kulturellen und sozial-politischen Blicknahmen auf Armut angemessen Rechnung tragen könnten, wie nachfolgend noch näher ausgeführt wird. Eine Ausnahme bildet die Theorie fragmentierender Entwicklung von Fred Scholz (2002), die der containerräumlichen Vorstellung des Territoriales eine

fragmentierte Welt aus Orten differenzierter Funktionen (*global cities*) inmitten eines unscharf abgegrenzten Armutstraumes (*Meer der Armut*) gegenüberstellt.

Die zentralistischen Maßnahmen staatlicher Armutspolitik lassen bestehende Klassenhierarchien und damit einhergehende Exklusionsmechanismen weiterhin unangetastet, wie sie auch der Instrumentalisierung von Armut als Teil der Funktionslogik neoliberaler Märkte einen nicht unerheblichen Nützlichkeitswert zuschreiben. Wurde eine Ethik der Armut im frühen Mittelalter durch eine »Ökonomie des Seelenheils« (Dietz 1997, S. 27f.) für Almosengeber:innen als heilsbringend gerechtfertigt, so wandelte sich dies mit der Industrialisierung zu einer »Ökonomie der Armut«, die sich in der Ausbeutung und Entmenschlichung der Arbeitskraft äußerte (Dietz 1997, S. 54). Mit der neoliberalen Marktideologie und ihren Privatisierungs-, Deregulierungs- und Krisenschüben hat sich die Kommodifizierung der Arbeitskraft verfestigt, die eine private Absicherung gegen Risiken konsolidiert.

Die Maßnahmen zur Bewältigung der SARS-CoV-2-Pandemie liefern demgegenüber einen eindrücklichen Beleg, zu welchen – auch kurzfristigen – finanziellen Kraftanstrengungen wirtschaftlich potente Staaten in der Lage sind, um Einbrüche bei den Haushaltseinkommen und Betriebsschließungen so weit als möglich zu verhindern. So wurden in Österreich bislang knapp 42 Milliarden Euro (Stand November 2021) öffentliche Gelder für Corona-Hilfsmaßnahmen aufgewendet (BMF 2022), ohne dass die Gefahr eines staatlichen Bankrotts zu drohen scheint. Im Vergleich hierzu verharrt die Armutsgefährdungsrate auf Haushaltsebene in den letzten zehn Jahren bei etwa 22 bis 25 Prozent (Eurostat 2022). Während die Mittelschichten Unterstützung erwarten dürfen, haben die einkommensarmen Haushalte das Nachsehen. In Deutschland wurden 2020 die Hinzuverdienstgrenzen für Renter:innen auf das Siebenfache der bisherigen Beträge (zunächst 44.600 Euro, dann 46.000 statt bislang 6.300 Euro) erhöht (Deutsche Rentenversicherung 2021) – man stelle sich das einmal für Hartz-IV Empfänger:innen vor. Die Coronakrise macht somit den prinzipiellen finanzpolitischen Spielraum deutlich, der in einer einkommensbezogenen Armutspolitik bislang unmöglich schien. Eine umfängliche Lösung zur Bewältigung der strukturellen Herausforderungen von Armut ist damit gleichwohl nicht zu erwarten.

Weisen bereits die innersystemischen Strategien zur Armutsbewältigung und Armutsprävention signifikante Defizite auf, potenzieren sich diese im gesellschaftlichen Verhältnis einer weitgehend domestizierten Natur. Die Exklusion der ökologischen Belange schließt – bedingt durch die private Verfügung über die Produktionsmittel und die private Aneignung der produzierten Werte sowie eine weitgehende technologisch verursachte Emanzipation gegenüber den natürlichen Lebensbedingungen – alle Mitglieder der Gesellschaft ein, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß.

»Damit wurde die Dominanz von privaten Profitinteressen, an die in der kapitalistischen Ökonomie immer auch die Arbeitsplatzinteressen der Lohnabhängigen gekoppelt sind, gegenüber öffentlichen Umweltinteressen zur heiligen Kuh der liberalen Demokratie, die [...] absoluten Schutz für sich beanspruchen konnte.« (Lessenich 2019, S. 102)

Dass unter diesen Vorzeichen die »sozial-ökologische Transformation einfach nicht stattfindet« beziehungsweise eine »Politik der Nicht-Nachhaltigkeit« mit einer »Gesellschaft der Nicht-Nachhaltigkeit« sich zu einer nachhaltigen positiven Rückkopplung verstärkt (Blühdorn 2020), ist kaum verwunderlich. Ebenso wenig verwunderlich ist, dass zu den Profiteur:innen dieses Steigerungsspiels nicht die marginalisierten armutsbetroffenen Schichten gehören, es vielmehr die »privilegierten, moralischen und umweltbewussten Mittelschichten« sind, die mit ihrem Verständnis von Freiheit, Werten und Lebensstilen ihren Status Quo zu verteidigen suchen und dabei unverblümt »die Prinzipien der Gleichheit und Gerechtigkeit in Frage stellen, Grund- und Menschenrechte aussetzen, Exklusion organisieren und unverhohlen menschenverachtend agieren« (Blühdorn 2020, S. 21f.). Politisches Ziel muss es daher sein, die Widersprüchlichkeit, die hinter der Interdependenz von politischer, ökonomischer und sozialer Nicht-Nachhaltigkeit steckt, ins öffentliche Bewusstsein zu rücken, um das »Zusammenspiel von kapitalistischer ›Landnahme‹, sozialstaatlicher ›Aktivierung‹ und kultureller ›Beschleunigung‹« (Rosa 2015) zu durchbrechen. Anders gesagt, ist der ökologische Ansatz mit seinen Prinzipien der Diversität, Vernetzung und Reziprozität in den Kontext gesellschaftlichen Zusammenlebens zu stellen (Bookchin 1977).

Die arme Region fungiert als Erfüllungsgehilfin für Funktionalisierungen und Exklusionen

Bislang ist die öffentliche Sensibilisierung einer folgenreichen Hinterfragung der fortgesetzten Anwendung von Exklusionsmechanismen und der Aufrechterhaltung der Funktionalisierung von Armut beziehungsweise von armutsbetroffenen Menschen nicht hinreichend gelungen, wofür es eine Reihe von Gründen gibt. Zu diesen gehört, dass der vorherrschende geographische Raumtyp, der territorial-administrative Raum, die bestehenden sozialen, ökonomischen und politischen Strukturierungsmuster stabilisiert, was die Durchsetzung sozial-ökologischer Transformationspotenziale weiter erschwert.

Die wissenschaftliche wie alltagsweltliche Idee der Region dient der Verräumlichung von quantitativen und qualitativen Vermessungen gesellschaftlicher und natürlicher Sachverhalte. Ökonomische Kenngrößen, wie das Einkommen, oder soziale, wie Wohnverhältnisse, werden auf Raumeinheiten umgelegt. Auch die Gü-

terausstattung vor Ort, Handlungsspielräume von Menschen oder Gerechtigkeitsfragen werden auf territoriale Räume unterschiedlicher Größe projiziert. Als Folge dieses Vorgehens lassen sich dann *arme Regionen* wie das Ruhrgebiet, *deprivierte Stadtviertel* wie Köln-Chorweiler oder *abgehängte ländliche Regionen*, wie dies zahlreichen ostdeutschen Landkreisen attestiert wird, konstruieren. Zu den Intentionen, die mit der Verräumlichung ganz unterschiedlicher, mitunter disparater Sachverhalte einhergehen, gehört die Umsetzung und Aufrechterhaltung von Exklusionen und Funktionalisierungen – in unserem Fall von Armut und Ungleichheit charakterisierenden Eigenschaften. Dies gelingt, weil dem territorialen Raum die Vorstellung exakter und eindeutiger Grenzziehungen zugrunde liegt, die eine klar benennbare Unterscheidung von innen und außen ermöglicht. Von den Ursachen der Grenzziehung wird dabei abstrahiert. Die Existenz der Grenzen wird sodann für die Abbildung ganz unterschiedlicher, nicht zwangsläufig zusammenhängender Aussagen generalisiert. Hierfür müssen Daten aggregiert und parametrisiert werden, die dann zum Beispiel als Mittelwert gleichverteilt über die Fläche der Region gelegt werden. Eine arme Region zeichnet sich dann beispielsweise dadurch aus, dass der Anteil einkommensarmer Haushalte – gemessen anhand der Armutgefährdungsschwelle – über einem zuvor definierten Wert liegt. Das sprachliche Konstrukt *arme Region*, das durch zahlreiche textliche, statistische und kartographische Übersetzungsprozesse entstanden ist, erfüllt seinen Zweck in der sozialen Kommunikation als komplexitätsreduzierende Raumabstraktion (Klüter 1986).

Mit der kommunikativen Erleichterung handelt man sich jedoch häufig das Problem ein, dass die vielfältigen und zahlreichen Übersetzungsleistungen zusehends verschwimmen und als Folge davon der Begriff eines Sachverhalts mit dem Sachverhalt als scheinbar sinnlich erfahrbare Tatsache zusammenfällt. Die *arme Region Ruhrgebiet* als territorial abgegrenzte und kartographisch abgebildete sowie über Armutsindikatoren spezifizierte Raumeinheit wird mit jedem Ort innerhalb dieser Region als empirisch existierende Wirklichkeit gleichgesetzt. Der Raumabstraktion *arme Region* wird, obwohl sie eine Abstraktion ist und bleibt, eine alltagsweltliche und holistische Materialität zugesprochen, worauf Gerhard Hard (1987) bereits vor langer Zeit kritisch aufmerksam gemacht hat.

Wenn eine solche abstrakte Raumeinheit – eine Region, ein Viertel, eine Nachbarschaft oder ein Ort – auf eine alltagsweltlich akzeptierte Vorstellung trifft, dann erfährt die von den unterschiedlichen sozialen Schichten jeweils postulierte Verteidigung der Freiheitsrechte, Werte und Lebensstile (Blühdorn 2020) ihre legitimierende Entsprechung im räumlichen System. Die räumliche Homogenisierung sozialer Ansprüche und Bedürfnisse nach innen und die entsprechende Differenzierung nach außen stabilisiert soziale Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Die Verräumlichungspraxis funktioniert gemäß den Regeln des *methodologischen Nationalismus* (Beck & Poferl 2010) auch für Regionalisierungsbestrebungen.

Auf diese Weise wird darüber hinaus eine räumliche Standardisierung etabliert, die Vergleiche zwischen Regionen ermöglicht, funktionslogisch aber auch erzwingt. Im Regionscontainer befinden sich dann, in unterschiedlicher Menge und Qualität, armutsgefährdete und wohlhabende Haushalte, Güter und Dienstleistungen für verschiedene Bedarfslagen, Arbeitsplätze, naturräumliche Ausstattungsangebote und vieles mehr. Zur vergleichenden Referenzierung lassen sich Ansätze der *regionalen Disparitäten* oder des *Gleichwertigkeitsleitbilds* heranziehen. Regionen werden so einem ökonomischen Wettbewerb, insbesondere um kommodifizierbare Güter wie Boden, Immobilien, Infrastrukturen oder Menschen, unterworfen. Es herrscht eine Konkurrenz unter ungleich Gemachten, die vor allem arme Regionen in eine Situation der ökonomischen Korruptierbarkeit und Austauschbarkeit manövrieren.

Im Zeitalter der Globalisierung ist dieser Konkurrenzdruck zu einem weltweiten angewachsen. Ulrich Beck (2008) leitet daraus zwei sich überlagernde Konsequenzen ab: Erstens wird soziale Gleichheit zu einer weltweiten Erwartung; das heißt, soziale Gleichheit entgrenzt sich. »Alle Menschen sind zugleich gleich und nicht gleich entlang nationaler Grenzen. Nationale Grenzen wirken als Wasserscheiden der Wahrnehmung: Sie machen soziale Ungleichheiten zum Politikum – nach innen – und produzieren, stabilisieren, legitimieren sie zugleich – nach außen« (Beck 2008, S. 11). Zweitens wandelt sich soziale Ungleichheit zu einem relationalen Phänomen; das heißt, soziale Ungleichheit entgrenzt sich.

»Die Wahrnehmung sozialer Ungleichheit in Alltag, Politik und Wissenschaft beruht auf einem Weltbild, das territoriale, politische, ökonomische, gesellschaftliche und kulturelle Grenzen in eins setzt. Tatsächlich aber wird die Welt immer vernetzter. Territoriale, staatliche, ökonomische, gesellschaftliche und kulturelle Grenzen bestehen zwar weiterhin, aber sie koexistieren nicht mehr!« (Beck 2008, S. 16)

Die dialektische Quintessenz liegt in einer Überwindung oder zumindest Ergänzung des methodologischen Nationalismus beziehungsweise Regionalismus um materiell-relationale Raumansätze, worauf noch einzugehen ist.

Für den um materiell-relationale Ansätze erweiterten sozialwissenschaftlichen Begriff von Region im Allgemeinen folgt daraus ein Potenzial des Aufbrechens sozialer Exklusionsstrukturen. Territoriale Grenzen leisten durch ihr inklusives Eingrenzen und damit exkludierendes Ausgrenzen ihren problematischen Beitrag zur Aufrechterhaltung sozialer Schließungsformen, die den von Mittel- und Oberschichten proklamierten Freiheitsrechten, Lebensstilen und Werten eine Bestandssicherung gewähren, obwohl sie weder unter moralischen noch sozial-ökologischen Gesichtspunkten widerspruchsfrei legitimiert werden können. Nach Stephan Lessenich (2019, S. 37) lassen sich Schließungsformen nach vier Di-

mensionen differenzieren: erstens zwischen Besitzenden und Nicht-Besitzenden (vertikale Dimension), zweitens zwischen Geschlecht, Bildung, Alter, Ethnie und Wohnort (horizontale Dimension), drittens zwischen Staatsbürger:innen und Nicht-Staatsbürger:innen (transversale Dimension), und viertens zwischen Gesellschaft und Natur (externale Dimension).

Einen Weg, Exklusionsstrukturen aufzubrechen, bieten Formen gelebter Solidarität, die die bestehenden sozial-ökologischen Hierarchien kooperativ, performativ und transformativ (Lessenich 2019, S. 99) einzuebnen versuchen. Kurt Bayertz (1998, S. 48ff.) spricht in diesem Zusammenhang von »Kampf-Solidarität« und »Gemeinschaftssolidarität«. Zum einen meint dies, sich für andere in der Durchsetzung ihrer Rechte einzusetzen, zum anderen, identitätsstiftende Gemeinschaften zu etablieren, ohne allgemeine Gleichheits- und Gerechtigkeitserfordernisse zu verletzen.

Eine Verbesserung der Grenzdurchlässigkeit erhöht nicht nur die Mobilität verfügbarer oder erzielbarer Kapitalsorten wie Geld, Vertrauen oder Reputation, sondern damit zugleich das Emanzipationspotenzial gegenüber jenen Diskriminierungsformen, die in kapitalistischen Gesellschaften keiner weiteren legitimatorischen Rechtfertigung bedürfen, wie dies für Privateigentum, Patriarchat, Lohnarbeit oder Naturausbeutung der Fall ist. Zudem wird es schwieriger, jegliche Art von Inklusionsgewinnen der unmoralisch-vermögenden Schichten intransparent zu halten. Zur Unmoral sei erwähnt, dass ein Zehntausendstel der Weltbevölkerung ein Zehntel des globalen Vermögens kontrolliert (Pechmann 2021, S. 124).

Für den um materiell-relationale Ansätze erweiterten Begriff von armen Regionen folgt daraus die Möglichkeit einer Defunktionalisierung von Armut beziehungsweise der von Armut betroffenen Menschen. Denn mit der territorialen Regionalisierung von Armut findet deren Funktionalisierung ihr räumliches Pendant. Die statistische und kartographische Abbildung verfolgt den Zweck, Armut zu verorten und sie auf diese Weise als politisch bewältigbare – weil eingrenzbar – Aufgabe einer Lösung zuzuführen. Ob als städtisches Armutsviertel, als altindustrielle oder ländlich-periphere arme Region: Jegliche containerräumliche Regionalisierung von Armut suggeriert das Einlösen des Versprechens eines gesamtgesellschaftlichen Ausgleichs. Der Zweck der Verortung erfüllt sich in dem Moment, in dem eine Identität zwischen sozialer und räumlicher Problemidentifikation hergestellt werden kann.

Auch wenn dieses Versprechen nicht immer unerfüllt bleibt: De facto wird mit diesem statt einer tiefgründigen Überwindung der Armutsursachen sowie einer grundlegenden Prävention von Verarmungsprozessen Armut weiterhin funktional reproduziert. Indizien für diese Annahme finden sich zum einen darin, dass die von Armut betroffenen und gefährdeten Personen und Haushalte bei der Auswahl der Indikatoren und der Festlegung ihrer Grenzwerte nicht miteinbezogen werden. Die Festlegung von Regelsätzen, Zuschüssen, Existenzminima oder Kriterien

der Anspruchsberechtigung erfolgt auf der Grundlage von statistisch abgeleiteten Kennziffern (Mittelwerte, Standardabweichungen etc.), für deren räumliche Umlegung standardisierte und damit vermeintlich vergleichbare territoriale Regionalisierungen herangezogen werden. Vermeintlich deswegen, weil das, was in der Region nicht abgebildet wird, nicht existiert und damit ausgeklammert wird. Als Beispiele lassen sich die Abhängigkeiten von internationalen Arbeits-, Produktions- und Finanzmärkten, aber auch die lokalen oder regionalen, genossenschaftlich organisierten Netzwerke der Produktion und Versorgung sowie des Konsums anführen. Ausgeblendet bleiben damit die relationalen Kriterien sozialräumlicher Reproduktion von Armut und Ungleichheit.

Zum anderen belegt das Professionsverständnis der Sozialen Arbeit eine Fortsetzung der Funktionalisierung von Armut im Zusammenhang einer allgemeineren Funktionalisierung prekärer Lebensverhältnisse. Im Kontext des Wohnens charakterisieren Sylvia Beck und Christian Reutlinger (2019, S. 21; Hervorhebung im Original): »Im Grunde trägt Soziale Arbeit zur Stabilität und *Kontrolle von Normalitätsmustern* bei [...]. [...] In ihrem doppelten Mandat von Hilfe und Kontrolle sichert und reguliert sie somit vorherrschende gesellschaftliche Verhältnisse und die damit verbundenen Wohnverhältnisse mit«.

Konkrete Möglichkeiten der Defunktionalisierung von Armut offerieren *commons*, deren Produktions-, Konsum-, Verteilungs- und Nutzungsprinzipien inklusive Gemeinschaften zum Ziel haben. Eine gemeinschaftliche Nutzung von beispielsweise Grund und Boden (Allmende), Wohnräumen (*co-housing*) oder Dingen wie Gartengeräten oder Autos (*sharing economy*), sowie alternative Entlohnungsformen (zum Beispiel Zeitbanken) und Produktionssysteme (Subsistenzwirtschaft), bieten Voraussetzungen für Teilhabe und Anerkennung jenseits von Klassenhierarchien, Lohnarbeit und Vermögensverhältnissen. Ihrem Grundgedanken folgend, »die Souveränität über die Produktion(sbedingungen) und über die Primärverteilung der Produktionsgrundlagen (Land, Wasser, Biodiversität, Infrastruktur)« (Helferich 2013, S. 39) zu gewinnen, leisten *commons* zudem einen wichtigen Beitrag für eine sozial-ökologische Transformation. Denn in ökologischer Hinsicht leiden territorial eingegrenzte arme Regionen nicht selten unter der standortpolitischen Auslagerung unerwünschter Produktionsfolgen (Lärm, Luft-, Wasser-, Bodenverschmutzung) und dem lohnpolitischen Konkurrenzdiktat kosteneffizienter Warenproduktion.

Wie den solidarischen Netzwerken ist den *commons*-Projekten eine materiell-relationale Beziehungsstruktur der Akteur:innen und Orte zu eigen. Diese gilt es allgemein, insbesondere jedoch für arme Regionen theoretisch-konzeptionell wie auch konkret-anwendungsbezogen stärker in den Vordergrund zu stellen.

Lokale Eigenständigkeit und Beziehungsgleichheit eröffnen eine Exit-Strategie aus bisherigen Diskursen über arme Regionen

Wie könnte nun eine Transformation von territorial-administrativen zu materiell-relationalen Regionen bewerkstelligt werden? Unmittelbar daran anknüpfend stellt sich die Frage: Wie kann ein Abbau von Exklusionsmechanismen und Armutsfunktionalisierungen gelingen? Der abschließend vorgestellte Vorschlag zur Beantwortung dieser Fragen greift Überlegungen zur sozialen Beziehungsgleichheit und zur räumlichen Lokalisierung auf.

Offensichtlich braucht es ein Verständnis von Region, das deren vorherrschende territorial-administrative Natur auf rechtliche und politische Bereiche beschränkt, die für die Ausgestaltung der gesellschaftlichen Bedürfnisse angemessen und verhältnismäßig sind. Dies gilt auf lokaler Ebene unter anderem für die Bildungs-, Gesundheits-, Lebensmittel- und Wohnungsversorgung, die in einem Beziehungsnetzwerk der Orte innerhalb der Region abzustimmen sind. Eine zentralistisch-vereinheitlichende Bedarfsermittlung über alle Regionen, zum Beispiel eines Staates, ist nicht notwendig, da es um die Befriedigung der lokal-regionalen Bedürfnisse geht. Damit entziehen sich Regionen sukzessive dem Diktat des Wettbewerbs, da ein standardisierender Vergleich zur Ermittlung von Standortvorteilen an Relevanz und Möglichkeiten verliert. Gleichermaßen lassen sich Regionen nicht mehr in dem Maße für eine inklusive Verteidigung bestimmter Freiheitsrechte, Lebensstile und Werte instrumentalisieren.

Beziehungsnetzwerke bestehen nicht ausschließlich zwischen den Orten innerhalb einer Region; vielmehr formen sie sich aus den sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der an den unterschiedlichsten Orten wirkenden Menschen. Intensität und Umfang der Beziehungen unterliegen unterschiedlichen Graden der Stabilität beziehungsweise Veränderung. Ihre Aufrechterhaltung hängt wesentlich von den Solidaritätsbeziehungen ab, die neben den sozialen auch die ökologischen Bedürfnisse der Natur umfassen. Eine lokale Auslagerung sozial-ökologischer Kosten aus Eigennutz an andere Orte im Netzwerk (oder die Umwelt allgemein) wird insofern schwierig(er), als es die Fragilität des Netzwerks erhöhen würde und sich so rasch zum eigenen Nachteil für die potenziellen Verursacher entwickeln kann.

Eine Stärkung der materiell-relationalen Strukturen von Gemeinschaften und Regionen priorisiert dezentrale Entscheidungsprozesse nach lokalen Erfordernissen und fördert somit sowohl Pluralität und Diversität als auch Verantwortung innerhalb der Netzwerke. Dies gelingt, wie Hans Widmer (alias P.M. 2015, S. 147ff.) in seiner Utopie des *bolo'bolo* beschrieben hat, weil Regionen »gesellschaftliche Einheiten« sind, die sich aus Nachbarschaften bilden, welche »auch zu mehreren Regionen gehören [können], denn diese sind nicht territorial bestimmt und brauchen keine Grenzen«.

Mit dieser Transformation werden vertikale, horizontale, transversale und externe Schließungsformen zwar nicht zwingend verhindert, ihre Durchsetzung verliert jedoch an Überzeugungskraft, weil sie sich nicht länger in dem Maße homogenisieren und standardisieren lassen. So wird beispielhaft die lokale Aufnahmebereitschaft von geflüchteten Menschen – nach lokal ausgehandelten Maßstäben – nicht länger durch nationalstaatlich bindende Vorgaben verhindert. Ebenso wenig behält Lohnarbeit ihren die Reproduktionsarbeit ausschließenden Exklusivitätsanspruch oder haben Mindeststandards (Lohn, soziale Sicherung) eine nivellierende Wirkung. Materiell-relationale Prinzipien eröffnen insofern eine Exit-Strategie aus dem Exklusions-Steigerungsspiel (Rosa 2015) und dem Armuts-Funktionalisierungsdrama (Dietz 1997).

Die Überlegungen zur relationalen Räumlichkeit im Lokalen lassen sich kohärent mit jenen Gedanken verbinden, die Rosanvallon (2013) für Gesellschaften formuliert hat. Aus einer Kritik der unterschiedlichen Formen von Chancengleichheit plädiert er für eine allgemeine Beziehungsgleichheit unter den Menschen, die auf drei Prinzipien beruht. Zum einen gehört hierzu die *Singularität*, die als Relation zwischen den Individuen und somit nicht als absolute Identität oder Autonomie definiert ist. Sie impliziert wechselseitige Anerkennung subjektiver Freiheiten, Werte und Lebensstile, die ausdrücklich nichtdiskriminierend sind (Rosanvallon 2013, S. 309f.). Eine Defunktionalisierung von Armut rückt als realistische Perspektive dann näher, wenn es gelingt,

»den Einzelnen die Mittel zu ihrer Singularisierung an die Hand zu geben. Das beinhaltet eine Neudefinition von Sozialpolitik. Über passende Transferleistungen hinaus, die als Ersatz für verlorene, zu geringe oder fehlende Geldeinkommen fungieren [...], wird es zu einer vorrangigen Aufgabe, die Individuen mit dem notwendigen Rüstzeug für ihre Autonomie auszustatten« (Rosanvallon 2013, S. 315).

Autonomie in Beziehung korrespondiert miteinander in sozialen wie in regionalen Netzwerken und verschafft beiden ein sozialräumliches Emanzipationspotenzial.

Zum zweiten ist *Reziprozität* für eine Gesellschaft der Gleichen essenziell. Wechsel- beziehungsweise Gegenseitigkeit beruht in diesem Fall nicht auf Prinzipien des Tausches, sondern der gemeinschaftlich produzierten und konsumierten Güter, wie sie im *commoning* zum Tragen kommen (Rosanvallon 2013, S. 321ff.). Für die Prävention und Überwindung von Armut eröffnen Modelle der Koproduktion und gemeinschaftlichen Nutzung Spielräume für lokal-adäquate, geld-alternative Entlohnungsformen, wie sie zum Beispiel in Form von Zeitbanken bereits existieren. Reziprozität grundiert gewissermaßen die Autonomie in Beziehung, ohne sie gleichmacherisch zu nivellieren. Im Bewusstsein der lokal-regionalen Bedürfnisse der Gemeinschaften und Nachbarschaften wachsen Möglichkeitsräume für die wechselseitige Anerkennung des Eigenen und des Anderen.

Das dritte Prinzip für Beziehungsgleichheit ist *Kommunalität*. Es kann als räumliche Synthese des singulären Subjekts mit den kollaborativen Tätigkeitsformen verstanden werden. In diesem Sinne ist Kommunalität der Versuch, der wachsenden sozialräumlichen Homogenisierung, wie sie sich in gentrifizierten Stadtteilen oder *gated communities* manifestiert, eine demokratische Ordnung entgegenzusetzen, die die erwähnten hierarchischen Schließungsformen überwindet. »Ein menschliches Kollektiv, das sich nur unter dem Aspekt einer vorgegebenen Homogenität begreift, egal aus welchen Motiven, ist nicht nur undemokratisch, sondern auch unpolitisch« (Rosanvallon 2013, S. 334). Unter dem Gesichtspunkt der armen Region ist Kommunalität damit eine Kritik am vorherrschenden territorialen Raumverständnis: »Das Territorium ist der Indikator geworden, an dem sich die neuen Ungleichheiten am deutlichsten ablesen lassen« (Rosanvallon 2013, S. 331).

Bestrebungen einer umfassenden sozialen Beziehungsgleichheit, verbunden mit einer dezidiert relationalen Gestaltung räumlicher Beziehungen, die dem Lokalen eine starke Stellung im Beziehungsgefüge einräumen, bieten somit eine überzeugende Antwort auf die Frage, wie Exklusionen und Funktionalisierungen von Armut abgebaut werden können. Mit diesen Bestrebungen eröffnet sich zugleich eine Option für eine Wahrnehmungsänderung, nämlich in armen Regionen nicht länger ein Objekt der Kommodifizierung zu sehen.

Literatur

- Bayertz, K. (1998). *Solidarität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, S. & Reutlinger C. (2019). Alles (nur) eine Frage des Wohnens? Einleitende Betrachtungen. In: Beck, S. & Reutlinger C. (Hg.) *Die Wiederkehr der Wohnungsfrage*, 7-29. Zürich: Seismo.
- Beck, U. (2008). Die Neuvermessung der Ungleichheit unter den Menschen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Beck, U. & Poferl, A. (2010). Einleitung. In: Beck, U. & Poferl, A. (Hg.) *Große Armut, großer Reichtum*, 9-22. Berlin: Suhrkamp.
- Blühdorn, I. (2020). *Nachhaltige Nicht-Nachhaltigkeit*. Bielefeld: transcript.
- BMF Bundesministerium Finanzen (Hg.) (2022). *Corona-Hilfsmassnahmen: Infos, Entlastungen und Vereinfachungen*. Abrufbar auf: <https://www.bmf.gv.at/public/informationen/corona-hilfsmassnahmen.html> [Zugriff: 4. Januar 2022].
- Bookchin, M. (1977). *Die Formen der Freiheit*. Asslar-Werdorf: Büchse der Pandora.
- Deutsche Rentenversicherung (Hg.) (2021). *Corona-Hilfe: Hinzuverdienstgrenze auch 2021 deutlich erhöht*. Abrufbar auf: https://www.deutsche-rentenversicherung.de/DRV/DE/Home/Corona_Blog/210112_hinzuverdienstgrenze_erhoeht.html [Zugriff: 4. Januar 2022].

- Dietz, B. (1997). *Soziologie der Armut*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Eurostat (Hg.) (2022). *At-risk-of-poverty rate by household type – EU-SILC survey*. Abrufbar auf: <https://ec.europa.eu/eurostat/databrowser/view/tessi121/default/?lang=en> [Zugriff: 4. Januar 2022].
- Hard, G. (1987). Auf der Suche nach dem verlorenen Raum. In: Hard, G. (2002) *Landschaft und Raum. Aufsätze zur Theorie der Geographie*, 1: 211-233. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch.
- Helferich, S. (2013). Commoning als Strategie der Armutsvermeidung. In: Die Armutskonferenz (Hg.) *Was allen gehört. Commons – Neue Perspektiven in der Armutsbekämpfung*, 27-44. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.
- Huster, E.-U., Boeckh, J. & Mogge-Grotjahn (2018). Armut und soziale Ausgrenzung: Ein multidisziplinäres Forschungsfeld. In: Huster, E.-U., Boeckh, J. & Mogge-Grotjahn (Hg.) *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung*, 3: 3-24. Wiesbaden: Springer VS.
- Klüter, H. (1986). *Raum als Element sozialer Kommunikation*. Gießen: Selbstverlag des Geographischen Instituts der Justus-Liebig-Universität Gießen.
- Lessenich, S. (2019). *Grenzen der Demokratie*. Ditzingen: Reclam.
- Pechmann, A. v. (2021). *Die Eigentumsfrage im 21. Jahrhundert*. Bielefeld: transcript.
- P.M. (2015 [1983]). *boló'bolo*. Zürich: Paranoia City.
- Rosa, H. (2015). Verstrickt im Steigerungsspiel: Wie der Kampf gegen Ungleichheit diese reproduziert. In: Mau, S. & Schöneck, N. (Hg.) *(Un-)Gerechte (Un-)Gleichheiten*, 27-35. Berlin: Suhrkamp.
- Rosanvallon, P. (2013). *Die Gesellschaft der Gleichen*. Hamburg: Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung.
- Scholz, F. (2002). Die Theorie der ›fragmentierenden Entwicklung‹. *Geographische Rundschau*, 54(10): 6-11.
- Statistik Austria (Hg.) (2022). *Armut und soziale Eingliederung*. Abrufbar auf: https://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/soziale_s/armut_und_soziale_eingliederung/index.html#:~:text=Als%20armutsgef%C3%A4hrdet%20werden%20jene%20Personen,bei%2026.555%20Euro%20im%20Jahr [Zugriff: 13. April 2022].

Die (ent-)politisierte Region

Felicitas Kübler, Michael Mießner & Matthias Naumann

Schlaglöcher in der Straße, leerstehende Geschäfte, die Jungen gehen und nur die Alten bleiben, sterbende Dörfer... Solche medialen Darstellungen kennen wir aus den verschiedensten Regionen. Darin und in politischen Stellungnahmen wird ein Bild von Regionen gezeichnet, die zwangsläufig *veröden*, *schrumpfen* oder *sparen* müssen. Diese Prozesse werden als alternativlos präsentiert. Solche Darstellungen verschleiern allerdings, inwiefern Schrumpfung oder Verödung in politische Prozesse und Entscheidungsspielräume eingebettet sind. Mit dem folgenschweren Resultat, dass eine grundsätzliche Auseinandersetzung über regionale Entwicklung damit unmöglich wird. Dieser Sichtweise auf Regionalentwicklung stellen wir im folgenden Beitrag ein Verständnis gegenüber, das zum einen die historische Gewordenheit und Veränderlichkeit von Regionen und zum anderen deren institutionelle und administrative Herstellung und Bearbeitung thematisiert. Somit werden Regionen durch vielfältige, miteinander verbundene, Prozesse als räumliche Konstrukte (re)produziert. Die Entwicklung von Regionen ist geprägt von verschiedenen Akteur:innen und deren Interessen – infolgedessen immer politisch umkämpft. Wir argumentieren darüber hinaus, dass die eingangs erwähnte Verwaltung des Sachzwangs in der Regionalentwicklung an Debatten um »Post-Politik« und »Post-Demokratie« (Crouch 2008) anschließt, die seit einiger Zeit in der Stadtforschung breit rezipiert werden (Swyngedouw 2009).

Regionen verstehen wir in diesem Zusammenhang als räumliche Konstrukte, die auf drei, aufeinander Bezug nehmenden, Ebenen politisch wirksam werden. Zum ersten handelt es sich dabei um räumliche Imaginationen, die durch die Vorstellung gemeinsamer Merkmale diskursiv hergestellt werden. Zum zweiten handelt es sich um Territorien, die institutionell hergestellt sowie verdichtet werden und somit die Materialität der Region umfassen. Drittens sind Regionen relationale Räume, die nur in Verbindung bzw. Abgrenzung zu anderen Raumeinheiten zu denken sind. Die genaue Beschreibung von *Region* kann somit je nach Fragestellung oder politischen Interessen variieren. Entscheidend ist, dass Regionen keine bereits feststehenden Einheiten sind, sondern ökonomisch, sozial und politisch produziert werden.

In unserem Beitrag legen wir den Fokus auf die (Ent-)Politisierung der Region. In diesem Sinne wird Regionalentwicklung einerseits als Prozess der politischen Gestaltung von Regionen und andererseits als politisch betriebene Veränderungen verstanden, die Regionen in der Vergangenheit erfahren haben. Daran anschließend möchten wir im Folgenden die Entpolitisierung von Regionen und deren Entwicklung wie auch die ambivalenten Möglichkeiten einer Repolitisierung von Regionalentwicklung skizzieren. Der Ausgang dieser Repolitisierung ist dabei offen und kann sowohl progressiv als auch regressiv oder autoritär besetzt werden; somit schließen wir mit der Notwendigkeit der Formulierung emanzipatorischer Utopien für Regionen und deren Entwicklung.

Vom Ende des Politischen

Die Begriffe »Post-Politik« (Žižek 2001) und »Post-Demokratie« (Crouch 2008) beschreiben Veränderungen der politischen Sphäre, wobei jeweils unterschiedliche Bereiche gesellschaftlicher Aushandlungen thematisiert werden. Mit Bezug auf Rancière beschreibt Žižek (2001, S. 273) Post-Politik als eine neue »Leugnung« politischer Prozesse, denn statt Aushandlung und Konflikt ständen ein allgemeiner Konsens sowie eine Politik der Mitte im Fokus. Gesellschaftliche Widersprüche müssen dabei ohne die Ausübung offenen Zwanges geglättet werden, was sich in neuen Formen der Kontrolle und Überwachung äußert (Agnoli 2004, S. 25). Laut Žižek (2001) geht mit dieser Neuordnung des Politischen eine Rationalisierung und Legitimierung der kapitalistischen Produktionsweise einher, inklusive deren fundamentaler sozialer Ungleichheit, denn: »Zu sagen, dass gute Ideen solche seien, die funktionieren heißt schlicht, dass man im Voraus schon die [global kapitalistische] Konstellation akzeptiert, die festlegt, was überhaupt funktionieren kann« (Žižek 2001, S. 273). In Post-Politik verbinden sich Appelle zur Beilegung ideologisch fundierter Politiken, die Beteuerung, dass es sich bei links und rechts um längst obsolete Kategorien handle, sowie ein technokratisches Verständnis gesellschaftlicher Problemlagen und deren Bearbeitung (Michel & Roskamm 2013, S. 11). Während die demokratischen Institutionen, die in den vergangenen Jahrzehnten erkämpft wurden, intakt geblieben sind, »entwickeln sich politische Verfahren und die Regierungen zunehmend in eine Richtung zurück, die typisch war für vor-demokratische Zeiten« (Crouch 2008, S. 13). Zu den postdemokratischen Veränderungen gehört laut Crouch (2008) ein Ausbau der Entscheidungsmacht bereits privilegierter Eliten innerhalb politischer Prozesse zulasten demokratischer Beteiligung. Während die soziale Marktwirtschaft somit zunehmend zugunsten eliten-zentrierter, neoliberaler Politiken erodiert wurde, nahm innerhalb der von Abstiegsängsten betroffenen Gesellschaftsschichten die politische Frustration zu und die Beteili-

gung an politischen Entscheidungen ab (Crouch 2008, S. 14ff.). Zusammenfassend beschreibt der Begriff Postdemokratie somit folgende Veränderungen:

»Der Begriff Postdemokratie kann uns dabei helfen, Situationen zu beschreiben, in denen sich nach einem Augenblick der Demokratie Langeweile, Frustration und Desillusionierung breitgemacht haben; in denen die Repräsentanten mächtiger Interessengruppen, die nur für eine kleine Minderheit sprechen, weit aktiver sind als die Mehrheit der Bürger, wenn es darum geht, das politische System für die eigenen Ziele einzuspannen; in denen politische Eliten gelernt haben, die Forderungen der Menschen zu lenken und zu manipulieren; in denen man die Bürger durch Werbekampagnen ›von oben‹ dazu überreden muß, überhaupt zur Wahl zu gehen« (Crouch 2008, S. 30).

In der Kritischen Geographie wird diese Transformation des Politischen primär im Kontext der zunehmend wettbewerbsorientierten Ausrichtung städtischer Politiken betrachtet. So zeigen Arbeiten, wie städtische Umweltpolitik (Swyngedouw 2009) oder die Privatisierung von Infrastrukturunternehmen (Beveridge & Nauermann 2014) als Beispiele der oben beschriebenen Entpolitisierung in Städten verstanden werden können. Die Anwendung auf empirische Gegenstände jenseits urbaner Räume, wie beispielsweise die Regionalentwicklung, fehlt bislang. Jedoch sind ländliche Regionen in besonderem Maße von Austeritätspolitikern betroffen, sodass wir im Folgenden Regionen in der Bundesrepublik Deutschland als Beispiele verwenden, um die beiden Begriffe (Ent)politisierung und Region zueinander in Beziehung zu setzen.

Die Entpolitisierung regionaler Entwicklung

Seit einiger Zeit gibt es in Deutschland eine Debatte um sterbende Dörfer und wie Prozesse des Niedergangs von Regionen aufzuhalten oder zu revidieren seien. Die Ursachen regionaler Strukturprobleme reichen jedoch bis in die 1980er Jahre zurück. Bereits seit mehreren Jahrzehnten werden die zugrundeliegenden Logiken der Regionalentwicklung als zwangsläufig sowie alternativlos gerahmt und notwendige Widerstände oder Konflikte erschwert oder verunmöglicht. Ein Beispiel hierfür ist die Aufrechterhaltung von Infrastrukturen der öffentlichen Daseinsvorsorge.

Die Diskussion um die Zukunft der Daseinsvorsorge in Deutschland behandelte in den letzten Jahrzehnten vor allem Fragen des Rückbaus technischer Infrastrukturen und Schließungen von Einrichtungen sozialer Infrastruktur in schrumpfenden Regionen. Grundlage dieser Entscheidungen sind vermeintliche Sachzwanglogiken, die Schulschließungen, die Ausdünnung des öffentlichen Personennahverkehrs, die Schließung von Krankenhäusern, die Aufgabe von Post-

filialen etc. als unumgänglich erscheinen lassen. Eine zentrale Begründung nimmt dabei die Veränderung der Bevölkerungsstruktur, insbesondere Abwanderung und Überalterung, ein. Dieser demographische Wandel habe eine doppelte Wirkung auf den Bedarf an Daseinsvorsorgeeinrichtungen: Einerseits führe der quantitative Bevölkerungsrückgang zu einer Verringerung der »Anzahl der potenziellen Nutzer« (Proske 2010, S. 47) und damit zu veränderten »Nachfragestrukturen«, die »unterschiedliche Anpassungen bei den einzelnen Bereichen der Daseinsvorsorge« (BBSR 2017, S. 11) nötig machten. Andererseits würde sich »infolge der Alterung die Nachfrage nach jugendorientierten Infrastrukturangeboten (z.B. Schulen) abschwächen und die Nachfrage nach altenbezogenen Infrastrukturangeboten (z.B. Pflegeeinrichtungen) erhöhen« (Proske 2010, S. 47). Eine Auseinandersetzung über die Gründe des demographischen Wandels sowie dessen sozial wie auch räumlich ungleichen Folgen findet jedoch nicht statt. Somit besteht kaum Spielraum für Diskussionen über mögliche alternative Entwicklungen aktuell schrumpfender Regionen.

Eine weitere Form der Entpolitisierung der Daseinsvorsorge in ländlichen Räumen besteht darin, dass die Tragfähigkeit von Infrastrukturen zum entscheidenden Kriterium des Erhalts von Einrichtungen der Daseinsvorsorge gemacht wird (z.B. Akademie für Raumforschung und Landesplanung 2016). Die Tragfähigkeit wird dabei im raumplanerischen Diskurs überwiegend nach ökonomischen Kriterien berechnet. Sie stellt aus Sicht der Raumplanung insbesondere in dünn besiedelten und peripheren Räumen »eine Herausforderung« für die regionale Entwicklung dar, weil aufgrund der hier geringeren »Gesamtkaufkraft der Nachfrager« sich »nur für wenige Leistungsbereiche eine marktwirtschaftliche Tragfähigkeit aus[bildet]« (Akademie für Raumforschung und Landesplanung 2016, S. 5). Ob eine marktwirtschaftliche Tragfähigkeit allein ausschlaggebend ist oder ob nicht auch andere Kriterien für die Bereitstellung von technischen und sozialen Infrastrukturen herangezogen werden sollten, wird so nicht thematisiert. Beispiele für andere Kriterien wären etwa ökologische Nachhaltigkeit, sozialer Ausgleich oder auch demokratische Beteiligung an der Daseinsvorsorge.

Das im raumplanerischen Diskurs verankerte Argument der Tragfähigkeit wird vor dem Hintergrund einer weiteren Entwicklung besonders wirkmächtig und engt den politischen Spielraum zur Aufrechterhaltung von Einrichtungen der Daseinsvorsorge stark ein. Diese weitere Entwicklung sind Austeritätspolitiken, die zwar ein »politisches Projekt« (Stützle 2013) sind, aber als unpolitische Vorgabe der Schwarzen Null präsentiert werden. In Deutschland ist diese Form der Politik, die »staatliche Haushaltsdisziplin privilegiert« (Petzold 2018, S. 14) mittlerweile auf kommunaler, wie landes- und bundespolitischer Ebene weitgehend durchgesetzt. Vor dem Hintergrund der Logiken von Tragfähigkeit und Austerität kann der Rückbau von regionalen Infrastrukturen der Daseinsvorsorge nur als alternativ-

los erscheinen, denn die Gründe für Einsparungen sowie deren Folgen bleiben ausgeblendet und werden nicht hinterfragt.

Alternativen zum Rückbau der Daseinsvorsorge erscheinen vor dem oben beschriebenen Zusammenhang als utopisch, nicht praktikabel oder schlicht und einfach unmöglich. Die künftige Entwicklung von Regionen ist damit durch infrastrukturelle Beeinträchtigungen erheblich vorherbestimmt. Die Entpolitisierung von Regionalentwicklung ist jedoch weder vollständig noch unumkehrbar. Die Erfahrung des regionalen Ausgleichs durch den Sozialstaat, die dem neoliberalen Rückbau öffentlicher und sozialer Infrastruktur vorausging, bietet Möglichkeiten zur Artikulation von Abstiegsenergien und Frustration. So bleibt die Entpolitisierung nicht unwidersprochen und führt immer wieder zu Konflikten. Damit ist prinzipiell auch eine Wiedereröffnung politischer Debatten um die Zukunft von schrumpfenden Regionen möglich.

Die Repolitisierung der Regionalentwicklung

Der scheinbar unpolitische Charakter gesellschaftlicher Entwicklungen und Entscheidungen durch Entpolitisierung ist kein Naturgesetz – vielmehr wird der Anschein der Legitimität durch gesellschaftliche Kontrolle aufrechterhalten und kann daher auch repolitisiert werden (Jessop 2015, S. 100f.). Dabei wird der politische Charakter des Gegenstandes selbst zum potenziellen Konflikt: »[D]epoliticization would backfire if it provokes controversies and contention about the demarcation of the political and non-political spheres and what properly belongs on the unmarked side or in given, positively demarcated, non-political sphere« (Jessop 2015, S. 100f.). Somit besteht immer auch die Möglichkeit, vermeintliche Sachzwänge zu hinterfragen und politische Alternativen wieder einzufordern, insbesondere, wenn sich gesellschaftliche Konflikte und Verteilungskämpfe zuspitzen. So kann dem neoliberalen Paradigma von *There is no Alternative* (TINA) die Forderung nach *There are many Realistic Alternatives* (TAMARA) entgegengestellt werden. Damit verändern sich auch TINAs Begleiterscheinungen: Der Glaube an das Kapital und dessen inhärenten Expansionszwang als »naturgesetzlich wie gemeinnützig« (Streeck 2017, S. 253) verbunden mit zunehmender Deregulierung der Märkte und Abbau sozialer Ausgleichs- und Sicherheitsprogramme kann infrage gestellt und überwunden werden. Auf globaler Ebene vollzieht sich diese Repolitisierung vor allem im Kontext populistischer Bewegungen und Parteien. Nach jahrelang zurückgehenden Wahlbeteiligungen steigen diese nun wieder, was »ausschließlich neuartigen Parteien und Bewegungen zugute [kommt], welche die nationalen politischen Systeme durcheinanderbringen« (Streeck 2017, S. 260).

Im Nachgang der Finanzkrise von 2008 verschärften sich die gesellschaftlichen Konflikte vielerorts und progressive Bewegungen entwickelten sich im Kontext der

Anti-Austeritätsbewegung und Parteien wie Podemos oder Syriza (Marchart 2017, S. 13). Während diese Repolitisierungsversuche gesellschaftliche Verteilungskämpfe und soziale Gerechtigkeit thematisierten, zeichnet sich in den letzten Jahren zunehmend eine regressive, autoritäre Form der Repolitisierung ab, wie sie sich im Brexit-Referendum oder im Trumpismus manifestiert hat. Damit folgt die Repolitisierung auch einer Logik von »There is no Alternative to my Absolute and Rational Ideas and Attitudes« (TINA-MARIA), die ein Kern rechtspopulistischer Positionen ist (Förtner et al. 2021, S. 578).

Erste Anzeichen einer Repolitisierung der Regionalentwicklung sind in Deutschland auf mehreren Ebenen erkennbar. So ist das allgemeine raumordnungspolitische Ziel der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse, das eine wichtige Rechtfertigung für den Erhalt von Daseinsvorsorgeeinrichtungen darstellt, in den vergangenen Jahren wieder zum Gegenstand politischer Diskussionen in Deutschland geworden. Das Leitbild der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse ist seit Mitte der 1970er-Jahre immer wieder neu interpretiert worden (Mießner 2017, S. 138ff.). In den 1970er-Jahren sollte unter seinem Namen die Chancengleichheit der Bürger:innen in räumlicher Hinsicht gefördert werden. In den 1980er-Jahren wurde das Leitbild im Sinne endogener Entwicklungsstrategien interpretiert und Ende der 1990er-Jahre schließlich sollte die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse zur Förderung nachhaltiger Entwicklung beitragen. Der Entpolitisierung der Daseinsvorsorge vorgreifend, verliefen diese Neuinterpretationen größtenteils konfliktfrei. Somit kann die heutige Repolitisierung der Regionalentwicklung zwar auf die Erfahrung einer vorher vorhandenen Ausgleichspolitik zurückgreifen, muss jedoch zugleich neue Strategien und Forderungen entwickeln, um den Wunsch nach Veränderung zu artikulieren.

Aktuell beobachten wir eine erneute Zunahme politischer Debatten um das Konzept gleichwertiger Lebensverhältnisse, die wir als Zeichen für eine beginnende Repolitisierung der Regionalentwicklung verstehen. Ein wichtiger Auslöser für die aktuelle Diskussion war das Strategiepapier Unser Plan für Deutschland – Gleichwertige Lebensverhältnisse überall des Bundesministeriums des Inneren, für Bau und Heimat, des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft und des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2019), das auf die mehrjährige Arbeit der Kommission »Gleichwertige Lebensverhältnisse« zurückgeht. Unverbindliche Formulierungen im Strategiepapier führten dabei zu verschiedenen Kritikpunkten: Beispielsweise argumentieren Kersten et al. (2019, S. 5), die Schlussfolgerungen des Strategiepapiers seien kaum als »Aufbruch in eine neue Politik des sozialen, wirtschaftlichen und territorialen Zusammenhalts« zu verstehen. Die Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft bemängelt die fehlenden Finanzierungsansätze sowie die fehlende Möglichkeit, Querschnittsaufgaben in den Fachressorts zu verankern und durchzusetzen (Baumgart & Priebis 2019). Darüber hinaus sind einige Studien entstanden, welche die (un)gleichwertige

gen Lebensverhältnisse in Deutschland untersuchen (z.B. Fina et al. 2019) und zum Teil weitreichende Forderungen für die Regionalpolitik formulieren. Die Forderungen reichen von der Stärkung des Zusammenhalts, über Monitorings oder die Stärkung der kommunalen Ebene (Fina et al. 2019, S. 69f.) bis hin zur Überwindung der Unterfinanzierung der Daseinsvorsorgeinfrastrukturen, einer Stärkung demokratischer Strukturen und der Unterstützung sozial-ökologischer Transformationsprozesse (Kallert et al. 2020, S. 59ff.). Damit werden Debatten über grundsätzliche Alternativen zu bisherigen Vorstellungen regionaler Entwicklung ermöglicht und in einem neuen Kontext (re)politisiert.

Allerdings lassen sich die eingangs mit Post-Politik oder Post-Demokratie beschriebenen Veränderungen nicht einfach revidieren. Denn die sich auflösende Verbindung der früheren Volksparteien zu ihrem Wähler:innenklientel, einer zentralen Möglichkeit demokratischer Teilhabe, hat wichtige Verknüpfungen von Politik und Gesellschaft abreißen lassen (Della Porta 2020, S. 143). In diese Lücke stoßen rechtspopulistische Bewegungen und Parteien. Beispiele dafür sind die rechtspopulistische bis extrem rechte Partei *Alternative für Deutschland* (AfD) sowie mit dem Kameradschaftsmilieu verbundene Gruppen, etwa die sogenannten »völkischen Siedler:innen« (Röpke 2018). Diese Gruppen sind alle der extrem rechten Szene zuzuordnen, oft personell miteinander verbunden und deutschlandweit vernetzt. Mit unterschiedlichen Strategien versuchen sie die durch Rückbau sozialer und öffentlicher Infrastruktur entstandene Lücke zu besetzen: »Rechtsextreme rechnen in strukturschwachen Regionen mit wenig Gegenwehr beim Versuch, sich mit gezielten Immobilienkäufen niederzulassen und so strategisch Räume zu ergreifen, um die Dorfstruktur langfristig in ihrem Sinn zu beeinflussen« (Nowak 2017, S. 22).

Da rechtspopulistische Argumentationen antidemokratisch und antiegalitär sind (Salzborn 2017), stellen sie jedoch keine echte Reaktivierung des demokratischen Projektes dar, die in der Entwicklung progressiver gesellschaftlicher Alternativen bestünde. Um der Gefahr einer Repolitisierung regionaler Entwicklung durch Rechtspopulist:innen zu begegnen, sind progressive Ansätze und Utopien notwendig, die wir abschließend skizzieren.

Fazit: Regionalentwicklung als progressives Projekt

Regionen und deren Entwicklung – so die zentrale Aussage unseres Beitrags – sind genuin politisch, veränderbar und umkämpft. Während regionaler Ausgleich und die Daseinsvorsorge in Deutschland lange Zeit nicht kontrovers verhandelt und durch die neoliberale Bearbeitung des infrastrukturellen Rückbaus zunehmend entpolitisiert wurden, beobachten wir seit einiger Zeit eine Trendwende. Die Argumentation des Sachzwanges stößt zunehmend auf Widerspruch und es lässt sich

eine beginnende Repolitisierung der Debatten um regionale Entwicklung feststellen, die verschiedene Optionen verhandelt. Der Ausgang dieser Debatten ist offen. Während sich im engeren regionalpolitischen Diskurs die Kritik an Programmen wie Unser Plan für Deutschland bisher noch hauptsächlich auf die Umsetzung von Maßnahmen konzentrierten, gibt es – wie wir gezeigt haben – Versuche von Rechtspopulist:innen, den staatlichen Rückzug aus dem ländlichen Raum für rechte Politiken zu besetzen.

Umso wichtiger erachten wir somit die Aufgabe kritischer Regionalforschung, progressive Ansätze für die Entwicklung von Regionen zu entwerfen, zu erproben und zu hinterfragen. Für eine Regionalentwicklung als progressives Projekt braucht es erstens Utopien als Leitbilder, an denen sich lokale Projekte orientieren können, um diese weiterzuentwickeln und, wenn nötig, zugunsten praktikablerer Ansätze auch wieder verwerfen zu können. Beispiele für Utopien regionaler Entwicklung, die keine konkreten Handlungsanweisungen, sondern grundsätzliche Perspektiven aufzeigen können, wären etwa ein »Progressiver Ruralismus« (Kallert et al. 2020, S. 59) oder ein »Recht auf den ländlichen Raum« (Barraclough 2013). Wie auch beim *Recht auf Stadt* geht es diesen Ansätzen darum, Bewohner:innen die Möglichkeit für die Veränderung von Räumen (zurück) zu geben, Argumente und Handlungen, die bislang als selbstverständlich und unhinterfragbar galten, zur Debatte zu stellen und gemeinschaftliche Lösungen zu finden. Darüber hinaus sind zweitens für eine progressive Repolitisierung aber auch konkrete Vorhaben nötig. Diese können den Erhalt von Schulen und Krankenhäusern, die Reaktivierung von Verbindungen des öffentlichen Nahverkehrs oder auch die Gründung kommunaler beziehungsweise genossenschaftlicher Infrastrukturangebote umfassen. So zeigen aktuelle Studien – beispielsweise für Brandenburg (Sander 2021) – die Vielfalt lokaler emanzipatorischer Initiativen in ländlichen Regionen. Für die Realisierung dieser Vorhaben sind aber nicht nur Möglichkeiten der Beteiligung und Finanzierung notwendig, sondern auch lokale Aktivist:innen, die es gerade in ländlichen Kontexten häufig schwer haben – so »werden Menschen, die auf undemokratische Missstände hinweisen, [oft] als das eigentliche Problem gesehen, weil sie vermeintlich die Ruhe in der Kommune stören – und nicht jene, die menschenfeindliche Positionen in Wort und Tat verbreiten« (Vogel 2019, S. 108). Somit muss die kritische Regionalforschung nicht nur die weiterhin dominanten Sachzwanglogiken der Regionalentwicklung kritisieren, sondern auch zur Entwicklung konkreter Ansätze und deren Umsetzung beitragen. Während die Entpolitisierung in vielen Bereichen zu einer Verfestigung regressiver Politiken geführt hat, bieten sich auch immer mehr Möglichkeiten für eine Repolitisierung. Diese progressiv zu wenden, bleibt Aufgabe einer kritischen Regionalforschung.

Literatur

- Agnoli, J. (2004). Die Transformation der Demokratie. In: Görres Agnoli, B. (Hg.) *Die Transformation der Demokratie und verwandte Schriften*, 13-93. Hamburg: Konkret.
- Akademie für Raumforschung und Landesplanung (2016). *Daseinsvorsorge und gleichwertige Lebensverhältnisse neu denken: Perspektiven und Handlungsfelder*. Positionspapier aus der ARL, 108. Hannover: ARL.
- Barracough, L. (2013). Is There Also a Right to the Countryside? *Antipode*, 45(5): 1047-1049. <https://doi.org/10.1111/anti.12040>.
- Baumgart, S. & Priebs, A. (2019). Unser Plan für Deutschland – Gleichwertige Lebensverhältnisse überall. *Nachrichten der ARL*, 2: 32-34.
- Beveridge, R. & Naumann, M. (2014). Global norms, local contestation: Privatisation and de/politicisation in Berlin. *Policy and Politics*, 42(2): 275-291. <https://doi.org/10.1332/030557312X655918>.
- BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (2017). *Raumordnungsbericht 2017. Daseinsvorsorge sichern*. Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.
- Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat, Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft & Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2019). *Unser Plan für Deutschland – Gleichwertige Lebensverhältnisse überall*. Ostbevern: MKL Druck GmbH & Co. KG.
- Crouch, C. (2008). *Postdemokratie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Della Porta, D. (2020). *How Social Movements Can Save Democracy*. Cambridge: Polity.
- Fina, S., Osterhage, F., Rönsch, J., Rusche, K., Siedentop, S., Zimmer-Hegmann, R. & Danielzyk, R. (2019). *Ungleiches Deutschland. Sozioökonomischer Disparitätenbericht 2019. Karten, Indikatoren und wissenschaftliche Handlungsempfehlungen. Für ein besseres Morgen*. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Förtner, M., Belina, B. & Naumann, M. (2021). The revenge of the village? The geography of right-wing populist electoral success, anti-politics, and austerity in Germany. *Environment and Planning C: Politics and Space*, 39(3): 574-596. <https://doi.org/10.1177/2399654420951803>.
- Jessop, B. (2015). Repoliticising depoliticisation: theoretical preliminaries on some responses to the American fiscal and Eurozone debt crisis. In: Flinders, M. & Wood, M. (Hg.) *Tracing the Political. Depoliticisation, Governance and the State*, 95-115. Bristol: Policy Press. <https://doi.org/10.1332/030557312X655864>.
- Kallert, A., Belina, B., Mießner, M. & Naumann, M. (2020). *Gleichwertige Lebensverhältnisse? Zur Entwicklung ländlicher Räume in Hessen*. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Kersten, J., Neu, C. & Vogel, B. (2019). Gleichwertige Lebensverhältnisse – für eine Politik des Zusammenhalts. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 46: 4-11.

- Marchart, O. (2017). Liberaler Antipopulismus. Ein Ausdruck von Postpolitik. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 44: 11-16.
- Michel, B. & Roskamm, N. (2013). Einführung. Die ›postpolitische‹ Stadt. *Sub/urban. Zeitschrift für Kritische Stadtforschung*, 1(2): 9-16. <https://doi.org/10.36900/suburban.v1i2.93>.
- Mießner, M. (2017). *Staat – Raum – Ordnung. Zur raumordnungspolitischen Regulation regionaler Disparitäten*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Nowak, F. (2017). »Die letzten von gestern, die ersten von morgen«? *Völkischer Rechtsextremismus in Niedersachsen*. Berlin: Amadeu Antonio Stiftung.
- Petzold, T. (2018). *Austerity Forever?! Die Normalisierung der Austerität in der BRD*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Proske, M. (2010). Auswirkungen des demographischen Wandels auf die Daseinsvorsorge. In: Breu, C. (Hg.) *Räumliche Konsequenzen des demographischen Wandels: Teil 12, Demographischer Wandel und Raumentwicklung in Bayern*, 45-69. Hannover: ARL.
- Röpke, A. (2018). Alte Netzwerke für junge Kader: Die Verbindungen völkischer Familien zur identitären Bewegung. In: Speit, A. (Hg.) *Das Netzwerk der Identitäten: Ideologie und Aktionen der Neuen Rechten*, 142-159. Berlin: Christoph Links.
- Salzborn, S. (2017): *Angriff der Antidemokraten. Die völkische Rebellion der Neuen Rechten*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Sander, H. (2021). *Das andere Brandenburg. Antifa, weltoffene Orte, solidarische Alternativen*. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Streeck, W. (2017). Die Wiederkehr der Verdrängten als Anfang vom Ende des neoliberalen Kapitalismus. In: Geiselberger, H. (Hg.) *Die große Regression. Eine internationale Debatte über die geistige Situation unserer Zeit*, 253-273. Berlin: Suhrkamp.
- Stützel, I. (2013). *Austerität als politisches Projekt. Von der monetären Integration Europas zur Eurokrise*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Swyngedouw, E. (2009). The antinomies of the postpolitical city: in search of a democratic politics of environmental production. *International Journal of Urban and Regional Research*, 33(3): 601-620. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2427.2009.00859.x>.
- Vogel, C. (2019). Zivilgesellschaft im Dorf stärken. Gedanken zur Demokratiestärkung im ländlichen Raum und zu Mobiler Beratung gegen Rechtsextremismus. In: Bundesverband Mobile Beratung (Hg.) *Was blüht dem Dorf? Demokratieentwicklung auf dem Land*, 106-111. Dresden: Bundesverband Mobile Beratung e.V.
- Žižek, S. (2001). *Die Tücke des Subjekts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Die ethnifizierte Region

Miriam Wenner

Wel-come to Gorkhaland steht auf einem Schild am Straßenrand, das Reisende aus der westbengalischen Tiefebene auf dem Weg ins Himalaya-Vorgebirge nach Darjeeling und Kalimpong (zwei Distrikte im Norden West Bengalens) begrüßt. Gorkhaland ist die Bezeichnung für den neuen indischen Unionsstaat, den die mehrheitlich Nepali-sprechende Bevölkerung dieser Gegend – die *Gorkhas* – seit geraumer Zeit für sich fordert. Gorkhaland ist aber nicht nur eine politische Forderung nach mehr Autonomie und Anerkennung als Minderheit im indischen Staat. Es ist auch Ausdruck der gefühlten Zusammengehörigkeit der Menschen mit dem Raum von Darjeeling und Kalimpong und der wahrgenommenen Andersheit dieser Region und seiner Bewohner:innen im Vergleich zum übrigen Westbengalen. Und tatsächlich könnte man meinen, man gelange während der Fahrt hinauf nach Darjeeling in ein anderes Land. Nicht nur die Geländeformen, die Landnutzung und das Klima ändern sich. So prägen Teeplantagen und Wälder die steilen Hänge und es wird merklich kühler, je höher man fährt. Auch die Häuser werden bunter; hin und wieder erinnern alte Bungalows an die Zeit von Darjeeling als britische *Hill Station*. Wer für eine Rast aus dem Jeep steigt, dem werden keine Samosas (frittierte, mit Gemüse gefüllte Teigtaschen), sondern heiß dampfende, nepalesische Momos (kleine gedämpfte Teigtaschen) serviert, häufig mit einer Sauce aus den scharfen Chilis, die nur hier wachsen. Gespräche finden nicht mehr auf Bangla oder Hindi, sondern auf Nepali statt, das die Mehrheit der Bevölkerung hier spricht. Auch viele Menschen unterscheiden sich hinsichtlich ihres Aussehens von denen im Flachland. Doch obwohl Darjeeling für viele vor allem als Region des Teeanbaus oder als touristische Destination bedeutsam ist, fallen mir vor allem die politischen Symbole auf, die auch auf Englisch verkünden, dass man sich nun im *Land der Gorkhas* befindet. An vielen Stellen wehen die Farben der regionalistischen Parteien Darjeelings, die verstärkt seit den 1980er Jahren eine administrative Trennung Darjeelings, Kalimpongs und der angrenzenden Dooars (Flachland südlich der Grenze von Bhutan) und die Gründung von Gorkhaland fordern. Seither kommt es immer wieder zu teils gewalttätigen Protesten, an deren Opfer die zahlreichen Märtyrer-Denkmäler entlang der Straßen erinnern. Man könnte meinen, dass trotz des Widerstands der Regierung, Gorkhaland bereits Realität in Form ei-

ner *Ethnoregion* angenommen hat, in der Grenzen und Bedeutungen durch besondere Merkmale und Identität ihrer Bewohner:innen geprägt sind. Vertreter:innen der Bewegung nutzen Begriffe wie *ilaakaa*, *chetra* (Nepali) oder *bhubhaag* (Hindi) (auf Deutsch: Region, Gebiet oder Terrain), um das Land zu umschreiben, das sie für ihre Gruppe beanspruchen. Auch in offiziellen Regierungsdokumenten taucht der englische Begriff *region* auf, um die von den Gorkhas beanspruchten *areas* zu bezeichnen. Die Allgegenwärtigkeit von *Gorkhaland* wirft die Frage auf, wie es kommt, dass ein formal-legal (noch) gar nicht existierender Unionsstaat dennoch so gegenwärtig, wahrnehmbar und spürbar ist. Entsprechend untersucht dieser Beitrag, wie es Personen gelingt das Bild einer Region zu erschaffen, die scheinbar einer bestimmten Gruppe (wie den Gorkhas) gehört, und warum trotz der Vielzahl von anderen möglichen Vorstellungen gerade dieses Bild so machtvoll erscheint.

Wie in Darjeeling gibt es überall auf der Welt Bestrebungen gruppenbezogene Identitäten mit einem Raum zu verknüpfen und dabei raumbezogene Identitäten zu erschaffen oder zu betonen. Dies kann aus rein emotionalen Motivationen oder für Marketingzwecke geschehen. Dieser Beitrag fokussiert auf politische Bewegungen, die (mehr) Autonomie im Namen von Gruppen fordern, die sich einer bestimmten Ethnie zugehörig fühlen. Die Forderungen reichen dabei von mehr Mit- oder Selbstbestimmung auf sub-nationaler Ebene bis hin zu Sezession und der Gründung neuer Nationalstaaten. Häufig basieren solche Forderungen auf Gefühlen von Marginalisierung, Fremdbestimmung oder dem Ausschluss von politischen Entscheidungsprozessen. Ob in Nordost-Indien, Katalonien, Schottland, im Nordost-Irak oder der Ost-Türkei: Überall fordern in ihren Nationalstaaten meist unterrepräsentierte Gruppen offizielle Geographien und Machtverteilungen heraus (Werlen 1995, S. 366). Einige Bewegungen begründen ihre Forderungen vor allem durch die Betonung ihrer wahrgenommenen Andersheit von der Mehrheit, beispielsweise hinsichtlich Sprache, Herkunft, Sitten oder Aussehen. Diese Hervorhebung von Unterschieden spielt eine große Bedeutung bei der Konstruktion von gruppenbezogenen Identitäten, die als *Ethnien* bezeichnet werden können (Brubaker et al. 2004; Smith 1996). Ethnoregionalismus – oder die Betonung ethnischer Elemente bei der Abgrenzung von Raum und/oder der Forderung nach Kontrolle über diesen Raum – ist also eng mit Prozessen der Ein- und Abgrenzung verbunden, wobei geforderte territoriale Grenzen die imaginierten Grenzen der (ethnischen) Gruppe spiegeln. Diese explizite Verknüpfung von Ethnizität mit einem spezifischen Raum kann als Ethnifizierung des Raums bezeichnet werden. Ziel dieses Beitrags ist es, zu verstehen, mittels welcher Strategien diese Ethnifizierung durch regionalistische Bewegungen stattfindet und wie hierdurch das Bild einer Ethnoregion geschaffen wird, welches den Anspruch der Gruppe auf den Raum ausdrückt und Forderungen nach sub-nationaler Autonomie (oder Sezession) legitimieren soll.

Ethnie und Ethnizität

Ethnien oder Ethnizität sind keine objektiven und feststehenden Tatsachen, sondern müssen als Konstrukte verstanden werden, die durch soziale Abgrenzungs- und Klassifizierungsprozesse entstehen und somit wandelbar und umkämpft sind (Brubaker et al. 2004). In seiner einflussreichen Arbeit *Ethnic groups and boundaries* betonte Barth bereits 1969, dass ethnische Identität kein objektives, kulturelles Merkmal einer Gruppe sei, sondern auf Prozessen der Selbst- und Fremdzuschreibung basiert (Barth 1969). So war beispielsweise die Vorstellung von klar abgegrenzten, ethnischen Gruppen häufig eine koloniale Erfindung, die vormals fluide und sich überlappende Gruppen durch Maßnahmen wie den Zensus in die Kategoriensysteme des modernen Staates einordnete (Chakrabarty 1995). Barth betonte weiterhin den relationalen, durch soziale Beziehungen definierten Charakter von ethnischer Identität und verlegte somit den Fokus des Interesses von einer Beschreibung der kulturellen Elemente *in* einem Raum auf die Prozesse der Grenzziehung (Eriksen & Jakoubek 2019, S. 4). Auch poststrukturalistische Lesarten betonen, dass Unterschiede zwischen Gruppen nicht ursprünglich gegeben sind, sondern Grenzen erst durch die Annahme von Unterschieden aufrechterhalten werden (Eriksen & Jakoubek 2019, S. 11). Um ethnische Gruppen abzugrenzen, werden ausgewählte Unterschiede bewusst relevant gemacht, wohingegen andere Unterschiede innerhalb dieser so definierten Gruppen nicht kommuniziert oder betont werden (Brubaker et al. 2004; Eriksen 2013, S. 294). Die Vergangenheit wird dabei so zu recht geschnitten, dass sie aktuellen Bedürfnissen entspricht. Ethnische Identität ist somit eine politische Verwirklichung einer bestimmten, autorisierten Version von Kultur, welche künstliche Grenzen errichtet und dynamische Prozesse einfriert (Eriksen 2013, S. 286). Auch Wissenschaftler:innen können eine wichtige Rolle bei der Reifizierung kollektiver Identitäten spielen (Eriksen 2013, S. 288), beispielsweise indem sie diese entsprechend bestimmter Kategorien abgrenzen oder solche Kategorisierungen in Forschungsprozessen thematisieren. Die Betonung des Konstruktcharakters von Ethnizität und die Fluidität der Grenzen dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass Unterschiede und Grenzen fortbestehen und wirkmächtig sind (Eriksen 2013, S. 290, 294).

Diese Wirkmächtigkeit wird auch durch die Verknüpfung von Ethnizität mit politischen Forderungen nach Raum deutlich. Das Konzept der Ethnifizierung hilft dabei, die unterschiedlichen Strategien und Prozesse zu beleuchten, die zu einer scheinbaren Naturalisierung des Verhältnisses zwischen Ethnizität und Raum führen sollen. Um zu verstehen, wie das Bild einer scheinbar homogenen Ethnoregion produziert wird und wie diese Ethnoregionen politisch wirksam werden, untersuche ich Ethnifizierungsprozesse von regionalistischen Bewegungen auf drei Ebenen: (i) der diskursiv-imaginären Ebene, (ii) der symbolischen und (iii) der regulativen Ebene. Anhand des Beispiels von *Gorkhaland* illustriere ich gleichzeitig die

Widersprüche dieser Prozesse und formuliere Hinweise für einen sensiblen Umgang mit der Thematik.

Ethnifizierung durch imaginative Geographien

Imaginative Geographien sind diskursive Konstrukte, die auf Vorstellungen und Bedeutungszuschreibungen zu bestimmten Orten, Regionen oder Ländern beruhen. Dass diese geographischen Vorstellungswelten keinesfalls neutral oder harmlos sind, haben postkoloniale Studien aufgezeigt, allen voran Said's (1978) *Orientalismus*, in dem gezeigt wird, wie das räumlich verortbare Bild vom Orient als exotisches Gegenüber des scheinbar rationalen, aufgeklärten und überlegenen Okzidents durch differenzierende Abgrenzungsmechanismen erschaffen wurde. So besitzen imaginative Geographien die Macht, die Welt zu definieren, zu interpretieren und Grenzen zwischen dem scheinbar *Eigenen* und *Fremden* zu ziehen (Gregory 1995b; Lossau 2002, S. 76). Diese »Konstellationen von Macht, Wissen und Räumlichkeit« (Gregory 1995a, S. 29, eigene Übersetzung) generieren eine gemeinschaftliche Vorstellung der Welt, die ihren performativen Charakter auch durch ihre Strukturierung des täglichen Lebens zum Ausdruck bringt (Boudreau 2007). Solche diskursiven Konstrukte sind für regionale Identitäten immer wichtig, spielen aber bei ethnoregionalen eine besondere Rolle, da sie nicht nur zur Legitimierung von territorialen Forderungen, sondern auch zur Mobilisierung der Bevölkerung beitragen.

Bei ethnoregionalen Bewegungen ist vor allem die Verknüpfung von räumlichen Elementen mit sogenannten ethno-nationalen Ressourcen wichtig, die Smith (1996) wie folgt identifiziert hat: (I) kollektive Erinnerungen an die Geschichte und an ein »goldenes Zeitalter« der Gruppe, (II) den Glauben an ethnisches Auserwähltheit und (III) die Zugehörigkeit zu einem *homeland* der Vorfahren. Ursprungsmythen und Narrativen verbinden dabei in selektiver Weise die Geschichte und Kultur der ethnischen Gruppe mit einem bestimmten Raum, beispielsweise indem dieser als Schauplatz konkreter historischer Ereignisse identifiziert wird. Durch diese bewusste Verbindung von Geschichte, Menschen und einem designierten Raum wird dieser nicht nur mit Bedeutungen aufgeladen, sondern es wird auch eine regionale Identität geschaffen, also eine emotional aufgeladene kollektive Identifizierung der Menschen mit einem Raum (Paasi 2002, S. 146).

Anführer:innen der Gorkhaland-Bewegung generieren die Vorstellung von Darjeeling als *anderen* Raum, indem sie die Unterschiede und die Einzigartigkeit der Gorkhas betonen, welche durch die unterschiedliche Topographie und das kühlere

Klima verstärkt werde.¹ So sagte beispielsweise der damalige Jugendanführer einer regionalistischen Partei:

»Die Gorkhas gehören im Vergleich zur Mehrheit in Westbengalen zu einer unterschiedlichen Rasse (*race*) und haben eine komplett andere Geschichte, Sprache, Kultur, Tradition, Lebensweise, Einstellungen. Sie leben in einer unterschiedlichen topographischen Region mit einem komplett anderen Klima. Daher gibt es eine natürliche Trennung zwischen den Gorkhas und der Mehrheit in Westbengalen« (Thulung 2008, eigene Übersetzung).

Mit Verweis auf die demographische Stärke der Gruppe wird Darjeeling als *Zentrum aller Gorkhas* dargestellt. Darjeelings Besonderheit und Nicht-Zugehörigkeit zu Westbengalen wird auch mit Bezug auf den administrativen Sonderstatus während der Kolonialzeit begründet, welcher das Gebiet von der sonst üblichen Gesetzgebung teils ausgeschlossen hatte. Eine weitere Strategie, um die Zusammengehörigkeit zwischen ethnischer Gruppe und Raum zu betonen, ist die Territorialisierung von Erinnerungen. Dabei werden geteilte Erinnerungen oder Mythen mit bestimmten Orten verknüpft, wodurch diese zu historischen *homelands* oder *ethnoscapes* (Schetter 2005) werden. Dazu gehören beispielsweise die (durchaus kontrovers diskutierte) vor-koloniale Besiedlung des Landes durch Gorkhas und Geschichten der Urbarmachung des Landes, wie der Sprecher einer regionalistischen Partei unterstreicht: »Alles, was Darjeeling heute ist, ist das Blut und der Schweiß unserer Vorfahren« (Interview, H.B. Chettri, 2011). In diesen Narrativen erscheint Darjeeling als durch die Vorfahren angeeignet und erschaffen. Weiterhin halten zahlreiche Denkmäler und der jährliche Märtyrer-Tag die geteilte Erinnerung an Gewalt während früherer Proteste für Gorkhaland lebendig.

Diese Präsentationen von Geschichte, Demographie, Kultur und Naturraum werden in den imaginativen Geographien so stilisiert, dass die Zusammengehörigkeit zwischen Ethnizität und Raum bestätigt wird. Darin wird auch der strategische Charakter (Reuber 1999) dieser Raumbilder deutlich, denn je nach raumbezogenen Zielen der Akteur:innen findet eine selektive Auswahl der für die Forderung relevanten Kategorien (z. B. Bevölkerung, Geschichte) sowie die einseitige Interpretation der vorhandenen Daten statt. Vertreter:innen der westbengalischen Regierung lehnen solche Ethnifizierungslogiken ab. In ihrem Bestreben, die Forderung nach Gorkhaland zu ersticken, verweisen sie vielmehr darauf, dass Darjeeling ein integraler Teil Westbengalens sei, und betonen, dass es keine Grenze zwischen den Menschen des Hoch- und des Tieflands gebe. Durch Tourismus- und Infrastruk-

1 Die folgenden Ausführungen zur Gorkhaland-Bewegung beruhen auf Daten, die zwischen 2011 und 2017 während wiederholter Feldaufenthalte in Darjeeling generiert wurden. Details zu den Interviews und weiteren Quellen finden sich in Wenner 2020; 2013.

turentwicklung solle aus Darjeeling zukünftig eine *Schweiz* (und nicht Gorkhaland) werden.

Dies illustriert, dass imaginative Geographien nicht in der Vergangenheit oder Gegenwart verhaftet bleiben. Ihr starkes, mobilisierendes Potenzial erstet auch aus ihrer Fähigkeit, eine Brücke zwischen der Vergangenheit, der problembehafteten Gegenwart und einer positiv vorgestellten Zukunft einer Gruppe zu schlagen. Ethnoregionalistische Gruppierungen stellen hierbei die (angestrebte) Kontrolle über den geforderten Raum als zentral für die Verwirklichung ihrer Ziele dar. Politische Anführer:innen der Gorkhaland-Bewegung beschreiben Darjeeling als einen von der Regierung vernachlässigten Ort, der von Armut und Niedergang geprägt ist. Demgegenüber bedienen sie sich der Narrative von einem ehemaligen *goldenen Zeitalter* der Entwicklung während der Kolonialzeit (wobei sie die ausbeuterischen Verhältnisse vor allem in der Plantagenwirtschaft nicht thematisieren). Sie betonen, dass Darjeeling nur durch Gorkhaland zu seiner alten Pracht zurückfinden könne. Weiterhin propagieren sie, dass durch Gorkhaland die nationale Identität der Gorkhas – die sich aufgrund ihrer Ähnlichkeit zu Bürger:innen Nepals häufig Anfeindungen anderer Inder:innen ausgesetzt sehen – zweifelsfrei von allen anerkannt würde, und sie somit der existenziellen Gefahr einer Vertreibung aus Indien entgehen könnten. Einige Parteien versprechen darüber hinaus individuelle Besitztitel für Land, da sich dieses – zumindest auf Teeplantagen – in Staatseigentum befindet. Diese Utopie wird durch politische Kundgebungen, Broschüren oder in Liedern und Videos kommuniziert.

Die Betonung der Einzigartigkeit und Homogenität von ethnischen Gruppen in definierten räumlichen Grenzen reflektiert Elemente der administrativen Raumordnungslogik in Indien, welche die Zusammengehörigkeit von Ethnie und Raum impliziert. Dies zeigt sich beispielsweise in der zunächst auf ethnisch-linguistischen Kriterien beruhenden Reorganisation von indischen Unionsstaaten nach der Unabhängigkeit (Tillin 2013). Dies unterstreicht, dass die Ethnifizierung von Regionen im Spannungsfeld zwischen ethnisch-räumlicher Abgrenzung und Prinzipien nationaler Integration von *Andersheit* erfolgt. Ethnoregionalistische Rhetorik von Autonomiebewegungen muss also im Kontext der Prinzipien verstanden werden, welche Grenzziehungen in dem jeweiligen Referenzraum begründen.

Ethnifizierung durch Symbole und regulative Akte

Die Ethnifizierung einer Region drückt sich aber nicht nur diskursiv, sondern auch – entsprechend der Vorstellungen der dominanten, ethnischen Gruppe – in der konkreten (Um-)Gestaltung des Raums aus, sowie durch deren Versuch, die tatsächliche Kontrolle über diesen Raum zu erlangen. Dies kann sowohl durch die Verwendung von Symbolen und Markierungen als auch durch die politisch-ad-

ministrative Regulation des geforderten Gebietes durch ethnische Anführer:innen geschehen. Durch solche »räumlichen Strategien« (Deshpande 1998, S. 250) werden imaginäre Geographien dauerhaft und glaubwürdig mit physischen Räumen verbunden. Erst durch diese Verbindung von Imaginiertem und Real-Erlebtem wird der Eindruck erweckt, eine Ethnoregion existiere jenseits der Imagination: Sie wird sichtbar und erlebbar.

Zu den Symbolen, welche zu einer Ethnifizierung des Raumes beitragen, gehören unter anderem Fahnen, Poster, Graffitis, Statuen, Schilder oder Karten. Während auch in nicht-politischen Bewegungen solche Symbole zur Stärkung eines regionalen Bewusstseins beitragen, geht es Autonomiebewegungen darum, ihren politischen Anspruch auf den Raum zu unterstreichen und einzufordern. Daher wird diese Symbolik durch Aktionen wie Großdemonstrationen und Kundgebungen ergänzt. In Darjeeling sind insbesondere Hungerstreiks an prominenten Orten sowie mehrwöchige Fußmärsche (*pada yatras*) an die Grenzen der geforderten Gebiete sichtbare Aktionen zur Verdeutlichung territorialer Ansprüche. Die Ablehnung staatlicher Autorität und der Anspruch auf Selbstbestimmung werden aber vor allem in gelegentlichen gewaltvollen Auseinandersetzungen mit staatlichen Kräften wie der Polizei oder der Armee sowie Angriffen auf staatliche Behörden und Fahrzeuge deutlich.

Dieser Anspruch äußert sich auch auf der regulativen Ebene. So können ethnische Gruppen politische Autorität in Form von staatlich zugestandener Autonomie in Regionalparlamenten ausüben, wie beispielsweise in Schottland oder Katalonien. Diese Parlamente gestehen gewählten Repräsentant:innen Entscheidungshoheit in ausgewählten regionalen Angelegenheiten wie der Infrastrukturplanung zu. Nach einem gewalttätigen Bürgerkrieg zwischen 1986 und 1988 wurde auch Darjeeling mehr Autonomie in Form von gewählten Autonomieverwaltungen zugestanden.

Anführer:innen ethno-regionalistischer Gruppen oder Parteien können allerdings auch ohne formal-legale Anerkennung regulative Macht ausüben. In Darjeeling kontrollier(t)en teils nicht gewählte regionalistische Parteien den Zugang zu staatlichen Entwicklungsgeldern oder zu Stellen im öffentlichen Dienst. Als »informelle Souveräne« (Hansen & Stepputat 2006) setzten sich Parteianführer:innen über staatliche Gesetze hinweg und forcierten teils mehrmonatige Generalstreiks, welche durch das Verbot von Transport, die Schließungen von Schulen, Geschäften und Arbeitsstätten das öffentliche und private Leben stark beeinträchtigten. Deklarierte Gegner:innen der Gorkhaland-Bewegung wurden teils gewalttätig zum Schweigen gebracht. Diese gewaltsame und informelle Herrschaft durch ethnische Gruppenanführer:innen, für die es zahlreiche Beispiele aus Sri Lanka oder Nordost-Indien gibt, hat Das (2014, S. 408) als »virtuellen Regionalismus« bezeichnet. Diese Aktionen dienen aber nicht nur dem Protest und der Untermauerung der Forderung nach Gorkhaland gegenüber der Regierung, sondern unterstreichen

auch gegenüber der eigenen Bevölkerung, wer die politische Autorität über die Region und ihre Ressourcen (nicht) hat. In diesem Sinne kann die Ethnifizierung einer Region auch als Instrument der Legitimation und Machterhaltung politischer Eliten gedeutet werden, welche durch ihre Betonung des ethnischen Diskurses andere Deutungsversuche der Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Region und ihrer Bewohner:innen unsichtbar machen.

Grenzen der ethnoregionalistischen Logik

Der Vorstellung von Räumen als Ethnoregion liegt eine Containerraumlogik zugrunde, welche davon ausgeht, dass es eine Einheit von Identität und einem abgrenzbaren Raum gibt. In dieser Logik wird Raum zum Behälter von Elementen mit einer besonderen – hier ethnischen – Charakteristik. Diese geographisch-essenziellistische (Lossau 2002, S. 76) Logik geht mit einer starken Abgrenzung zwischen den Elementen innerhalb dieses Raumes (ein scheinbar durch gleiche Normen und Sitten gekennzeichnetes *Wir*) und den Dingen außerhalb des Raumes (die unterschiedlichen *Anderen*) einher. Dieses Containerraum-Denken hat eine ordnende Funktion, indem es Objekte an einem bestimmten Ort festmacht. Gleichzeitig hat es eine naturalisierende Funktion, indem es Gegenstände, ihre Ortsbezogenheit und die daraus entstehende Ordnung objektiviert. Wie Lossau es mit Verweis auf postkoloniale Denker wie Said beschreibt: »[Z]usammen mit den verorteten und damit objektivierten Objekten und Identitäten erscheint auch die gesamte Ordnung als eine Ordnung, die so und nicht anders ist; als eine Ordnung, die nicht anders sein kann, als sie ist« (Lossau 2002, S. 76). Diese Art der Verortung in Nationalstaaten oder Ethnoregionen negiert nicht nur den sozial konstruierten Charakter von Ethnizität, Identität, Kultur und Grenzen, sondern übersieht auch die Diversität von Menschen und ihren Identifikationsmerkmalen in diesen scheinbar objektiven und unveränderbaren Containern.

In Darjeeling wird dies besonders im Umgang der Nepali-sprechenden Mehrheitsanführer:innen mit Minderheiten deutlich. Die Lepcha/Rong zum Beispiel verstehen sich als die ursprünglichen Bewohner:innen der Region und postulieren mit Bezug auf historische Quellen die Vorstellung von Darjeeling als *Mayel Lyang*, ihrem mythischen Königreich. Durch Bezug auf zahlreiche Toponyme in der Lepcha-Sprache unterstreichen sie, dass Darjeeling eigentlich *ihr* Land sei, was den umkämpften Charakter von imaginierten Geographien und Gruppenzugehörigkeiten unterstreicht. Obwohl führende Gorkha-Parteien propagieren, dass alle, die in Darjeeling leben, Gorkhas seien, lehnen es viele Lepcha ab, als *Gorkhas* bezeichnet zu werden. Weiterhin werden nicht-ethnische Kategorien der Gruppenzugehörigkeit durch die Ethnifizierung der Region marginalisiert. So spielen beispielsweise Zugehörigkeitsgefühle basierend auf sozioökonomischer Klasse – trotz der Prä-

valenz der Plantagenökonomie – wenn überhaupt nur eine untergeordnete Rolle. Viele Plantagenarbeiter:innen glauben, dass die Lösung ihrer Probleme nicht in einer gut organisierten Bewegung für bessere Arbeitsbedingungen liegt, sondern in der Schaffung von Gorkhaland. Ökonomische Marginalisierung und Ausbeutung werden dabei weniger als Resultat von Klassenbeziehungen, sondern eher als Folge ihrer ethnischen Zugehörigkeit gedeutet. Dies verdeutlicht, dass sowohl von führenden regionalistischen Parteien als auch von der Bevölkerung Beziehungen zwischen Gesellschaft, Staat und Ökonomie in erster Linie durch die Kategorie der Ethnizität kommuniziert und strukturiert werden. Alternative Deutungsversuche der regionalen Geschichte, Kultur und Zugehörigkeit werden dadurch weitgehend unsichtbar gemacht oder in den ethnischen Rahmen eingeordnet.

Fazit

Dieser Beitrag verdeutlicht, dass die Ethnifizierung von Räumen ein bewusster Prozess ist, dessen naturalisierende und homogenisierende Wirkung hinterfragt werden muss, um machtvollen Konstruktionen von Raum, Identität und Grenzen durch dominante Gruppen die Gleichberechtigung von alternativen Vorstellungen entgegenzuhalten. Denn auch Forscher:innen sind keineswegs unschuldige und neutrale Betrachter:innen von Regionalisierungs- und Ethnifizierungsprozessen. Geprägt von persönlichen Ordnungsschemata und Relevanzsystemen (Schlottmann & Wintzer 2019, S. 302) tragen wir durch unsere Art der Beschreibung dazu bei, Regionen in bestimmter Weise abzugrenzen und zu betrachten. Demnach fokussiert dieser Beitrag entsprechend des Interesses der Autorin bewusst auf das Bild von Darjeeling als Ethnoregion (und nicht als Tee- oder Tourismusregion), und trägt somit ebenfalls zur Reproduktion dieses Bildes im öffentlichen und wissenschaftlichen Diskurs bei. Durch das Aufzeigen der vielfältigen Prozesse, die zu einer Ethnifizierung führen, sollte aber der Blick auf andere Deutungen nicht verstellt, sondern eröffnet werden.

Literatur

- Barth, F. (1969). Introduction. In: Barth, F. (Hg.) *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organisation of Culture Difference*, 9-38. Bergen: Universitetsforlaget.
- Boudreau, J.-A. (2007). Making New Political Spaces: Mobilizing Spatial Imaginaries, Instrumentalizing Spatial Practices, and Strategically Using Spatial Tools. *Environment and Planning A*, 39: 2593-2611. <https://doi.org/10.1068/a39228>.
- Brubaker, R., Loveman, M. & Stamatov, P. (2004). Ethnicity as Cognition. *Theory and Society*, 33(1): 31-64. <https://doi.org/10.1023/B:RYSO.0000021405.18890.63>.

- Chakrabarty, D. (1995). Modernity and Ethnicity in India: A History for the Present. *Economic and Political Weekly*, 30(52): 3373-80.
- Das, S. K. (2014). Whither Regionalism in India's Northeast? *India Review*, 13(4): 399-416. <https://doi.org/10.1080/14736489.2014.965011>.
- Deshpande, Satish. 1998. »Hegemonic Spatial Strategies: The Nation-Space and Hindu Communalism in Twentieth-Century India.« *Public Culture*, 10(2): 249-83. <https://doi.org/10.1215/08992363-10-2-249>.
- Eriksen, T. H. (2013). Ethnicity: From Boundaries to Frontiers. In: Carrier, J.G. & Gewertz, D. B. (Hg.) *The Handbook of Sociocultural Anthropology* (280-98). London: Bloomsbury. <https://doi.org/10.4324/9781003086987-20>.
- Eriksen, T. H. & Jakoubek, M. (2019). Introduction: Ethnic Groups, Boundaries and Beyond. In: Eriksen, T.H. & Jakoubek, M. (Hg.) *Ethnic Groups and Boundaries Today: A Legacy of Fifty Years*, 1-19. London: Routledge.
- Gregory, D. (1995a). Between the Book and the Lamp: Imaginative Geographies of Egypt, 1849-50. *Transactions of the Institute of British Geographers*, 20(1): 29-57.
- Gregory, D. (1995b). Imaginative Geographies. *Progress in Human Geography*, 19(4): 447-85.
- Hansen, T.B. & Stepputat, F. (2006). Sovereignty Revisited. *Annual Review of Anthropology*, 35: 295-315. <https://doi.org/10.1146/annurev.anthro.35.081705.123317>.
- Lossau, J. (2002). Die Politik Der Verortung. Eine Postkoloniale Reise zu einer Anderen Geographie der Welt. Bielefeld: transcript.
- Paasi, A. (2002). Bounded Spaces in the Mobile World: Deconstructing »Regional Identity.« *Tijdschrift Voor Economische En Sociale Geografie*, 93(2): 137-48. <https://doi.org/10.1111/1467-9663.00190>.
- Reuber, P. (1999). Raumbezogene Politische Konflikte. Geographische Konfliktforschung Am Beispiel von Gemeindegebietsreformen. Reihe Erdkundliches Wissen 131. Stuttgart: Franz Steiner.
- Said, E. (1978). *Orientalism*. Harmondsworth: Penguin.
- Schetter, C. (2005). Ethnoscapes, National Territorialisation and the Afghan War. *Geopolitics*, 10(1): 50-75. <https://doi.org/10.1080/14650040590907712>.
- Schlottmann, A. & Wintzer, J. (2019). Weltbildwechsel. Ideengeschichten geographischen Denkens und Handelns. Bern: UTB.
- Smith, A. D. (1996). LSE Centennial Lecture: The Resurgence of Nationalism? Myth and Memory in the Renewal of Nations. *British Journal of Sociology*, 47(4): 575-98.
- Tillin, L. (2013). Remapping India. New States and Their Political Origins. London: Hurst & Company.
- Thulung, Alok (2008): »Why Gorkhaland. Interview with Alok Thulung, GJM Youth Wing«. *Darjeeling Times*. Abrufbar auf: <http://www.darjeelintimes.com/news/Interviews/Why-Gorkhaland.html> [Zugriff: 28. September 2011].
- Wenner, M. (2013). »Challenging the State by Reproducing Its Principles.« *Asian Ethnology*, 72(2): 199-220. <https://doi.org/10.5167/uzh-87966>.

- Wenner, M. (2020). Functions of Sovereign Violence: Contesting and Establishing Order in Darjeeling, India. *Political Geography*, 77. <https://doi.org/10.1016/j.polgeo.2019.102094>.
- Werlen, B. (1995). Sozialgeographie Alltäglicher Regionalisierungen. Bd. 2: Globalisierung, Region Und Regionalisierung. Reihe Erdkundliches Wissen 119. Stuttgart: Franz Steiner.

Die Eventregion

Barbara Grabher

Die Region im Eventkontext und das Event im Regionskontext

Events sind eine alltägliche Organisationsform, um außergewöhnliche Erlebnisse zu generieren. Die »remarkable occurrences«, wie Donald Getz (2007, S. 9) Events beschreibt, werden auf Basis von unterschiedlichsten Maßstabsebenen charakterisiert. Die Zuschreibungen reichen von *large-scale*, *mega* oder auch *giga* Kriterien zur Beschreibung der Veranstaltungsgröße, bis zu Kategorien wie *Kultur*, *Sport* oder *Wirtschaft* zur Deklaration des Eventtypus. Diese *Size-and-Scale*-Debatten verdichten sich weiter in der Zuschreibung des Wirkungsgrades: Beschreibungen wie *lokal*, *regional*, *national* und *international* gelten als zentrale Maßstabsebenen zur Charakterisierung von Events.

Während in einer klassischen Kategorisierung von Veranstaltungen von regionalen Events die Rede ist, erlaube ich mir in meinem Beitrag über diese Maßstabskategorie des territorialen Regionsverständnisses hinwegzudenken: Anstatt Veranstaltungen auf attribuierte Faktoren zu reduzieren, setze ich durch das Wortspiel der Eventregion meinen Fokus auf die Zusammenhänge zwischen der Region und dem Event. Die Beziehung der beiden Begrifflichkeiten stehen daher im Vordergrund: Wie können Regionen im Eventkontext gedacht werden? Was bedeutet es, Events im Regionskontext zu verhandeln?

Die Absicht dieses Artikels ist weder eine eindeutige Schlussfolgerung noch ein klares Fazit in Hinblick auf den Begriff der Eventregion; vielmehr handelt es sich um ein Gedankenexperiment: Auf Basis konzeptioneller Auseinandersetzungen der Kritischen Eventforschung und empirischer Überlegungen bezüglich des Projekts *Bad Ischl-Salzkammergut Europäische Kulturhauptstadt 2024* (Bad Ischl-SKGT 2024) soll analytisches Interesse für die Verhandlung des Begriffs der Region im Kontext von Events geweckt werden. Für die Ausführungen beziehe ich mich auf Gespräche mit Akteur:innen, öffentlich verfügbare Dokumente des Projekts *Bad Ischl-SKGT 2024* sowie unterschiedliche Initiativen der Regionalentwicklung. Hierbei lege ich meinen Schwerpunkt auf die Vernetzung als Potenzial und Veränderung als Bestrebung im Kontext der Eventregion *Bad Ischl-SKGT 2024*.

Events und ihre Bedeutungen für den Begriff der Region

Mein Interesse für die Eventregion als Bedeutungsgeflecht gegenüber dem regionalen Event als Maßstabebene basiert auf einer Lesart von Veranstaltungen, Festivals und Feierlichkeiten aus Sicht der Kritischen Eventforschung. Während, wie vorhergehend beschrieben, Events generell in Bezug auf deren Größe, Art und Wirkungsgrad definiert werden, unterscheiden sich kritische Zugänge der Eventforschung durch einen Fokus auf Events als Verhandlung von Bedeutungen: Veranstaltungen sind durch einen zeitlich und räumlich begrenzten Charakter geprägt; in dieser konzentrierten Darstellungsform kristallisieren und synthetisieren sich Bedeutungszuschreibungen. Durch das situative Verständnis werden Events nicht als ein Vakuum gelesen, sondern als (Re-)Präsentation der soziokulturellen Kontexte, in welchen sie stattfinden (Finkel 2015). Alessandro Falassi (1987, S. 2) fasst diesen Zugang wie folgt zusammen:

»Both the social function and the symbolic meaning of the festival are closely related to a series of overt values that the community recognises as essential to its ideology and worldview, to its social identity, its historical continuity and to its physical survival, which is ultimately what the festival celebrates«.

Auf Basis dieses Verständnisses von Events wird das Planungsinstrument zu einem Ausdruck von Werten, Vorstellungen und Grundsätzen der feiernden Gesellschaft. Dementsprechend liegt mein Fokus auf Events als Ausdruck von soziokultureller Signifikanz. Neben der generellen Anerkennung der Wirkungsmacht von Veranstaltungen lassen sich Events weiter auch als Verhandlungsplattformen verstehen. Mit dem Stichwort der »Parties with Politics« untersucht Kath Browne (2007, S. 63) die Verhandlungskapazitäten und Gestaltungsspielräume von Veranstaltungen: Werte, welche laut Falassi (1987) Ausdruck in Events finden, werden im Rahmen von Events nicht nur aufgezeigt, sondern vielmehr in diesem Kontext verhandelt. Dementsprechend stellen Events, Festivals oder Feierlichkeiten ein Werkzeug dar, um mit Zuschreibungen zu spielen und somit Bedeutungen zu generieren.

Diese Lesart von Veranstaltungen erlaubt es mir, Zusammenhänge zwischen Events und Regionen über territoriale Maßstabebenen hinaus zu betrachten. Hierbei steht die Verhandlung von Regionalität in Veranstaltungen im Vordergrund. Der Begriff der Region – und im Weiteren der Regionalität – wird aus einer poststrukturalistischen, handlungsorientierten Perspektive interpretiert. Statt ein regionales Verständnis von Events als Ausdruck eines territorialen Interpretationsmusters zu forcieren, liegt der Fokus auf den Konstruktionen von Identitäten und Abgrenzungen. Dadurch wird die Analysekategorie des Regionalen als ein Bedeutungsgefüge für die Verhandlung in Events geschaffen (Miggelbrink 2002; Werlen 2008). Zwei Praxisbeispiele der österreichischen Eventlandschaft können für eine erste Skizzierung dieser konzeptionellen Überlegungen herangezogen

werden: Das oberösterreichische *Festival der Regionen* und das steirische *Rostfest* bieten sich als Kunst- und Kulturveranstaltungen in regionalen Kontexten an. Beide Veranstaltungen lassen sich klassisch durch territoriale Maßstabebenen charakterisieren: So findet das *Rostfest* jährlich in der steirischen Kleinstadt Eisen-erz und dem erweiterten Umland statt; das oberösterreichische *Festival der Regionen* wechselt alle zwei Jahre den Austragungsort. Betrachtet als Eventregionen liegt mein Interesse jedoch nicht auf diesen regional-territorialen Interpretationen, sondern vielmehr auf der Verhandlung von Regionalität, welche im Rahmen der Veranstaltungen stattfindet: Der erweiterte Titel des *Rostfests* als ein Festival »für regionale Impulse« (*Rostfest 2022*) beabsichtigt, Debatten bezüglich der Bedeutung von Region und Regionalität zu initiieren. Ähnlich formuliert auch das *Festival der Regionen* seine Zielsetzung, wenn gesellschaftsrelevante Debatten von aktueller Brisanz im Kontext der Veranstaltung erörtert werden (*Festival der Regionen 2022*). Als Illustration meiner Überlegungen können diese beiden Beispiele nicht nur als regionale Events gelesen werden; durch ein solches Verständnis der Region und entsprechend den Überlegungen der Kritischen Eventforschung agieren die Veranstaltungen als Verhandlungsplattformen, in denen Bedeutungen und Verständnisse von Region zugeschrieben, verhandelt, generiert und somit verfestigt werden.

Während die sehr spezifischen Beispiele des *Rostfests* und des *Festivals der Regionen* meine theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Begriff der Eventregion exemplarisch darstellen, möchte ich in den weiteren Ausführungen auf das Projekt *Bad Ischl-SKGT 2024* im Detail eingehen, um die Relevanz der Eventregion im Format der Europäischen Kulturhauptstadt zu diskutieren.

Wenn eine Region Kulturhauptstadt wird

»Wir haben es eigentlich bis zum Schluss nicht geglaubt, dass wir es werden. [...] Es war noch nie eine Region Kulturhauptstadt!« (Gespräch mit der Geschäftsführung des Regionalverein Ausseerland – Salzkammergut, 28.10.21)

Dieser Ausdruck der Überraschung schürt mein primäres Interesse an der Frage nach der Eventregion im Kontext des Projekts *Bad Ischl-SKGT 2024*. Eine erste Lesart lädt zum Schmunzeln ein: Der dezidiert städtische Titel wird einer Region gewidmet. Statt diese Zusammenhänge zwischen dem Eventformat der Europäischen Kulturhauptstadt und dessen regionalem Verständnis zu belächeln, fokussiere ich auf das Projekt *Bad Ischl-SKGT 2024* in meinen Begriffsüberlegungen bezüglich der Eventregion.

In der klassischen maßstabsgeleiteten Interpretation wäre das Projekt als regionales Event zu kategorisieren. Die vergangene Bewerbung, gegenwärtige Vorbereitung und zukünftige Abhaltung der Veranstaltung wird von 23 Gemeinden

in den österreichischen Bundesländern Oberösterreich und Steiermark getragen. Um den Wettbewerbsregeln zu entsprechen, ist die weitbekannte Tourismusregion durch Bad Ischl als Bannerstadt repräsentiert. Bad Ischl-SKGT 2024 nimmt eine Pionierposition in der Geschichte der Europäischen Kulturhauptstadt ein. Das Projekt präsentiert sich als erste inneralpine, regionale Titelträgerin, welche von (kleinst-)städtischen und ruralen Charakteristika geprägt ist (Neuhuber et al. 2019).

Diese klassische Darstellung von Bad Ischl-SKGT 2024 als regionales Event ist in Bezug auf meine Überlegungen der Eventregion jedoch eher nebensächlich. Eine Deklaration der teilnehmenden Gemeinden und der Bezug zur populären Tourismusregion sind wertvolle Hintergrundinformationen, welche die weiteren Ausführungen bezüglich des Projekts kontextualisieren. Für mich stellen sich jedoch in Bezug auf die Eventregion Fragen, die über diese Kategorisierung hinausgehen. Die Herangehensweisen der Kritischen Eventforschung zeigen Verhandlungen von Regionalität im Projekt Bad Ischl-SKGT 2024 als Eventregion auf. Während hier eine Vielzahl an Bezügen und Hinweisen gelistet werden könnte, lege ich den Fokus auf zwei Aspekte dieser Auseinandersetzungen: Einerseits adressiere ich das event-basierte Verständnis von Regionalität mit spezifischem Bezug zur Vernetzung. Andererseits diskutiere ich, inwiefern die event-basierte Verhandlung von Regionalität als Ambition in der Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt verstanden werden kann.

Vernetzung als Potenzial der Eventregion

Die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Eventregion ist von der Juryentscheidung und deren Begründung für Bad Ischl-SKGT als österreichische Titelträgerin der Europäischen Kulturhauptstadt für das Jahr 2024 geprägt. Das Sitzungsprotokoll verlautbart, dass »eine gemeinsame kulturelle Strategie einer Region auf der Basis der Kooperation von [23] Gemeinden sowie auch ein dezentralisiertes Netzwerk von Kulturinstitutionen und NGOs [...] eine interessante und zukunftsorientierte Herangehensweise darstellt« (The Expert Panel 2019, S. 5, eigene Übersetzung). Das Detail der *interessanten und zukunftsorientierten Herangehensweise* agiert als Schlüssel für meine weiteren Betrachtungen. Der Hinweis ist nicht nur für die Juryentscheidung von Relevanz, sondern drückt auch die Vision und/oder Absicht der teilnehmenden Gemeinden aus. Wie bereits aus dem Zitat deutlich hervorgeht, stellt Vernetzung ein starkes Interesse der Akteur:innen in der Eventregion dar.

Mittels des Schwerpunkts der Vernetzung wird ein grundlegendes Verständnis von Regionalität durch das Kulturhauptstadt-Event verhandelt. Diesbezügliche Veränderungsbestrebungen werden in den Bewerbungsunterlagen anhand der Begrifflichkeiten der *Enklave* und *Inklave* diskutiert. Hierbei beschreiben die Autor:innen mit dem Begriff der *Enklave* das vorherrschende regionale Selbstverständnis.

Anstelle der klassischen Definition von *Enklave* als eingeschlossenes Staatsgebiet verwendet das Projektteam von Bad Ischl-SKGT 2024 den Terminus in Assoziation mit Begrifflichkeiten der Abschottung, Begrenzung und Distanz. Das Projektteam von Bad Ischl-SKGT 2024 begründet das Vorherrschen einer Praxis des »Kirchturmdenkens« auf den topographischen und administrativen Umständen der Gemeinden (Heinisch et al. 2020, S. 14). Neben der Identifikation eines solchen Selbstverständnisses verweisen die Bewerbungsunterlagen darauf, dass diese Positionierung und Praxis der Gemeinden als Enklaven im gegenwärtigen Erleben von Regionalität nicht mehr zeitgemäß ist. Statt weiterhin in Distinktion zu agieren und somit ein Verständnis von Regionalität durch Individualität zu proklamieren, stellt das Event Bad Ischl-SKGT 2024 einen Anlass zur Vernetzung und einem Konstituieren der Region. Dieses Ziel ist klar in der Zukunftsvision definiert: Statt gegenwärtige *Enklaven* zu reproduzieren, soll das Verständnis der Regionalität vom Begriff der *Inklave* geleitet werden. Dieser Wunsch an und für die Region wird von Klaus Wallinger, Kulturaktivist und Unterstützer der Bewerbung von Bad Ischl-SKGT 2024, wie folgt in der *Kulturvision Salzkammergut 2030* zitiert:

»Die Inklave basiert auf zwei Ideen: Inklusion und Balance. Sie zeigt wie ein gemeinsames kulturelles Leben aussehen kann und schafft ein Gleichgewicht zwischen Kultur und Natur, wirtschaftlichen und ökologischen Belangen, Tradition und Moderne, und Verständnis zwischen Menschen mit verschiedenen Hintergründen. Das Resultat ist eine ländlich-alpin geprägte, lebendige, offene und zeitgenössische [...] Region« (Heinisch et al. 2020, S. 30).

Die Vorstellung einer *Inklave* als Verständnis von Regionalität wertet weder die Eigenständigkeit noch Individualität der Gemeinden ab; vielmehr werden Zusammenhalt und -arbeit bestärkt, wie die Geschäftsführung des Vereins Regis für Regionalentwicklung im Inneren Salzkammergut erklärt. Erste Umsetzungsversuche dieser Vernetzungsbestrebungen laufen bereits und werden von Mitarbeitenden des Projektteams als motivierend und bestärkend beschrieben:

»[Es] gibt dann doch [Momente in unserer gegenwärtigen Arbeit,] wenn man denkt: Ja! Ich hab einmal kurz so ein Gespräch gehört, wo der Obertrauner Bürgermeister mit dem Kulturgemeinderat von Bad Aussee [spricht]. Also quasi zwei unterschiedliche Bundesländer, aber eigentlich fast Nachbargemeinden. Und der hat gesagt: ›Schau jetzt reden wir auch mal.« [...] Das ist schon irgendwie ein Erfolgserlebnis, weil die Wege werden einfach viel kürzer« (Gespräch mit einer Mitarbeiterin der Bad Ischl-SKGT 2024 GmbH, 28.10.21).

Auch wenn diese Begegnung als Erfolg banal erscheinen mag, so steckt hinter der Vernetzungsarbeit eine Bedeutungsgenerierung im (Selbst-)Verständnis einer Region, welches vom Event der Kulturhauptstadt bedingt wird. Der Begriff der *Inklave* ist eine zentrale Perspektive im Projekt Bad Ischl-SKGT 2024, welches insbeson-

dere die Vernetzung als Potenzial der Eventregion positioniert. Vernetzung stellt hierbei nicht nur eine Strategie der Zusammenarbeit dar, sondern bedingt weiters auch eine Neu-Interpretation von Regionalität. In der Auseinandersetzung mit dem gemeindeübergreifenden Ziel der Bewerbung für den Titel der Europäischen Kulturhauptstadt wird daher nicht nur über Gemeindegrenzen als Maßstabsebene hinweggearbeitet; vielmehr werden neue Positionierungen der Gemeinden veranlasst: Die Intention, eine *Inklave* zu schaffen, zeigt, wie das strategische Werkzeug der Vernetzung eine Neuinterpretation von Regionalität durch die Eventregion ermöglicht.

Eventregion als Chance zur Veränderung

Neben dem Potenzial der Vernetzung betrachte ich die Eventregion weiter auch als Chance für Veränderung der Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt. Hierfür zitiere ich wiederum das zuvor genannte Protokoll der Juryentscheidung, welches vermerkt: »[Das Projekt Bad Ischl-SKGT 2024] birgt das Potential eines neuen Modells, welches für viele rurale Gebiete mit kleinen urbanen Zentren in Europa relevant sein könnte« (The Expert Panel 2019, S. 5). Die Anerkennung und Ambition eines *neuen Modells* der Europäischen Kulturhauptstadt generiert mein weiteres Interesse für das Beziehungsgeflecht aus Event und Region. Dementsprechend steht in weiteren Ausführungen die Verhandlung von Regionalität im Rahmen der Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt im Fokus der Diskussion um den Begriff der Eventregion.

Als eine der bekanntesten und bedeutendsten Kulturinitiativen der Europäischen Union existiert das Programm der Europäischen Kulturhauptstadt mit mehr als 60 Titelträgerinnen bereits seit über 35 Jahren. Geprägt von einem Interesse an »kultureller Diversität« sowie »gemeinsamer Geschichte und Werte« beabsichtigt die Initiative mit der Titelvergabe, einen Begegnungsraum für ein »gegenseitiges Verständnis und interkulturellen Dialog« zu schaffen (European Commission 2015, S. 1). Aufgrund relativ offener Rahmenbedingungen und damit verknüpften Freiheiten für die titulierten Städte sind die Vorbereitungs- und Umsetzungsprozesse bezüglich der Veranstaltung durch unterschiedliche Tendenzen charakterisiert. Hierfür muss der starke Trend der event-basierten Stadtentwicklung als Beispiel angebracht werden. Die proklamierten Erfolge der Veranstaltungen von Glasgow (1990), Lille (2004) und Liverpool (2008) werden mit dem regenerativen Potenzial assoziiert und erklären den stetigen Zuwachs der bewerbenden Städte (Bianchini et al. 2013).

Die kontinuierliche Veränderung der Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt mit Bezug auf ihre Zweckmäßigkeit ist zugleich von einem stetigen Wandel der Grundparameter des Programmes begleitet. Ursprünglich wurde der Titel

als explizit städtische Auszeichnung gehandhabt. Seit 2000 zeigt sich allerdings ein gesteigertes Interesse an einer erweiterten Auslegung des *Städtischen* im Rahmen der Europäischen Kulturhauptstadt. Die Wettbewerbsregeln berücksichtigen etwaige Überlegungen mit dem Hinweis: »Cities may choose to involve their surrounding regions in their programmes« (The European Parliament and the Council of the European Union 2006, S. 2). Dieser Verweis bezweckt, dass nicht nur individuelle Städte, sondern auch das städtische Umland für eine Bewerbung mitberücksichtigt werden können. Der Wettbewerb schreibt die Notwendigkeit einer Bannerstadt vor, ermöglicht jedoch mittlerweile auch eine Auslegung des Veranstaltungsprojekts über städtische Grenzen hinweg. Ein weitbekanntes Beispiel für die erste Regionalbewerbung stellt das Projekt *Essen für das Ruhrgebiet* von 2010 dar. Hierbei galt Essen als Bannerstadt für das Städtiekonglomerat des Ruhrgebiets und schuf somit einen wichtigen Bezugspunkt für eine regionale Interpretation des Titels der Europäischen Kulturhauptstadt. Neben der deutschen Titelträgerin 2010 sind die Beispiele Luxemburg als Großregion (2007) sowie Marseille-Provence (2013) zu erwähnen. Alle diese Projekte zeichnen sich durch Konzepte aus, welche die Metropolregion oder das erweiterte Umland in die Verwaltungsstrukturen des Kulturhauptstadt-Events miteinbeziehen. Neben diesen regionalen Bezügen als Maßstabsebene der Veranstaltungsadministration verfolgt die Mehrzahl der gegenwärtigen Titelträgerinnen auf programmatischer Ebene einen regionalen Umsetzungstrend: Beispielsweise werden Veranstaltungen über die Grenzen der beteiligten Städte und insbesondere in den Gemeinden des erweiterten Umlandes abgehalten. Aus der Neukonstitution des Regelwerks der Europäischen Kulturhauptstadt und der individuellen Herangehensweise unterschiedlicher Titelträgerinnen lässt sich festhalten, dass grundsätzlich und kontinuierlich regionale Bezüge im Rahmen der städtischen Initiative ausverhandelt werden. Dennoch sind bisherige Auseinandersetzungen mit dem Begriff der Region vorrangig nur auf territorialen Maßstabsebenen verhandelt worden. Während regionale Events präsent sind, hat nur eine sehr bedingte Anzahl an Bewerberinnen und Titelträgerinnen tatsächlich eine Verhandlung von Regionalität im Rahmen eines Kulturhauptstadt-Projekts im Sinne der Eventregion beabsichtigt oder erwirkt.

Die Jury-Entscheidung für das Projekt Bad Ischl-SKGT 2024 und dessen Umsetzung können demnach zentrale Impulse in der Weiterentwicklung der Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt setzen. Mit dem Fokus von Bad Ischl-SKGT 2024 auf das Verhandeln von Regionalität eröffnet das Projekt Perspektiven für eine Interpretation der Region, welche sich in Bezug zur europäischen Initiative stellt. In den Bewerbungsunterlagen betonen die Projektmitarbeiter:innen »eine schrumpfende Bevölkerung, aussterbende Traditionen, Hyper- beziehungsweise ausbeuterische[n] Tourismus und die Widerstände gegen Veränderung« als einige der »Feinde« der Region (Neuhuber et al. 2019, S. 8). Wie von der Jury festgehalten, sind diese Themenbereiche nicht nur für das spezifische Projekt von Bad

Ischl-SKGT 2024 von Relevanz, sondern stellen Herausforderungen für viele regionale Kontexte dar. Dementsprechend nimmt Bad Ischl-SKGT 2024 eine Pionierrolle ein: Die Europäische Kulturhauptstadt 2024 bezweckt neue Interpretationen von Regionalität im Rahmen der Feierlichkeiten auszulegen. Indem Regionalitäten verhandelt werden, wird ein neues Modell der Eventregion für die Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt initiiert, die weit über den regionalen Maßstab hinausgeht.

Die Eventregion: Versuch eines Fazits

Bedingt durch den Versuch von Bad Ischl-SKGT 2024, Regionalität im Rahmen des Eventformats der Europäischen Kulturhauptstadt zu verhandeln, schliesse ich diesen Beitrag ebenfalls mit einem Versuch eines Fazits. Wie bereits in der Einleitung deklariert, habe ich keine Absicht an diesem Punkt eine klassische Schlussfolgerung zu ziehen: Ich positioniere die Eventregion als Gedankenexperiment gegenüber einer klassischen Kategorisierung von regionalen Events. Mit dem Begriff der Eventregion stelle ich keinen Anspruch einer regional-territorialen Maßstabsebene. Vielmehr bin ich in meinen Auseinandersetzungen von einem relationalen Verständnis geleitet, welches die Potenziale von Events in Bezug auf deren Ausdruck, Verhandlung und Signifikanz untersucht. Inspiriert von den Herangehensweisen der Kritischen Eventforschung erlaube ich mir demnach, Veranstaltungen als eine Brille zu verwenden, um den Begriff der Region zu lesen.

Während unterschiedlichste Beispiele von Veranstaltungen und deren Verhandlungen von Regionalität genannt werden könnten, liegt mein Fokus auf dem sich gegenwärtig etablierenden Projekt von Bad Ischl-SKGT 2024. Ausgezeichnet mit dem Titel der Europäischen Kulturhauptstadt sind eventuelle Missverständnisse gewissermaßen vorprogrammiert – vielleicht sogar beabsichtigt; denn die ursprünglich explizite urbane Auszeichnung verändert zunehmend ihre Spielräume und Prioritäten, wodurch sich Interpretationen und Infragestellungen eines Regionalverständnisses erweitern lassen. Hierbei zeigen sich in Bezug auf die Vernetzung im Kontext von Bad Ischl-SKGT 2024 wichtige Beweggründe zur Aus- und Neuverhandlung der Regionalität. Der Weg von *Enklaven* zu einer *Inklave* auf Basis der Begegnung und des Austausches schafft einen Aspekt oder Anspruch, den das Projekt Bad Ischl-SKGT 2024 in Bezug auf eine Verhandlung der Region verfolgt. Somit existiert Potenzial in der Überlegung der Eventregion, welche weit über die Maßstabsebene der Region hinauswirkt, da diese Region als Grundsatz, Vorstellung oder auch als Wert verhandelt und konstatiert wird.

Literatur

- Bianchini, F., Albano, R., & Bollo, A. (2013). The regenerative impacts of European City and Capital of Culture events. In: M. Leary & J. McCarthy (Hg.) *Companion to urban regeneration*, 515-526. London, New York: Routledge.
- Browne, K. (2007). A party with politics? (Re)making LGBTQ Pride spaces in Dublin and Brighton. *Social & Cultural Geography*, 8(1): 63-87. <https://doi.org/10.1080/14649360701251817>.
- European Commission. (2015). *European Capitals of Culture: 30 years*. Luxembourg: Publications Office of the European Union.
- Falassi, A. (1987). Festival: Definition and morphology. In: A. Falassi (Hg.) *Time out of time: Essays on the festival*, 1-13. Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Festival der Regionen. (2022). *Festival der Regionen*. Abrufbar auf: <https://fdr.at/ueber/> [Zugriff: 25. Mai 2022].
- Finkel, R. (2015). Introduction to special issue on social justice & events-related policy. *Journal of Policy Research in Tourism, Leisure and Events*, 7(3): 217-219. <https://doi.org/10.1080/19407963.2014.995905>.
- Getz, D. (2007). *Event studies: Theory, research and policy for planned events*. Oxford, Burdlington: Elsevier.
- Heinisch, S., Jaritsch, C., Kodym, P., Mair, E., Neuhuber, L., & Zednik, H. (2020). *Kulturvision Salzkammergut 2030*. Bad Ischl: Verein zur regionalen Entwicklung Traunstein Regim, Verein Regis – Regionalentwicklung Inneres Salzkammergut, Regionalentwicklung Ennstal Ausseerland.
- Miggelbrink, J. (2002). *Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über »Raum« und »Region« in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts*. Leipzig: Institut für Länderkunde.
- Neuhuber, L., Zednik, H., Kodym, P., Mair, E., & Heinisch, S. (2019). *Bad Ischl-Salzkammergut 2024 European Capital of Culture: Candidate City*. Bad Ischl: Stadtgemeinde Bad Ischl, Büro Salzkammergut 2024.
- Rostfest. (2022). *Das Rostfest*. Abrufbar auf: <https://rostfest.at/> [Zugriff 27. Januar 2022].
- The European Parliament and the Council of the European Union. (2006). DECISION No 1622/2006/EC: Community action for the European Capital of Culture event for the years 2007 to 2019. *Official Journal of the European Union*, L 304(1), 1-6.
- The Expert Panel. (2019). *Selection of the European Capital of Culture in 2024 in Austria – Pre-Selection Stage*. Vienna: European Commission.
- Werlen, B. (2008). *Sozialgeographie*. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.

Die flexible Region

Tobias Chilla

Die Region als flexibel, soft und fuzzy?

Im Alltag sind wir mit einer Vielfalt von Regionen konfrontiert: Zunächst finden sich zahlreiche Hinweisschilder, die von klassischen Regionalisierungen künden, besonders in Form von Bundesländern, Bezirken oder Kantonen. Zugleich lesen wir von Metropolregionen, Gesundheitsregionen oder Wirtschaftsregionen. Dabei liegen ganz offensichtlich unterschiedliche Regionsverständnisse zugrunde: Einige Regionen sind Gebietskörperschaften und als juristische Personen mit klaren Befugnissen und Ressourcen ausgestattet. In anderen Fällen ist es eher eine diskursive Zuschreibung oder Marketing – denken wir an das *Bierland Oberfranken* oder das *Lausitzer Seenland* – und in etlichen Fällen ist es nicht leicht einzuordnen: Die Rolle von Metropolregionen kann sowohl im Marketing liegen als auch in der behördlichen Regionalplanung. Und diese Aufgaben und Befugnisse können sich im Lauf der Zeit auch noch verändern.

Vor diesem Hintergrund geht der vorliegende Beitrag der Frage nach, ob die zunehmende Vielfalt von Regionsbegriffen ein Anzeichen dafür ist, dass sich der Regionsbegriff *aufweicht* oder gar auflöst. Wichtige Basis dieser Überlegungen ist dabei die Debatte um *soft spaces* und deren *fuzzy boundaries*, in der solche Phänomene in den vergangenen Jahren recht intensiv diskutiert wurden. Sie geht von der Beobachtung aus, dass Regionen oft nicht eindeutig abgrenzbar sind und sich in zunehmendem Maße über die Zeit hinweg flexibel verändern – gerade auch im Hinblick auf den Perimeter, also ihren räumlichen Umgriff (Allmendinger & Houghton 2009). Diese Debatte hat ihren Ausgang in planungstheoretischen Diskussionen, geht inzwischen aber weit darüber hinaus.

In sprachlicher Hinsicht ist dabei anzumerken, dass eine direkte Übersetzung der englischen Begriffe *soft spaces* und *fuzzy boundaries* wenig zielführend ist (*weiche Region, unscharfe Abgrenzung*). Der Titel des Beitrages – die flexible Region – ist inhaltlich wohl die beste Übersetzung, indem die Veränderbarkeit von räumlichem Zuschnitt und institutioneller Bedeutung über die Zeit zumindest angedeutet ist.

In konzeptioneller Hinsicht ist die Debatte um die Flexibilität von Grenzen und Regionen vor allem als eine *Brücke* anzusehen. Dies verbindet sehr grundsätzliche

konstruktivistische Argumente zur Territorialität auf der einen Seite mit Ansätzen der Regionalentwicklung und des Destinationsmanagements auf der anderen Seite. Das Phänomen der räumlichen Flexibilität von *soft spaces* mit ihren *fuzzy boundaries* ist nicht gänzlich neu. In der Tat aber hat das Phänomen in den letzten Jahren durch Europäisierung und Globalisierung sowie Komplexitätssteigerungen im gesellschaftlichen Funktionieren zunehmende Bedeutung bekommen.

Das Konzept im Überblick

Der *offizielle* Regionsbegriff beschreibt Raumeinheiten, die formal mit linienförmigen Grenzen definiert werden – ähnlich wie Nationalstaaten oder kommunale Gebietskörperschaften. Dies gilt vor allem dann, wenn die Region durch hoheitliche Funktionen der staatlichen Organisation getragen ist. Dies trifft für verschiedene regionale Maßstabebenen zu, also beispielsweise Bundesländer, Regierungsbezirke, Arbeitsmarktregionen, Planungsregionen usw.

Aber gerade im Hinblick auf diese Kategorie, also die regionalen Träger staatlichen Handelns, zielt die Debatte um *soft spaces* und deren *fuzzy boundaries* ab. Prominenter Startpunkt der Debatte waren die Überlegungen von Phil Allmendinger und Graham Haughton (z.B. 2009) zum Planungsverfahren der London Docklands. Hier wurde gezeigt, dass eine vorübergehende Regionalisierung für ein großes und komplexes Planungsverfahren ein recht zielführendes Mittel war. Davon ausgehend wurde das Konzept auf eine Reihe weiterer Fallstudien angewandt (Othengraf et al. 2015). Ein prominentes Beispiel in Deutschland sind die sogenannten Europäischen Metropolregionen, die – von der Ministerkonferenz für Raumordnung beschlossen – inzwischen mit sehr unterschiedlichen Abgrenzungslogiken, Mandaten und Institutionalisierungsformen einen Großteil Deutschlands abdecken.

Gerade im Hinblick auf staatlich verankerte Regionszuschnitte betont die Debatte um *soft spaces*, dass sich hier eine graduelle Skala zwischen stärker institutionalisierten, *härteren* Regionen und *weicheren* Formen aufspannt.

Dabei können drei Dimensionen unterschieden werden: Erstens wird in der *räumlichen* Dimension die Art der Gebietsabgrenzung unterschieden. Bei aller *softness* der Regionen liegt letztlich doch zumeist ein *pooled territory* in dem Sinne vor, dass bestehende (*harte*) Gebietszuschnitte additiv zusammenkommen. Dies gilt beispielsweise für die interkommunale Kooperation von Landkreisen und kreisfreien Städten im Rahmen der Metropolregion Nürnberg, deren Entscheidungen im Konsens fallen müssen. Eine solch additive Systematik ist deshalb der Normalfall, da die Einbindung von Zuständigkeiten und Mandaten hier systematisch und zugleich auch oft selektiv erfolgt. Häufig werden auch Regionen unterschiedlicher Ebenen kombiniert – beispielsweise Landkreise und Regierungsbezirke. Ein von

bestehenden Zuschnitten und Mandaten völlig unabhängiges Regionsverständnis existiert in der Praxis letztlich nicht, obwohl es nicht prinzipiell ausgeschlossen wäre.

Zweitens ist die *zeitliche* Dimension wichtig, denn gerade die Veränderlichkeit von Regionen ist ein zentrales Argument. Regionszuschnitte entstehen und können wieder verschwinden (siehe für das Beispiel der Grenzregionen Kaucic & Sohn 2021). Darüber hinaus ist vor allem das *hardening* und *softening*, also die graduelle Dynamik der Institutionalisierung, relevant. Explorative Regionszuschnitte können eher weich bleiben – wie dies beispielsweise für die vier Makroregionen der EU gilt, die seit 2009 erprobt werden. Auch ein *hardening* ist vorstellbar, wie dies zum Beispiel in dem besonderen Fall der maritimen Raumordnung konstatiert wird (Jay 2018), wo ausgehend von zunächst eher experimentellen Debatten später justitiable Regelungen etabliert wurden.

Dies leitet zur dritten, *politischen* Dimension über, welche die Frage der Macht ausleuchtet. Hier stellt sich die Frage, welche politischen Mandate, Ressourcen und Machtkapazitäten mit den neuen Regionszuschnitten einhergehen (Metzger & Schmitt 2012). Eng damit verbunden ist auch die Frage, inwiefern eine Stärkung neuer Regionen und eine Schwächung bestehender Regionen bewusst angestrebt werden und damit ein Transfer von Macht gewollt ist (Allmendinger et al. 2014). In der Praxis zeigt sich hier häufig eine inkrementelle Kombination aus Top-down- und Bottom-up-Impulsen (Zimmerbauer & Paasi 2020).

Im Hinblick auf die Motivationen zur Initiierung und Etablierung von *soft spaces* unterscheiden Othengrafen et al. (2015) – basierend auf einer europaweiten Sichtung von Fallstudien – zwei Kategorien. In Bezug auf große Planungsprojekte, grenzüberschreitende Kooperation oder Fördermittel-Zugang ist *Getting things done* oft die Hauptmotivation. Die Lebensdauer der neuen Regionszuschnitte, Ressourcenfragen etc. sind dann eng mit dieser konkreten Zielsetzung verbunden. Anders ist es, wenn eine Region grundlegend neu definiert werden soll, wenn also grundsätzliche politische Prioritäten zur Debatte stehen. In der Praxis ist eine Kombination beider Motivationsarten durchaus möglich – auch hier können die sogenannten Europäischen Metropolregionen innerhalb Deutschlands als Beispiel dienen. Ursprünglich war von einigen Beteiligten eine paradigmatische Verschiebung der stark wohlfahrtstaatlich ausgerichteten Raumentwicklung hin zu einer stärkeren Wettbewerbsorientierung gewollt. Im weiteren Verlauf ist diese Motivation zumindest in den Hintergrund getreten. Stattdessen war es das Ziel vieler Gebietskörperschaften, auch auf die metropolregionale Karte zu kommen, um sich keine Aufmerksamkeit oder gar Fördergelder entgehen zu lassen. Im Ergebnis ist Deutschland heute im weit überwiegenden Teil von metropolregionalen Zuschnitten überlagert, ohne dass die wohlfahrtstaatliche Orientierung im Zentralitätssystem verdrängt worden wäre.

Regionale Flexibilität im Zeitverlauf

Auch wenn die Debatte um *soft spaces* noch recht jung ist, so ist das Phänomen der Flexibilität von Gebietszuschnitten nichts grundsätzlich Neues. Sowohl in der praktischen Raumentwicklung als auch in der wissenschaftlichen Reflexion spielen unklare oder flexible Gebietsabgrenzungen schon lange eine prominente Rolle.

Etliche Regionszuschnitte sind im Laufe der Zeit in verschiedenen Formen institutionalisiert worden und waren in den jeweiligen Institutionalisierungen oft recht wandelbar. Das Ruhrgebiet beispielsweise ist heute als Regionalverband organisiert, der auf den Siedlungs- und Kommunalverband folgte. Das interkommunale Setting ist bis heute von den Raumzuschnitten und Kompetenzen der Bezirksregierungen überlagert. Das Allgäu, als weiteres Beispiel, hatte lange Zeit keine eindeutige Abgrenzung, bevor die Allgäu GmbH die *Marke Allgäu* eindeutig definierte und seitdem mit präziser Abgrenzung bewirbt. Der Regionsbegriff der Fränkischen Schweiz war lange Zeit eher eine literarische Figur und eine Landschaftsbeschreibung, bevor sie als offizielle Tourismusregion etwas stärker institutionalisiert wurde (siehe Chilla et al. 2016, S. 12ff.). Auch die oft langjährigen und konfliktreichen Debatten um Gemeindegebietsreformen zeigen die Wandelbarkeit von Regionsbegriffen und -zuschnitten, schon weit vor der Debatte um *soft spaces*. Vor diesem Hintergrund stellt sich sodann die Frage, ob diese Debatte einem altbekannten Phänomen lediglich ein neues Label gibt. Diese Frage lässt sich sowohl empirisch als auch konzeptionell beantworten.

Empirisch gesehen sprechen etliche Argumente dafür, dass die Anzahl von (oft parallel existierenden) regionalen Formaten zugenommen hat und dass auch die Dynamik in der Raumentwicklung stärker geworden ist. Dies sei in drei Argumenten zusammenfasst.

Das hängt erstens mit Prozessen der Internationalisierung und Europäisierung zusammen. Die politische Integration und funktionale Verflechtung betreffen sehr offensichtlich nicht nur die nationalstaatliche Ebene, sondern ebenso die Regionen. Je nach politischer, räumlicher und sozio-ökonomischer Positionierung ergeben sich aus den Integrationsdynamiken sehr unterschiedliche Möglichkeiten und Befürchtungen. Gerade auf der sektoralen Ebene geht dies zudem mit neuen, flexiblen Regionszuschnitten einher. Derartige Regionalisierungen können politisch hoch wirksam sein, auch wenn sich deren Bekanntheit eher auf Fachkreise beschränkt. Hierzu zählen beispielsweise biogeographische Regionen des EU-Natura-2000-Prozesses, wo die Zuordnung zur atlantischen oder kontinentalen Region Konsequenzen für die Schutzgebietsausweisung hat. Ein weiteres Beispiel ist der EU-Herkunftsschutz. Räumliche Definitionen regeln hierbei sehr akribisch, welche Produkte aus welchen Orten Bezug auf Regionen nehmen dürfen (z.B. *Allgäuer Emmentaler*).

Zweitens spielt die Zunahme weicher Instrumente in der Raumentwicklung eine wichtige Rolle. Kooperative Raumplanung, regionale Governance und Regionalmanagement (Heintel 2018) sind Schlüsselbegriffe aus der Praxis, die hierarchisches Verwaltungshandeln um partizipative und kooperative Elemente ergänzt. LEADER- und Wirtschaftsregionen sind prominente Beispiele, deren Aktivitäten häufig auch mit recht soften Regionszuschnitten einhergehen.

Drittens spielen zunehmend größere und veränderliche Aktionsradien in der Gesellschaft eine maßgebliche Rolle. Dies meint zunächst Metropolisierung mit zumeist wachsenden, großräumigen Pendeleinzugsbereichen. Dieser fast schon klassische Prozess einer Ausweitung von Handlungsräumen wird durch die Digitalisierung aktuell weiter modifiziert. Multilokale Lebensformen werden dabei – gerade auch nach den pandemischen Erfahrungen der vergangenen Jahre – eine weitere zunehmende Rolle spielen. In der Praxis ist dies von umfassender Bedeutung und eine Querschnittsaufgabe, die sich unter anderem in Wohnraum-, Verkehrs- und Grünraumplanung niederschlägt. Diese Vergrößerungen im räumlichen Fokus werden häufig unter Einsatz von neuen, flexiblen Raumzuschnitten adressiert (z.B. Macdonald et al. 2021).

Nur am Rande sei darüber hinaus erwähnt, dass in Zeiten des Klimawandels die physische Verortung von Grenzen – eigentlich ein sehr traditionelles Thema von Kartographie und Politischer Geographie – wieder an Relevanz gewinnt. Dies betrifft Verlagerungen von Flussverläufen, zurückverlagerte Küstenverläufe durch ansteigende Meeresspiegel und verschobene Gipfelgrate in Zeiten schmelzender Gletscher. Dies ist vor dem Hintergrund zu sehen, dass bis heute innerhalb der EU eine Reihe von ungeklärten Grenzverläufen bestehen – besonders häufig auf dem Meer, aber auch territoriale Grenzen sind jedenfalls im Detail häufig umstritten. Diese Argumente sind zwar primär in der nationalen Raumabgrenzung verortet, betreffen indirekt aber auch immer die regionale Ebene.

Konzeptionelle Positionierung

Die Debatte um die Flexibilität von Regionen ist jedoch nicht nur empirisch, sondern auch konzeptionell zu betrachten. In der wissenschaftlichen Reflexion nimmt sie gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen recht grundlegenden, konstruktivistischen Debatten um Territorialität und angewandten Fragen der Regionsabgrenzung und -entwicklung ein. Zu beiden Debatten ist der Ansatz von *soft spaces* anschlussfähig und erlaubt hier Brückenschläge.

Auf der einen Seite steht eine Diskussion, die lineare und statische Raumabgrenzungen auf recht grundsätzliche Weise hinterfragt. Die Debatten um Territorialität sind ein wesentlicher Strang des *conceptual turn* der Politischen Geographie seit den 1990er Jahren, die ein statisches Verhältnis von Macht und Raum in Frage

gestellt hat. Insbesondere sind die Entwicklungsmöglichkeiten von Regionen nicht mehr nur durch die nationale Steuerung vorgegeben. Vielmehr entscheidet gerade auch deren internationale Einbettung über die Entwicklung und auch über die eigenen Handlungsspielräume und das politische Gewicht. Vor diesem Hintergrund steht Territorialität weniger als formal zugewiesene, hoheitliche Aufgabe im Fokus. Vielmehr wird das Territorium nun »as a capability with embedded logics of power and of claim-making« (Sassen 2013, S. 23) diskutiert. Dies bezieht sich gerade auch auf Raumbezüge jenseits des Nationalstaates, also beispielsweise ökonomisch erfolgreiche und global vernetzte Metropolregionen, die starke Machtpositionen einnehmen können.

Auf der anderen Seite ist auch das praktische Geschehen der Stadt- und Regionalentwicklung quasi im Tagesgeschehen damit konfrontiert, dass Regionsabgrenzungen nicht mehr aktuell oder politisch *passfähig* sind. Die angewandte Forschung bemüht sich hierbei um plausible Indikatoren und Ansätze für die Modifizierung der Gebietsabgrenzung und zugleich der Governance-Settings, die diese Dynamik begleiten. Dies gilt beispielsweise für Stadt-Umland-Verbünde und interkommunale Kooperationen (siehe für das Beispiel Wien Görgl et al. 2020). Neben den deutschen Metropolregionen sind auch die sogenannten Handlungsräume der Schweiz prominente Beispiele (siehe die europaweite Fallsammlung in ESPON ACTAREA 2017). Grenzräume, LEADER-Regionen und Wirtschaftsförderungsgebiete sind weitere, thematisch fokussierte Beispiele. In all diesen Räumen wird nicht das *Ob* einer hoheitlichen Steuerung von Raum in Frage gestellt, aber das *Wie* einer veränderten Kopplung von Raum und Steuerung in facettenreicher Weise diskutiert und erprobt.

Der Ansatz der *soft spaces* nimmt eine verbindende Position zwischen den grundlegenden und den praxisorientierten Ansätzen ein: Die Konstruiertheit von Raumbezügen und deren Konstruktionsprozesse werden explizit in den Mittelpunkt gestellt. Dabei wird zugleich die Anschlussfähigkeit zur Praxis bewahrt. Die zahlreichen anwendungsnahen Publikationen beruhen oft auf empirischen Fallstudienanalysen und nehmen auf aktuelle politische Diskussionen Bezug. Zwar geht es in der Debatte um *soft spaces* eher um inkrementelle Modifizierung als um ein grundsätzliches Infragestellen. Dennoch ist mit dieser *Blickrichtung* die Anschlussfähigkeit von regionalen Planungs- und Politikdiskursen an eine konstruktivistische Perspektive hergestellt. Diese Mittlerposition zwischen konzeptioneller Diskussion großer Reichweite und Alltagspraxis der Raumentwicklung ist bemerkenswert, wo doch häufig eher eine Unverbundenheit dieser Sphären festzustellen ist.

Normative Dimension

Auch in normativer Hinsicht nimmt das Konzept der *soft spaces* eine Mittlerposition ein. Zumindest implizit geht es in den angesprochenen Debatten häufig darum, welche die *richtigen* oder *besten* Regionalisierungs- und Steuerungsformen sind. Dabei geht es letztlich um die Frage, welche Art der räumlichen Organisation gewollt ist. Die zugrundeliegende Kernfrage ist dabei, inwiefern eine stabile demokratische Legitimierung an Raumfestlegungen zu binden ist.

Die Debatten um Territorialität zeigen dabei starke Bezüge zur *critical geography* und deren Hinterfragen von tradierten Verständnissen von Autorität, Macht und Raum. Die Überwindung eines nationalen Bias in der wissenschaftlichen Reflexion gehört hier ebenso dazu wie die eines essenzialistischen Verständnisses von Grenzen. Starre Räume stehen hierbei beispielsweise unter Verdacht, einem *Othering* im Migrationsgeschehen Vorschub zu leisten und – genereller gesprochen – einseitige Machtverteilungen zu festigen. Eine explizite Verbindung zwischen dezidiert kritischer Perspektive und der Debatte um *soft spaces* nimmt Andreas Faludi (2013) vor. Er postuliert, dass ein zunehmend integriertes Europa nur jenseits des klassischen Territorialitätsverständnisses funktionieren könne und sieht *soft planning* dabei als wesentlichen Baustein, um den »territorialism« nationalstaatlicher Interessen zu überkommen.

Aus praktischer Sicht geht es auch um die Vereinbarkeit von konkreten Anliegen wie der bereits angesprochenen Adressierung neuer regionaler Verflechtungsmuster auf der einen Seite und (verfassungs-)rechtlicher Rahmenbedingungen auf der anderen. Auf der regionalen Ebene ist die Debatte um Territorialität weniger sensibel als auf (inter-)nationaler Ebene, insbesondere im Hinblick auf das Ziel der territorialen Unversehrtheit. Dennoch ist auch auf der regionalen Ebene der *Schatten der Hierarchie* von nicht zu unterschätzender Bedeutung, gerade in Bezug auf Ressourcen und die Organisation von Rechtssicherheit. Wenn es um Investitionen in die Infrastruktur geht – sei es im Verkehrsbereich oder bei sozialer Infrastruktur – so muss die räumliche Zuständigkeit von Institutionen eindeutig sein. Ähnliches gilt für die Genehmigungsfähigkeit von Flächennutzungen oder die Subventionierung von ökonomischer Tätigkeit: Möglichst transparente und eindeutige Zuordnungen, auch in räumlicher Sicht, bleiben für hoheitliche Aufgaben auch auf regionaler Ebene wichtige Ziele. Die Tatsache, dass die Vielzahl von Regionszuschnitten und Aktivitäten neben den eigentlichen Pflichtaufgaben gelegentlich zu einer gewissen Unübersichtlichkeit führt, ist dabei nicht entscheidend.

Die Diskussion um *soft spaces* hilft hier bei der Reflexion, indem harte und weiche Raumformen auf einer graduellen Skala und weniger als binäre Kategorie gesehen werden. Zugleich erlaubt die Temporalität des *hardening*s und *softening*s eine starke Differenzierung. Hier ist an die eingangs erwähnten Motivationen der De-

batte anzuknüpfen, die zwischen konkretem *getting things done* und grundlegenden Veränderungsabsichten unterscheidet.

Fazit

Die Ausgangsfrage des Beitrags lautete, ob die derzeitige Flexibilisierung des Regionsbegriffs zu dessen *Aufweichung* führt. Dies ist letztlich zu verneinen. Zwar lässt sich eine zunehmende Vielfalt von Regionsformaten auch in engem Zusammenhang mit gebietskörperschaftlichen Aufgaben beobachten. Es ist jedoch nicht ersichtlich, dass damit eine Schwächung territorial verankerter Verantwortung *als Prinzip* einherginge. Vielmehr zeigt sich eine große Vielfalt an Regionsbegriffen, die in unterschiedlichem Maße hoheitliche Befugnisse innehaben.

Die wachsende Anzahl und Prominenz von weichen, flexiblen Regionszuschnitten steht letztlich im Schatten des recht *harten* Territorialverständnisses, das insbesondere planerischen Mandaten und monetären Ressourcen zugrunde liegt. Auch im Zuge von *Verhärtungen* der zunächst weichen Raumzuschnitte verlieren ältere Geometrien zwar oft an Relevanz. Allerdings gilt auch hier: Territorialität wird komplexer und vielleicht unübersichtlicher – aber nicht *weicher*.

Die Debatte um *soft spaces* hilft, diese Dynamik auch konzeptionell zu fassen. Diese Debatte mag eklektische Züge haben, da weder die Problembeschreibung noch die konzeptionelle Fassung fundamental neu sind. Der innovative Wert ist aber nicht zu unterschätzen und liegt gerade in der beschriebenen Mittlerposition zwischen konzeptionellen und praxisbezogenen Positionierungen.

Im Ergebnis ist also die *flexible Region* nicht der Anfang vom Ende des Regionsbegriffes. Es handelt sich hierbei auch nicht um eine Aufweichung, aber zweifellos um die differenzierte Reflexion einer verkomplizierten Praxis. Die flexible Region ist eine wichtige Brücke zwischen der Erkenntnis, dass – einerseits – statische Raumzuschnitte im buchstäblichen Sinne an ihre Grenzen kommen und – andererseits – der Schatten territorial verankerter Mandate wichtig bleibt.

Literatur

- Allmendinger, P. & Haughton, G. (2009). Soft spaces, fuzzy boundaries and metagovernance: The new spatial planning in the Thames Gateway. *Environment and Planning A*, 41(3): 617-633. <https://doi.org/10.1068%2Fa40208>.
- Allmendinger, P., Chilla, T. & Sielker, F. (2014). Europeanizing territoriality – towards soft spaces? *Environment and Planning A*, 46(11): 2703-2717. <https://doi.org/10.1068%2Fa130037p>.
- Chilla, T., Kühne, O. & Neufeld, M. (2016). *Regionalentwicklung*. Stuttgart: utb.

- ESPON ACTAREA (2017). *Thinking and planning in areas of soft territorial cooperation. European Atlas of Soft Territorial Cooperation*. Luxembourg: ESPON EGTC. Abrufbar auf: <https://www.espon.eu/actarea> [Zugriff: 29. September 2022].
- Faludi, A. (2013). Territorial cohesion, territorialism, territoriality, and soft planning: a critical review. *Environment and Planning A*, 45: 1302-1317. <https://doi.org/10.1068%2Fa45299>.
- Görgl, P., Döringer, S. & Herburger, J. (2020). Miteinander statt nebeneinander! Strategien für die Weiterentwicklung interkommunaler Kooperationsstrukturen in der »Wiener Stadtregion« . *Raumforschung und Raumordnung*, 78(4): 377-395. <https://doi.org/10.2478/rara-2020-0018>.
- Heintel, M. (2018). Regionalmanagement. In: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*. Hannover: ARL.
- Jay, S. (2018). The shifting sea: from soft space to lively space. *Journal of Environmental Policy & Planning*, 20(4): 450-467. <https://doi.org/10.1080/1523908X.2018.1437716>.
- Kaucic, J. & Sohn, C. (2021). Mapping the cross-border cooperation »galaxy« : an exploration of scalar arrangements in Europe. *European Planning Studies*. <https://doi.org/10.1080/09654313.2021.1923667>.
- Macdonald, S., Monstadt, J. & Friendly, A. (2021). From the Frankfurt greenbelt to the Regionalpark RheinMain: an institutional perspective on regional greenbelt governance. *European Planning Studies*, 29(1): 142-162. <https://doi.org/10.1080/09654313.2020.1724268>.
- Metzger, J. & Schmitt, P. (2012). When Soft Spaces Harden: The EU Strategy for the Baltic Sea Region. *Environment and Planning A*, 44(2): 263-280. <https://doi.org/10.1068%2Fa44188>.
- Othengrafen, F., Knieling, J., Haughton, G. & Allmendinger, P. (2015). Conclusion – what difference do soft spaces make? In: Allmendinger, P., Haughton, G., Knieling, J. & Othengrafen, F. (Hg.) *Soft Spaces in Europe: Re-negotiating governance, boundaries and borders*. 215-234. Abingdon: Routledge.
- Sassen, S. (2013). When Territory Deborders Territoriality. *Territory, Politics, Governance*. 21-45. <https://doi.org/10.1080/21622671.2013.769895>.
- Zimmerbauer, K. & Paasi, A. (2020). Hard work with soft spaces (and vice versa): problematizing the transforming planning spaces. *European Planning Studies*, 28(4): 771-789. <https://doi.org/10.1080/09654313.2019.1653827>.

Die gemanagte Region

Jennifer Gerend

Geburt einer Region

Sicherlich hätte es Moderationswände, bunte Karteikarten und runde Tische in einem Rathaussaal gegeben. Teilnehmende wären zu ihren lokalen Bedürfnissen befragt und anschließend noch mit ein paar *Wordclouds* per Handy animiert worden. Trotz der Pandemieumstände kam die Region Rangau in Mittelfranken während einer abendlichen Auftaktveranstaltung am 25.11.2021 zur Welt – per Zoom eben. Die frisch gebackene Region Rangau besteht aus einer Lokalen Aktionsgruppe (LAG) mit 20 Mitgliedskommunen. Die Region will auf das LEADER-Förderprogramm zugreifen, wovon bereits 61 % der ländlichen Bevölkerung in der Europäischen Union (EU) profitieren (European Network for Rural Development 2018). Der LEADER-Ansatz unterstützt lokale Gemeinschaften in ländlichen Räumen und fördert eine sektorübergreifende endogene Regionalentwicklung. Spürbar bei der Zoom-Veranstaltung der neuen LEADER-Region war ein Interesse, die Herausforderungen der Region gemeinsam angehen zu wollen; immerhin gehörten die drei bereits bestehenden kommunalen Allianzen zu der neu gegründeten LAG.

Ob durch LEADER, Landesmittel für Regionalmanagement oder Integrierte Ländliche Entwicklung gefördert: Ein eigener Beruf ist an die Beschäftigung mit Regionen gebunden. Regionalmanager:innen arbeiten mit breiten Netzwerken von Akteur:innen (z.B. im Landkreis, Verein, einer GmbH oder im Naturpark) aus einer Kombination von Konzeptarbeit und Projektumsetzung. Ein *regionalerer* Beruf ist kaum vorstellbar; darum die berechtigte Frage: Was verstehen Regionalmanager:innen unter dem Begriff *Region*? Wenn Regionen als Konstrukte (Paasi & Metzger 2017, S. 4) betrachtet werden, sind Regionalmanager:innen wesentlich an eben dieser Konstruktion beteiligt.

Das Ziel dieses Beitrags ist, zu verstehen, wie Regionen von Regionalmanager:innen (*mit*)gemacht werden und welche Instrumente (z.B. Fördermittelinstrumente) dafür genutzt werden – also: Wie machen bzw. *regionalisieren* die Regionalmanager:innen? Der Beitrag beginnt mit einem Überblick zu dem Beruf Regionalmanager:in und dessen Entstehung. Danach wird Regionalmanagement in seinen Bestandteilen getrennt betrachtet: *Region* und *Management*. So folgen Überlegungen

zum Begriff *Region* aus Sicht des Regionalmanagements und dazu, was es bedeutet, eine Region zu managen. Da in Regionalmanagements und ihren Projekten auf verschiedene Fördermittel zurückgegriffen wird, sind diese essenziellen Förderinstrumente unter dem Teil *Die Region fördern* beleuchtet. Schließlich sollen die Erkenntnisse gesammelt ein Bild davon ergeben, wie Regionalmanager:innen ihre Regionen gestalten und inwiefern das zu unserem Verständnis von Region beiträgt.

Dieser Beitrag beruht auf Literatur zum Regionalmanagement sowie auf Interviews, die dafür gesondert geführt wurden. Auf dem Weg zur Erkundung des Begriffs *Region* wurden einige Fragen an Regionalmanager:innen gestellt, um einen Einblick in ihre regionale Praxis zu gewährleisten. Die Gespräche fanden zwischen November und Dezember 2021 per Videokonferenz statt. Zu den ausgewählten Gesprächspartner:innen: In der Region Hesselberg gestalten Anuschka und Matthias Hörr das LAG- und Regionalmanagement in einem heute als Geschäftsstelle der regionalen Entwicklungsgesellschaft genutzten restaurierten Schlossflügel in der Gemeinde Unterschwaningen in Bayern (ca. 900 Einwohner:innen). Im Landratsamt Kitzingen sind Maja Schmidt und Simone Göbel verantwortlich. Prof. Dr. Markus Lemberger ist im Regionalmanagement des Landratsamts Cham sowie an der Hochschule für angewandtes Management in Bayern tätig. Lemberger ist auch Sprecher des Kompetenznetzwerkes Regionalmanagement *Bayern regional*. Mit dem Einverständnis der Interviewpartner:innen sind Abschnitte aus diesen Gesprächen hier wiedergegeben.

Beruf: Regionalmanager:in

Eine Region zu steuern oder sogar neu zu gestalten, indem man ihre heterogenen Teile zusammenpackt – und was eine Region ist und macht (»what a region is and does«), wird in der Regionalforschung heute erheblich anders wahrgenommen als früher (Paasi & Metzger 2017, S. 27). Wie und von wem Regionen aktiv produziert und reproduziert werden, gehört im wesentlichen Teil zu dem Berufsbild Regionalmanager:in (Evers & Kleinfeld 2018; Othengrafen et al. 2021). Hier handelt es sich um eine *Dienstleistungsfunktion* für Regionen: Regionalmanager:innen sind Ideengebende, Netzwerkende, Beratende, Moderierende, Streitschlichtende und Promotende von regionalen Entwicklungsprozessen und Projekten (Heintel 2018, S. 2024).

Regionalmanagement wird als Instrument zur Umsetzung der Landesentwicklung gesehen oder auch als regionale Selbststeuerungsform betrachtet (Strunz 1998). Oft erarbeitet das Regionalmanagement regionale Entwicklungskonzepte gemeinsam mit Unternehmen, Regionalplanung, kommunaler Planung und politischen Entscheidungsträger:innen sowie mit der lokalen Zivilgesellschaft und setzt Projekte um (Othengrafen et al. 2021, S. 139). Für die lange übersehenen »Mul-

tilokalen« mit mehreren Lebensmittelpunkten für Arbeit, Bildung und Zuhause sind Regionalmanager:innen ideale regionale Anlaufstellen für eine Beteiligung an regionalen Prozessen (Othengrafen et al. 2021, S. 135ff.).

Häufig werden von Regionalmanagements Themenschwerpunkte gemeinsam mit Fachverwaltungen aufgegriffen, insbesondere wenn die Landespolitik bestimmte Prioritäten setzt – zum Beispiel beim Flächensparen und bei der Innenentwicklung (Gerend 2020). Im Gegensatz zu dieser Top-down-Themensetzung ist es gleichwohl möglich, lokale Bedürfnisse und Prioritäten mit Hilfe von Regionalmanagements in einem Bottom-up-Ansatz aufzugreifen. Gerade dann werden für viele Bürger:innen der Beruf und die Aufgaben des Regionalmanagements sichtbar. Insofern lernen viele Bürger:innen das Regionalmanagement durch lokale Projekte kennen. Einige Projektbeispiele aus den Regionen Hesselberg, Kitzinger Land und Cham, die gleichzeitig viel über die regionale Identität und Wünsche der Bürger:innen offenbaren, sind: die wissenschaftliche Aufbereitung eines jüdischen Friedhofs, ein Infozentrum Holz und Energie, die Instandsetzung einer historischen Mühle, ein mobiles MINT-Labor für Kinder, berufliche Qualifizierungsmaßnahmen, Dachmarken für regionale Produkte sowie jede Menge *Lauschtouren* und Angebote für Rad- und Wandertourist:innen. Aus dem Beispiel der drei konkreten Regionen lässt sich lesen, wie die Bürger:innen sich mit einem lokalen Thema oder konkreten Ort beschäftigen, oder aus einer Ressource schöpfen wollen, oder ihre Heimat anders für Tourist:innen präsentieren wollen. Die Region erwächst aus derartigen Projekten und wird als solche wahrgenommen.

Regionalmanager:innen sind in vielen Ländern tätig, insbesondere wo Fördermittel (z.B. LEADER in der EU) diese Aufgaben unterstützen. In Deutschland und Österreich kann Regionalmanagement generell auf Erfahrungen seit den 1990er Jahren zurückblicken (Heintel 2018; Strunz 1998). Großen Bedarf für Regionalmanager:innen stellte Strunz bereits 1998 ohne Zweifel fest: »Für die Umsetzung von landes- und regionalplanerischen Zielen werden Regionalmanager benötigt« (Strunz 1998, S. 437). Aber wer sollte professionell als Regionalmanager:in tätig sein? Damals wurde viel diskutiert, inwiefern Regionalplaner:innen am besten für die Regionalmanagement-Stellen geeignet sind. Während damals bereits viele Raumplaner:innen im Regionalmanagement tätig waren, hat sich der Beruf Regionalmanager:in seitdem fachlich eigenständig weiterentwickelt. Regionalmanagement ist heute längst ein souveräner Studiengang, ein Forschungsbereich, eine Plattform zur Aushandlung von regionalen Interessen, ein Netzwerk und ein etablierter Beruf. Meist arbeiten Regionalmanager:innen in der Praxis mit bescheidenen Ressourcen und mit wenigen Mitarbeitenden. So müssen sie etwas von Allem können.

Was unterscheidet die berufliche Ausbildung im Regionalmanagement von jener in der Raumplanung oder anderen nahen Arbeitsfeldern? An der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf, in Deutschlands kleinstem Hochschulort, starten jähr-

lich zwischen 20 und 25 neue Masterstudierende im Studiengang Regionalmanagement, einem von wenigen vergleichbaren Studiengängen in Deutschland. Bis zum Abschluss erlernen die Studierenden Theoretisches und Praktisches: regionales Wertschöpfungsmanagement, Erstellen von thematischen Karten in GIS, Newslettergestaltung mit InDesign, Moderation von Veranstaltungen, Stakeholdermanagement, Strategien für die Innenentwicklung und nicht zuletzt die Gestaltung von regionalen Entwicklungskonzepten. Sie erwerben die notwendigen Kompetenzen, um Regionen zu entwickeln und zu gestalten.

Regionalmanager:innen zum Begriff *Region*

Da die Gründung solcher Regionen eng mit ihrem Management in Verbindung steht, lässt sich eine gewisse *Huhn-oder-Ei-Frage* stellen: Existierte die Region vor dem Regionalmanagement? Und wie ist eine Region von Regionalmanager:innen zu verstehen?

Im Landkreis Kitzingen spricht das Regionalmanagement vom *Kitzinger Land*: »Eine Region kann die Landkreisebene umfassen, aber muss nicht«, erklärt die langjährige Regionalmanagerin Schmidt. »Es *kann* auch ein Naturraum sein, oder eine Metropolregion, oder eine Zusammengehörigkeit der Kommunen [...] in einem gewissen Ausmaß«, erläutert sie.

Obwohl es politische Grenzen für Förderanträge und Dokumentation gibt, werden solche Territorien von den Regionalmanager:innen selten überbewertet; vielmehr sind ihre Regionen durch die Netzwerke, menschliche Interaktionen und unterschiedliche Zusammengehörigkeit geprägt. Ganz nach Paasi und Ferdoush (Paasi et al. 2022, S. 2) sind Territorien und Grenzen dynamische Ideen, die davon abhängig existieren, was wir in der Praxis daraus machen. Mit jedem Projekt oder Netzwerktreffen eines Regionalmanagements existiert ebenso die Region. Auch die Region Hesselberg hält sich bei ihrem Zusammenschluss nicht an administrative oder politische Grenzziehungen. Neben dem – wenn auch teilweise weiten – Blick auf den Hesselberg wird die Region vor allem von einem gemeinsamen Ziel geprägt: Herausforderungen, die für eine einzelne Gemeinde zu groß sind, »als Gemeinschaft zu bewältigen«, so Anuschka und Matthias Hörr. Für Lemberger in der Region Cham gehören die administrativen Grenzen auch eher wenig zum eigentlichen Verständnis des Begriffs. Für ihn ist die Region

»eine aus natürlichen Ketten entwickelte Landschaft, die sich durch persönliche Netzwerke bildet. Das ist für mich das eigentlich Entscheidende. Die Gebietsabgrenzungen haben wir zwar, die politischen Gebietsabgrenzungen müssen wir auch haben, aber ich stelle über die Jahre fest, dass sie irrelevant für die natürlichen Beziehungen der Menschen sind. Vielleicht auch eine Besonderheit in der

Region, wo ich im Bayerischen Wald bin, da gibt's eine historische Verbindung in diesem Landkreis mit vielen unterschiedlichen Traditionen, Netzwerken, Sprachen und Dialekten... unsere Region hat viele Teilkohorten [...] Die politische Region ist eher ein Kontext«.

Es zählen demnach die Netzwerke und menschlichen Interaktionen. Existiert dann die Region eigentlich erst durch das Praktizieren verschiedener Maßnahmen wirklich als Region? Was sagen Regionalmanager:innen dazu, ob die Region vor dem Regionalmanagement existierte? »Als Region schon, aber viele Projekte nicht«, sagt Göbel zur Region Kitzinger Land. Weiter erläutert sie: »Da hat das Regionalmanagement wirklich die Region vorangebracht [...] sie ist eine Marke geworden, auch durch LEADER. Das wurde viel in Evaluierungen genannt.« Schmidt schließt sich an:

»Die Region war verwaltungsorientiert [...] Vorher waren viele Einzelmaßnahmen da. Wir haben die Themen wie Tourismus und Marketing entwickelt, auch durch LEADER. Es gab vorher gewisse Ansätze, aber es hat einen größeren Aufschwung gegeben, als diese [Regionalmanagement-]Stellen eingerichtet worden sind. Ein Zusammenwachsen«.

Als die Regionalmanagerin Schmidt vor 18 Jahren anfang, hörte sie sowohl von einigen Bürgermeister:innen aus dem Steigerwald als auch aus dem Maintal, dass es bei der jeweils anderen Seite besser lief: »Jetzt hört man das eigentlich überhaupt nicht mehr«, berichtet Schmidt.

Was aus der Region Cham vor dem Regionalmanagement existierte, erklärt Lemberger:

»Wir sind ein relativ altes Regionalmanagement – seit 1993. Vorher war das eine politische Gebietskörperschaft. Wir haben angefangen, Regionalentwicklung anders zu denken als nur verwaltungstechnisch. Ich bin seit 20 Jahren dabei. Das Thema Regionalentwicklung ist bei uns gesetzt neben den klassischen Pflichtaufgaben der kommunalen Verwaltung«.

Mittlerweile gibt es den Beruf Regionalmanager:in schon seit über 20 Jahren, der impliziert, dass solche dynamischen Vorstellungen von Region auch tatsächlich zu managen sind. Jedoch hat der Bestandteil *Management* im Begriff Regionalmanagement auch unterschiedliche potenzielle Bedeutungen für den Beruf. Diese werden im folgenden Abschnitt beleuchtet.

Eine Region managen

Der Aspekt *Management* hat für die Regionalmanager:innen weniger mit der alltäglichen institutionellen oder funktionellen Führung einer Region (Wäre das überhaupt möglich?) zu tun, sondern mehr mit Management als ziel- oder leitbildgerichtete Tätigkeit nach Drucker (1999, S. 545), in der sich Regionen für Zukunftsaufgaben vorbereiten und Chancen rechtzeitig erkannt werden.

Sehen die Regionalmanager:innen sich denn als *die Führung* einer Region? In der Region Hesselberg versteht Anuschka Hörr Management im Zusammenhang mit Regionalmanagement primär als »Anlaufstelle« und »Impulsgeber«. Schmidt vom Kitzinger Land sagt: »Man versucht so gut wie möglich, mit den oftmals knappen Ressourcen Impulse und Themen in die Region zu geben«, wobei es für sie ebenfalls Phasen von intensivem Projektmanagement gibt. Das Projektmanagement kommt wiederum einer der ursprünglichen Ideen für Regionalmanagement nach, nämlich dem Bedarf an Umsetzungskräften für landesplanerische Projekte (Strunz 1998, S. 4357). Die Äußerungen der Regionalmanager:innen zeigen aber, wie das Management der Region sich weiterentwickelt hat. Lemberger in Cham sieht Management als »Schaffen von Strategieentwicklung, Zukunftsentwicklung und Gelegenheiten, [...] eine Plattform für mehr Gelegenheiten, als sonst zustande kommen würden.« Die Regionalmanager:innen sehen sich als Manager:innen interessanterweise nicht wirklich in einer Führungsfunktion, sondern sorgen dafür, Ziele zu erreichen, die wichtigen Themen anzugehen und einen Mehrwert für Regionen zu schaffen. Othengrafen et al. (2021, S. 135) bestätigen ebenso, Regionalmanagement verfolge das Ziel, eine nachhaltige Entwicklung in Anbetracht der sozialen, ökonomischen und raumstrukturellen Situation von Regionen zu »beeinflussen«.

Ein autoritärer Führungsstil ist hier fehl am Platz. Laut Matthias Hörr gibt es innerhalb des Berufs jedoch Führungsrollen: »Manche Regionalmanager, die schon lange dabei sind, kennen die Spielregeln unheimlich gut. Sie können ihr Standing nutzen, auch Revolutionäres anzustoßen.«

Wie gehen Regionalmanager:innen mit negativen Entwicklungen oder Rückschlägen um? Lemberger aus Cham redet offen über die Auswirkung von national- und landespolitischen Entwicklungen auf grenzüberschreitende Projekte:

»Negative Entwicklungen haben wir viele gehabt, beispielsweise die politische Entwicklung. Wir hatten viele grenzüberschreitende Projekte wie Interreg mit Tschechien. Die politische Unsicherheit und die Parteilandschaft haben uns etwas zurückgeworfen. Auch das gehört aber dazu... Es gibt auch manchmal kommunale Projekte, die betreiben wir weiter, obwohl es nicht mehr so zielführend ist – ein Pferd, das geritten ist. Das stört mich mehr als irgendwelche negativen Entwick-

lungen. Es ist sehr schwierig, zu sagen: »OK, das war nichts, lass uns etwas Anderes machen«.

Da eine gewisse Abhängigkeit von der lokalen Politik durch ihre Vorstände sowie die Netzwerkarbeit zum Regionalmanagement gehören, sind politische Entwicklungen mehrmals als Herausforderung erwähnt worden. Gemeinderatsmitglieder kommen aus sehr heterogenen beruflichen und familiären Umfeldern. Regionalmanager:innen als Fachkräfte hätten oft ihre eigenen Sichtweisen zu situationsbedingt richtiger Vorgehensweise oder zu den Maßnahmen, die notwendig seien, sagt Schmidt: »In Teilen würden wir bei manchen Themenfeldern einen anderen Handlungsbedarf sehen, aber wenn die Politik das anders beurteilt, dann können wir das zunächst nicht ändern. Die Verantwortung liegt im politischen Raum.«

Dennoch können Regionalmanager:innen »Impulsgeber« sein, betont Schmidt. Ihre Kollegin Göbel schließt sich an: »Man muss abwägen zwischen der Begeisterung, die man als Regionalmanagerin für die Aufgaben und Themen hat, und den Möglichkeiten und Ressourcen, die vorhanden sind.«

Immerhin sollte man bedenken, dass viele solcher regionalen politischen Allianzen ursprünglich aus dem gemeinsamen Interesse an Fördermitteln entstanden sind. Zum Beispiel erklärt Regionalmanagerin Anuschka Hörr: »Obwohl die Region Hesselberg sich vor 22 Jahren zusammengeschlossen hat, um Fördermittel zu beantragen, sind die gemeinsamen Ziele und zwei Jahrzehnte interkommunaler Zusammenarbeit für uns heute identitätsstiftend.«

Die Region fördern

Regionalmanagement wird seit Jahren durch verschiedene Förderprogramme und auf mehreren Ebenen unterstützt; somit bestätigt sich der politische Wille für die Praxis und deren Sinnhaftigkeit – darunter das bekannte europäische Förderprogramm LEADER sowie Förderinstrumente des Bundes und der Länder zur Stärkung des ländlichen Raumes.

Konzepte, Maßnahmen und Projekte des Regionalmanagements werden oft durch eine komplexe Konstellation an Fördermitteln finanziert. Die *integrierte ländliche Entwicklung* (ILE) wird in Deutschland sowohl über den EU-Fonds *Entwicklung des ländlichen Raums* (ELER) als auch über die nationale Gemeinschaftsaufgabe *Verbesserung der Agrarstruktur und des Küstenschutzes* (GAK) gefördert. Die Ausgestaltung der ELER-Förderung erfolgt nach dem neuen *Nationalen Strategieplan der Bundesrepublik Deutschland* (unter Koordination des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft). Der Strategieplan wird in den Ländern umgesetzt. Auch die Gemeinschaftsaufgabe *Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur* (GRW) fördert Regionalmanagements.

Ziel der integrierten ländlichen Entwicklung ist, regionale Entwicklungsprozesse anzustoßen, zu organisieren, zu begleiten und gezielt mit Projekten auszugestalten (Dehne & Neubauer 2018). Folgende Themenfelder gehören im Wesentlichen dazu: Ländliche Entwicklungskonzepte, Dorfentwicklungsmaßnahmen, Bodenordnung und Grundversorgung (vgl. BMEL 2020). Die integrierte ländliche Entwicklung gibt den Regionen mehr Eigenverantwortung (Dehne & Neubauer 2018, S. 1058). Dabei bildet das Regionalmanagement »den entscheidenden Knotenpunkt, da es die ländlichen Entwicklungsprozesse initiiert, fördert, koordiniert und betreut« (Dehne & Neubauer 2018, S. 1056).

In Bayern läuft die ILE-Förderung über die Ämter für ländliche Entwicklung (ALE), die ein breites Dienstleistungsangebot in der ländlichen Entwicklung für Dörfer, Landschaften und Regionen aufzeigt. Darüber hinaus unterstützt der Freistaat Bayern auf Grundlage der Förderrichtlinie Landesentwicklung die Umsetzung von Projekten des Regionalmanagements und Regionalmarketings sowie Regionale Initiativen für Militär- und Konversionsstandorte. So existiert dort ein fast flächendeckendes Netzwerk von Regionalmanagements. Die Metropolregionen Nürnberg und München erhalten zusätzliche Fördermittel. Insofern umfasst das Regionalmanagement ländliche Entwicklung sowie Stadt-Umland-Kooperation.

In anderen Bundesländern sowie in manchen Nachbarländern ist Regionalmanagement häufig bei den Naturparks angesiedelt, was strukturell einige Vorteile, aber auch Nachteile mit sich bringt. Weber (2013, S. 312) behauptet: »Regionalmanagement durch Naturparke ist ein sinnvolles Ziel, kann jedoch schnell zur Überforderung werden, wenn die Parke nicht mit ausreichenden Kompetenzen sowie Handlungsressourcen ausgestattet und institutionelle Regeln nicht zu Gunsten der Parke geändert werden.«

Die Art der Förderung kann folglich strukturellen Einfluss auf Regionalmanagement haben. Nach Jahren der überwiegenden Anwendung von Top-down-Ansätzen aus der Politik und Förderinstrumenten der ländlichen Entwicklung, setzte die EU zu Beginn der 1990er Jahre mit dem LEADER-Ansatz die Idee einer gebietsbezogenen und selbstbestimmten Entwicklung um (Dehne & Neubauer 2018, S. 1053). Das Einsatzgebiet einer LEADER-LAG, einem sehr verbreiteten Ansatz für Regionalmanagement, muss laut der Europäischen Union eine subregionale Gebietseinheit mit in der Regel 10.000 bis 150.000 Einwohner:innen gemäß der Verordnung (EU) Nr. 1303/2013 sein (Europäische Kommission 2022). Eine Lokale Aktionsgruppe (LAG) setzt sich, nach einem vorgegebenen Verhältnis, aus privaten und öffentlichen Stakeholdern zusammen.

Die EU-Förderung vereinfacht das grenzüberschreitende Regionalmanagement insofern, als die LAGs nach dem gleichen Ansatz arbeiten – jedoch muss jede LAG die jeweiligen Fördergelder im eigenen Land beantragen. Seit 2020 arbeitet ein Regionalmanager beispielsweise an der Deutsch-Luxemburgischen

Grenze für eine Kooperation aus der LAG Miselerland (Luxemburg) und LAG Moselfranken (Rheinland-Pfalz). Eine transnationale Steuerungsgruppe koordiniert die grenzüberschreitende Zusammenarbeit und deren Regionalmanager kümmert sich um die Umsetzung des gemeinsamen Entwicklungskonzepts Oberes Moseltal (EOM) (Miselerland Moselfranken). Noch darüber hinaus läuft eine langjährige grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Grenzregion Deutschland-Luxemburg-Frankreich-Belgien-Niederlande, unterstützt durch die EU-Interreg-Fördermittel *europäische territoriale Zusammenarbeit*. Nach zahlreichen Vorstudien und Raumanalysen wurden 2019 bis 2020 in einem mehrsprachigen Beteiligungsprozess eine Zukunftsvision sowie eine grenzüberschreitende operative Strategie als grundlegende Bestandteile des Regionalen Entwicklungskonzepts der Großregion (REKGR) erarbeitet und von den zuständigen Fachminister:innen der internationalen Teilregionen beschlossen (Cesar et al. 2021).

Durch die obengenannte mögliche Förderkonstellation kommt es häufig zu verschachtelten *Regionen innerhalb von Regionen*. Innerhalb der Region Hesselberg befinden sich beispielsweise vier ILE-Regionen. Man könnte meinen, dass es hierbei nur darum ginge, so viele Fördermittel wie möglich zu akquirieren. Doch tatsächlich bilden sich durch den Förderanlass oft starke interkommunale Allianzen. Die ILE-Region Altmühl-Mönchswald setzt sich aus den Städten Ornbau, Merkendorf und Wolframs-Eschenbach zusammen, und die Ortsbürgermeister:innen treffen sich monatlich. Der Termin hat sehr hohe Priorität und wird selten verpasst. Die ILE-Regionen werden häufig durch externe Umsetzungsbegleitung unterstützt. Doch manche ILE-Regionen haben den mutigen Schritt getan, Mitarbeiter:innen sogar unbefristet einzustellen, völlig ungeachtet der unsicheren Förderlandschaft. Ein solches Ereignis mag zwar klein klingen und wird kaum extern wahrgenommen, aber ist das nicht ein wichtiges Zeichen von einer wahren dauerhaften Region?

Darüber hinaus sind in den letzten Jahren einige neue thematische regionalisierende Ansätze dazugekommen, wie etwa Bildungsregionen, Ökomodellregionen, MINT-Regionen und Gesundheitsregionen. Regionalmanager:innen arbeiten mit neu gewählten Ortsbürgermeister:innen sowie langjährigen lokalen Akteur:innen zusammen, die in gewissem Maß strukturell vorgegeben sind (z.B. LEADERLAGs) und auch oftmals gesellschaftliche Ungleichheiten widerspiegeln (z.B. Gender und Diversität durch lokale Wahlergebnisse, die sich somit in der Zusammensetzung von Gremien niederschlagen). Auch das ist Teil des Regionalmanagements. Die Region Hesselberg ist eine Modellregion des bundesweiten Aktionsprogramms *Kommune – Frauen in die Politik*. Dazu führt Anuschka Hörr aus: »Gemeinden und Regionen werden erheblich durch politische Gremien gestaltet. Der Frauenanteil in den Gemeinderäten in unserer Region liegt unter 18 Prozent. Fehlende Vielfalt behindert Kreativität, Diskurs und Fortschritt in den Gemeinden und damit auch in der Region«.

Die Förderkulisse und die politischen Grenzen scheinen zwar entscheidende Treiber und Strukturgeber für Regionalmanagement zu sein, aber die Regionalmanager:innen sind sich der Grenzen des Einflusses der Förderung bewusst. Für Schmidt, die Regionalmanagerin Kitzinger Land, ist »nicht nur das Geld allein der Mehrwert«, vielmehr sind die Netzwerke bedeutend. Für Anuschka Hörr ist ihr Regionalmanagement »ein Zusammenschluss von mehreren Kommunen, um mehr Schlagkraft zu haben – was auch Förderung heißen kann«.

Fazit und Ausblick

Auch wenn einige Vorarbeiten und bürokratische Anträge im Voraus laufen, kommen meist neue Regionen in offenen, recht partizipativen Auftaktveranstaltungen zur Welt. Die Regionalmanager:innen erarbeiten regionale Entwicklungskonzepte, setzen lokale Projekte um, bringen wichtige gesellschaftliche Themen in ihre Regionen und stehen als Anlaufstellen für dynamische Herausforderungen zur Verfügung. Dies tun sie im Hinblick auf politische Rahmenbedingungen und gegebene Ressourcen. Ist ihre Arbeit auch einmal erledigt? Ist eine Region irgendwann zu Ende gemanagt? Darauf haben die Regionalmanager:innen im Einklang geantwortet. »Nein«, sagt Anuschka Hörr, »klares Nein; es ist eine Daueraufgabe. Die Herausforderungen sind nicht lösbar im klassischen Sinne. Es tauchen immer neue Probleme auf.« Für Lemberger in Cham lautet die Antwort ebenso: »Nein, [...] Management ist immer ein Kreislauf.« Im Kitzinger Land sagt Göbel: »Nein, das glaube ich nicht, weil immer neue Trends und Themen aufkommen. Dinge passieren. Flächensparen, Innenentwicklung, Barrierefreiheit [...] diese Themen werden auch nie abgeschlossen sein. Ich glaube, eine Region ist nie ›ausgemanagt‹.« Dazu nickt ihre Kollegin Maja Schmidt: »Das sehe ich auch so.«

Als Regionalmanager:in tätig zu sein, bedeutet also, beruflich stets in Kreisläufen zu arbeiten, die richtigen Impulse zu geben und regionale Prozesse zu moderieren. Regionalmanager:innen besitzen sehr wichtige Rollen in Regionen – sogar als »Knotenpunkt« der ländlichen Entwicklung (Dehne & Neubauer 2018, S. 1056) – sehen sich aber selten in der autoritären *Führung*. Ihre Regionen sind – zumindest für Fördermittelantragsbeschreibungen – Landkreise, Naturräume, Gemeinden mit einer gemeinsamen Aussicht auf einen Berg oder andere Konstellationen von gleichgesinnten Kommunen in einem gewissen Ausmaß. Aber die Praxis im Alltag mit ihren Projekten, Personal, *Jour-fixe*-Terminen der Bürgermeister:innen und Netzwerktreffen ist die eigentliche Region, und sie wird im Wesentlichen von den Regionalmanager:innen gestaltet und begleitet. Denn Regionalmanagement ist – wie in diesem Beitrag gezeigt wurde – eine Kommunikations- und Kooperationsaufgabe. Doch aus diesem immateriellen Verständnis von Region wachsen materielle Zeichen. Die vielen Projekte, die um-

gesetzt werden, machen die Region sichtbar. Immer mehr Regionen sehen deshalb Regionalmanagement sogar als Teil der sozialen Infrastruktur eines Raumes an, wie auch immer der Kooperationsraum definiert wird.

Ein Regionalmanagement soll vor allem die ländliche Regionalentwicklung fördern, indem es vorhandene Ressourcen bündelt, Prozesse koordiniert und Synergien (zum Beispiel zwischen Fachverwaltungen, Gebietskörperschaften, regionalen Unternehmen und Akteur:innen der Zivilgesellschaft) sucht. Deshalb agiert das Regionalmanagement elegant und charmant zwischen diesen verschiedenen *Welten*.

Literatur

- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (2020). Erfolgsgeschichten ländlicher Entwicklungen. Ausgewählte Beispiele zur Verbesserung der Lebensverhältnisse auf dem Land. Abrufbar auf: https://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/laendliche-entwicklung-erfolgsgeschichten.pdf?__blob=publicationFile&v=9 [Zugriff: 23. Januar 2022].
- Caesar, B. & Pallagst, K. (Hg.) (2021). *Handlungsbedarfe für die Raumentwicklung der Großregion aus Sicht der Forschung*. UniGR-CBS Policy Paper Vol. 2. Trier: Universität Trier. <https://doi.org/10.25353/ubtr-xxxx-89c4-3bae>.
- Dehne, P. & Neubauer, A. (2018). Integrierte ländliche Entwicklung. In: *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 1051-1061. Hannover: ARL.
- Drucker, P. (1999). *Management. Tasks, Responsibilities, Practices*. London: Routledge.
- Europäische Kommission (2022). *LEADER/CLLD: Was ist das?* Abrufbar auf: https://enrd.ec.europa.eu/leader-clld/leader-toolkit/leaderclld-explained_de [Zugriff: 25. Januar 2022].
- European Network for Rural Development (2018). *LEADER/CLLD*. Abrufbar auf: https://enrd.ec.europa.eu/leader-clld_de [Zugriff: 31. Mai 2022].
- Evers, J., & Kleinfeld, R. (2018). Regionalmanagement und soziale Innovation. In: *Soziale Innovationen lokal gestalten*, 329-344. Wiesbaden: Springer VS.
- Gerend, J. (2020). Lessons in Rural Persuasion: Village Infill Development in Bavaria, Germany. *Sustainability*, 12(20): 8678. <https://doi.org/10.3390/su12208678>.
- Heintel, M. (2018). Regionalmanagement. In: *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 2023-2028. Hannover: ARL.
- Miselerland Moselfranken. *Das erste, transnationale LEADER-Entwicklungskonzept* Abrufbar auf: <https://leader-miselerland-moselfranken.eu/leader-miselerland-moselfranken/#03> [Zugriff: 25. Januar 2022].
- Othengrafen, F., Greinke, L., & Danielzyk, R. (2021). Multilokalität und gleichwertige Lebensverhältnisse: Handlungsansätze von Regionalplanung und-manage-

- ment. In: *Temporäre An-und Abwesenheiten in ländlichen Räumen*, 131-145. Wiesbaden: Springer VS.
- Paasi, A., Ferdoush, M.A., Jones, R., Murphy, A.B., Agnew, J., Espejo, P.O., Fall, J.J. & Peterle, G., (2022). Locating the territoriality of territory in border studies. *Political Geography*, 95(1): 102584. <https://doi.org/10.1016/j.polgeo.2021.102584>.
- Paasi, A., & Metzger, J. (2017). Foregrounding the region. *Regional Studies*, 51(1): 19-30. <https://doi.org/10.1080/00343404.2016.1239818>.
- Strunz, J. (1998). Das Regionalmanagement – eine Aufgabe für Regionalplaner. *Raumforschung und Raumordnung*, 56(5): 435-442.
- Weber, F. (2013). Naturparke–ländliche Räume–Regionalentwicklung. In: *Naturparke als Manager einer nachhaltigen Regionalentwicklung*, 27-102. Wiesbaden: Springer VS.

Die Genussregion

Tilo Felgenhauer

GENUSSregion...

Die *Genussregion* klingt wie ein Versprechen. Im Gegensatz zu vielen anderen Komposita der Region stehen nicht geographische Ordnung, Planung und Rationalität im Vordergrund, sondern Freude und Glück, die das Regionale spenden soll. Was das ungefähr heißen kann, erschließt sich nach einem nicht-repräsentativen, virtuellen Bummel durch die Landschaft der Genussregionen schnell: Es geht hauptsächlich um den kulinarischen Genuss von regionalen Spezialitäten, womit sich – den üblichen Rhetoriken der Genussregion folgend – sogleich ein Genuss von Kultur, Region und Tradition verbinden soll. Die *Genussregion Oberfranken* zum Beispiel verkündet: »...wir sprechen Kulinarisch!«.

Die Suche bei Google verzeichnet außerdem hunderttausende Treffer für den Begriff. Im gesamten deutschen Sprachraum finden sich *Genussregionen*, von der *Genussregion Oberfranken* über die *Genussregion Niederrhein*, sogar in Preußen soll nun der Genuss zuhause sein (*Genussregion Ruppin*), bis hin zur ein ganzes Land umfassenden *Genussregion Österreich* (die aber bei genauer Inaugenscheinnahme selbst wieder über 100 kleinere Genussregionen *enthält*, die direkt mit den Bezeichnungen regionaler Spezialitäten synonym gehen¹). Vom *Genuss* jedenfalls können die Werbenden gar nicht genug bekommen; wir lesen zur *Genussregion Elsass Nord*: »Wandergenuss pur *genießen* Sie auf einer Reise mit dem Wohnmobil im gesamten Elsass – egal, ob in den Vogesen oder in den Wein- und *Genussregionen* am Oberrhein« (Hervorhebung durch den Verfasser). Die *Genussregion Saarland* empfiehlt, einem *Genuss-Ratgeber* auf eine *Genuss-Tour* zu folgen, zum *Genussproduzenten* oder zum *Genussgastwirt*, am Waginger See erleben wir *Genusswochen* und hören *Genussgeschichten* oder wir folgen den *Genussrouten* in West-Tirol. In Wilchingen (Schweiz) finden wir das *Genussherz* – aus Kalkstein.

1 Die Genussregionen Österreichs definieren sich ganz unmittelbar über kulinarische Spezialitäten. In dieser Liste findet sich bemerkenswerterweise auch ein *Ungarisches Steppenrind*.

Zumeist steht *Genussregion* für ein mehr oder weniger umfassendes Marketingkonzept, welches regionale Erzeuger:innen von Lebensmitteln² und gastronomische Dienstleister:innen bei der Bewerbung ihrer Angebote unterstützen und Synergien in der regionalen Wirtschaft heben soll. Die Sichtbarkeit soll gesteigert werden. Einzigartigkeit wird suggeriert. Insgesamt aber steht die Häufigkeit der Verwendung des Begriffes *Genussregion* und seine zunehmende Beliebtheit im Regionalmarketing im Gegensatz zu dessen fehlender genauer semantischer Bestimmung – in den Werbematerialien, aber auch in den zugrunde liegenden Konzeptpapieren. Die Besetzung des Begriffes geschieht meist wenig originell und reflektiert. Man vertraut offenbar weitgehend auf eine, wenn nicht konkrete, so doch weitgehend positive Deutung des Begriffes durch das Publikum. Es werden einfach zahlreiche konkrete regionale Objekte und Praktiken gedanklich eng oder lose an ihn geknüpft (siehe oben).

...und GenussREGION

Ist der positiv-unkonkrete Klang des Begriffes erst einmal verhallt, kommen weitere Fragen auf: Werden nur besondere Regionen in den Adelsstand der *Genussregion* erhoben? Geht es um Genuss *in* der Region? Soll das Regionale insgesamt Gegenstand des Genusses sein? Wird also die Region selbst genossen? Oder ist der Genuss einfach *eine* Facette des Regionalen neben anderen, die sich prinzipiell in allen Regionen findet? Genau dieser Verdacht kommt auf, wenn man sich in die Reiter der Homepages des zeitgenössischen Regionalmarketings vertieft – dann gibt es eben die Genussregion x wie auch die gleichnamige Bildungs-, Wirtschafts-, Wander- und Kulturregion x. Genussregion scheint also immer mehr zu *einer* Facette des Regionalen zu werden, als dass der Begriff eine bestimmte Sorte von Regionen auszeichnet. Für diese These spricht auch, dass der Distinktionswert angesichts sich inflationär vermehrender Genussregionen geringer zu werden scheint. Eher gilt, dass man es sich immer weniger leisten kann, das Label Genussregion *nicht* für sich zu reklamieren, als dass es zur Abgrenzung von anderen Regionen noch besonders gut taugt.

Im Folgenden soll eine Lesart erprobt werden, die an der Schnittstelle von Gesellschaft und Raum ansetzt: Wofür steht der Begriff *Genuss* im Zusammenhang mit Region bzw. wofür könnte er stehen? Darüber hinaus soll der Beitrag zwei weitere Aspekte behandeln. Erstens: die *Genussregion* in den Kontext des Zeitgeistes einordnen – welche gesellschaftlichen Entwicklungen drücken sich in ihm aus?

2 Zur umfassenden Forschung zu sogenannten Regionalprodukten im deutschen Sprachraum siehe stellvertretend: Ermann 2005, Gelinsky 2006, Felgenhauer 2007.

Und zweitens: (Wie) ließe er sich in seinem Gehalt tatsächlich von einem Modebegriff hin zu einem Leitbild für die Region weiterentwickeln?

Die Genussregion – gelesen als Ausdruck des gesellschaftlichen Zeitgeistes

Warum so oft und scheinbar unbedingt *Genussregion*? Nun, *Region* ist vielleicht derjenige Raumbegriff, der als eine offene, wenig fixierte Form von Räumlichkeit besonders geeignet ist, um Bewegungen des Zeitgeistes sensibel und flexibel zu spiegeln. Er ist geeignet, die soziale Konstruiertheit, die Bedeutungsvielfalt und Wandelbarkeit des Räumlichen unmittelbarer zu zeigen als etwa die *harten*, vergleichsweise statischen Territorialisierungen der Staaten oder Gemeinden. Besonders im Begriff Genussregion zeigt sich diese Offenheit des Regionsbegriffs für neue semantische Verschränkungen, die anderen Raumbegriffen offenbar abgeht.³ Vielleicht funktioniert die Semantik der *Genussregion* auch deshalb besonders gut, weil die Region als Raumausschnitt mittlerer Maßstabebene (so eine häufig zu lesende Definition) der Ort ist, an dem abstrakte, symbolische Imaginationen und Konstruktionen ebenso präsent sind wie das unmittelbare, affektive Erleben vor Ort. Oder noch enger zusammengedacht: Symbolische Vorstellungen können direkt an authentische Erfahrungen vor Ort andocken.

Warum jetzt? Die Genussregion meint einen, wie noch genauer zu zeigen sein wird, bewussten, reflektierten und aktiven Genuss – die Angebote der Genussregion sollen nicht oberflächlich, reflexhaft und flüchtig aufgenommen, sondern im Idealfall durch die gebildeten, informierten und interessierten Konsument:innen aktiv erlebt werden. Es bedarf eines Wissens über die und einer ästhetischen Zuwendung hin zur Region, um den Versprechen der Genussregion zu folgen bzw. diese überhaupt verstehen zu können. Das bewegt sich etwa zwischen moralischem Konsum und Slowfood-Bewegung, zwischen Tradition und Distinktion, zwischen Bodenständigkeit und symbolischer Überhöhung.

Damit spiegelt die Genussregion grundlegendere Bewegungen der zweiten Moderne – eine Moderne, die sich vom linearen Fortschritts- und Wachstumsdenken verabschiedet und stattdessen im Modus der Selbstreflexion moderne Kulturformen und Konsumstile kritisch hinterfragt. So ist die Suche nach »Resonanz« (Rosa 2016), nach einer »antwortenden« Welt, kennzeichnend für die Sinnsuche der Subjekte in der zweiten Moderne. Entschleunigung als Gegenstrategie zu den Pathologien der klassischen Moderne ist die neue Form der Alltagspraxis, die erst erreicht

3 Auch wenn einem hin und wieder, aber eben seltener, ein »Genussland« und eine »Genussmetropole« begegnet (z.B. die »Genusshauptstadt« Graz).

sein muss, um die Welterfahrung »zum Schwingen« zu bringen. Die Genussregion wäre so verstanden ein Gegenbild zur Nutzenmaximierung, zum All-Inclusive und zur hektischen Mobilität. Und die gleichzeitig steigende spätmoderne Wertschätzung des Einzigartigen, wie sie von Andreas Reckwitz (2019) mit dem Begriff der *Singularität* adressiert wird, steht gegen die Vermassung und Industrialisierung, der sich mit dem Bedeutungsgehalt der Genussregion auszeichnet begegnen lässt: Die »Besonderung« der zu genießenden regionalen Spezialitäten spiegelt einen vermeintlich »guten Individualismus«, weil er langsam, welt-bewusst und dosiert operiert. Singulär und als einzigartig versteht sich dabei nicht nur das zu konsumierende Gut, sondern auch Konsument:innen – aber nicht im Sinne eines kalten Egoismus, sondern in Form eines gesteigerten »Bei-sich-Seins«. Im *less is more*, in der Freude am Kleinen, in der vermeintlichen Bescheidenheit der Besucher:innen der Genussregion, träfe sich im besten Falle die Idee einer maßvollen, post-materialistischen Moderne mit der – realen und/oder imaginierten – lokalen Tradition.

Zur Philosophie des Genusses

Was sich im Abgleich mit den soziologischen Gegenwartsdiagnosen deutlich zeigt, ist eine eigentlich positive gesamtgesellschaftliche Grundhaltung gegenüber dem Genuss. Natürlich wird milieuspezifisch unterschiedlich gedacht und eben genossen, aber zu genießen, Freude zu empfinden, sind geradezu Imperative der Freizeitgesellschaft geworden. Der über Jahrhunderte geltende Gegensatz von Genuss und Moral (Klein & Müller 2002) wird jedenfalls zunehmend durchlässiger, wenngleich natürlich nicht jede Form von Genuss dieselbe gesellschaftliche Akzeptanz, nun ja, genießt. Man könnte das philosophische Feld grob in drei Perspektiven auf den Genuss einteilen, die gleichzeitig eine Geschichte der Versöhnung von Genuss und Moral erzählen.

Affektiv-lustbezogener Genuss (und entsprechende Kritik)

Die erste dieser Perspektiven versteht Genuss als unmittelbar, sinnlich, unreflektiert, leiblich, subjektiv und rauschhaft. Echter, intensiver und tief empfundener Genuss entsteht dann aus einer Selbst- und Weltvergessenheit heraus, wenn nur die eigenen Sinne und Gefühle ge- und erspürt werden. Damit ist dieser Genuss auch ein sehr gegenwärtiger, auf den Moment bezogener. Robert Pfaller (2013, S. 17ff.) vermisst diese Form des Genusses als Feier des Lebens und verteidigt sie gegen ihre gesellschaftliche und rationale Einhegung, gegen eine aus seiner Sicht genussfeindliche Gegenwart. In Nietzsches Begriff des *Dionysischen* (Safranski 2000, S. 59f.) klingt ein verwandter, aber eigentlich noch viel umfassender Sinngehalt an,

der ein Gegenstück zu Kontrolle, Ordnung, Plan und Strategie (dem *Apollinischen*) darstellt. Ekstatischer, rauschhafter und kollektiver Genuss wäre ein Ausdruck für das Dionysische, welches als eine Art Urkraft des Lebens beständig unter der Oberfläche der Kultur wirkt.

Die Bedeutung von Kultur, Tugend und Vernunft *gegen* den rauschhaften, leiblichen Genuss wurde dagegen von der langen Linie der Genuss-Kritik betont. So haben schon die Stoiker:innen die Glückseligkeit des Menschen genau nicht im Erleben von rauschhaften Glücksmomenten gesehen, sondern im systematischen Erkennen des Vernünftigen und nachhaltig Bedürfnisgerechten und Bekömmlichen. Schon hier wird die Tugend gegen den Genuss gestellt. Das Bild, nachdem das Leben einen Kampf mit den Affekten darstellt, sodass Genuss und Moral einen eindeutigen Gegensatz bilden, wird dann auch bei Kant und Hegel erneuert. Hier hat der Genuss einen schlechten Stand: »Für Kant verwirkt ein Leben, das auf Genuß ausgerichtet ist, sogar seinen Sinn« (Klein & Müller 2002, S. XIII).

Reflektiert-bildender Genuss

Die zweite Perspektive auf Genuss geht von Epikur aus: Genuss wird nicht als zu zählendes Hindernis auf dem Weg zu echter Humanität gesehen, sondern als eine Art wertvoller Bildungskompass: »Der Anfang und die Wurzel alles Guten ist die Lust des Bauches. Denn auch die gelehrten und hochgestochenen Dinge beziehen sich auf die zurück« (Klein & Müller 2002, S. XII). Damit ist die Verbindung zwischen leiblicher und geistiger Lust hergestellt. Es geht um einen reflektierten, verfeinerten, dosierten Genuss; um ein *wissendes* Genießen. Verfeinerter Genuss ist nicht das Gegenstück zu, sondern der Ausdruck von Kultur. Im Dandy findet dieses Denken seine Heldenfigur in der Moderne: Im Wissen um Nuancen und Stile, selbstironisch und gebildet, wendet er sich den erlesenen, eben nicht beliebigen, Genüssen zu. Es geht nicht um Reizintensität, sondern um kulturellen Ausdruck. Wolfgang Klein (2002, S. 230) hat zu Recht betont, dass dieses Genießen eine andauernde Anstrengung bedeutet. Bei Gero von Randow finden wir gleich »zehn goldene Regeln des Genießens« (v. Randow 2004, S. 216ff.). Das heißt Arbeit an der eigenen Geschmacksbildung; im Wortsinne selbst-bezogen, aber natürlich eng verbunden mit gesellschaftlicher Distinktion und Konvention (Ermann et al. 2018, S. 139).

Tugendhaft-sozialer Genuss

In dieser dritten Perspektive wird der Gegensatz von Genuss und Moral am konsequentesten aufgelöst. Tugend und Moral werden durch Genuss nicht nur nicht beschädigt, sondern sind unmittelbar in die Vorstellung und Praxis des Genießens eingewoben. Der moralische Konsum ist der vielleicht deutlichste Ausdruck davon.

Gute (= faire, nachhaltige, wertige) Produkte befördern nicht nur bewusstes Genießen (siehe oben), sondern vermitteln Genuss geradezu als einen Dienst an der Gesellschaft (*Shopping for a Better World*, Tepper Marlin et al. 1992; Grauel 2013). Diese wachsende Akzeptanz, ja Betonung von Genuss als Quelle des Gesellschaftlichen, spiegelt sich in der philosophischen Diskussion um den Hedonismus als diejenige Lehre, die das Streben nach Glück und Freude (*enjoyment*; Crisp 2006) und umgekehrt die Vermeidung von Schmerz als die zentralen Orientierungen im menschlichen Handeln ansieht. Diese Sichtweise wurde lange Zeit diskreditiert. Man nahm an, dass andere Aspekte wie zum Beispiel rationaler ökonomischer Nutzen, die Orientierung an lebensnotwendigen Grundbedürfnissen oder auch altruistische Motive prägender sind. Dagegen gibt es aktuell normative hedonistische Modelle kollektiver Wohlfahrt, die weg vom Nutzen, Zweck und der reinen Vernunft, hin zum Glück denken (Hausman 2010).

Hermeneutische Versuche um die Frage: Ist die Genussregion eine Komfortzone?

Wie spiegeln sich nun diese verschiedenen Facetten des Genusses und Genießens im Topos der Genussregion? Die erste Ebene des unmittelbar-affektiven Genusses ist zunächst einmal in soziologischen Deutungen des *Tourismus* verarbeitet, der mit der Genussregion grundsätzlich eng verbunden scheint: Die Genussregion soll ja nicht nur aus der Ferne gewürdigt, sondern am besten vor Ort – mit allen Sinnen – erfahren werden. Die Genussregion scheint ohne physische Mobilität und den Aufenthalt vor Ort nur unvollständig erlebbar – allenfalls die transportablen Spezialitäten der Region könnten sich natürlich umgekehrt auf den Weg zu den Konsument:innen machen. Das ist aber – glaubt man den Marketingstrateg:innen – dann nur die halbe Genussregion. Und der Tourismus verspricht nun traditionell ein Erlebnis, welches dem unmittelbar affektzentrierten Genuss der (Glücks-)Momente und dem Dionysischen bei Nietzsche sehr ähnlich sieht: Die Strukturlockerung durch Ortswechsel (Pott 2014, S. 259f.) dient dem Heraustreten aus dem kontrollierten, fremdbestimmten und getakteten Alltag (das Apollinische hinter sich lassen!). Es dominiert der Konsum, das Geld sitzt locker und wird rauschhaft ver(sch)wendet (Hennig 1997, S. 47f.) für Müßiggang, Tanzen und Feiern, auch unter Zuhilfenahme von Alkohol und anderen Rauschmitteln. Der ursprüngliche Gegensatz zwischen Genuss und Moral ist dabei stets klar markiert: Zuhause herrscht die Moral, im Urlaub der Genuss.

Zu dieser Frontstellung im klassischen Massentourismus passt die Genussregion aber nur sehr bedingt. Zwar geht es schon auch um eine Art Selbstfindung qua Sonderraum. Die Idee von Genuss als unmittelbar, rauschhaft und affektgeprägt findet sich aber eher selten in den üblichen Marketingkampagnen der Ge-

nussregionen. Spuren davon sind vielleicht in der Bilderwelt der regionalen kulinarischen Spezialitäten zu finden, die natürlich auch ohne regionalgeographische Schulung der Sinne appetitlich und sinnlich ansprechend wirken wollen. Meist bedarf es aber eines geschulten ästhetischen Empfindens und einer wissenden Wertschätzung, um die Angebote der Genussregion *richtig* verstehen und zum Beispiel landschaftlich und historisch einordnen zu können. Beispiel *Genussregion Oberösterreich*: »...die Vielfalt der oberösterreichischen Landschaft bringt auch eine Vielfalt an kulinarischen Spezialitäten hervor«. Da befindet man sich natürlich direkt im zweiten Genuss-Verständnis individuellen, verfeinerten, dosierten und bewussten Genießens. Genuss als verfeinertes Erleben, das der Bildung und Kennerschaft bedarf und diese umgekehrt fördert. Die Tourist:innen und Konsument:innen der Genussregion werden angesprochen und verstehen sich selbst als bewusst und reflektiert in ihrer Weltzuwendung. Erholung wird nicht durch *Abschalten* angestrebt, sondern durch achtsames, sensibles Erleben der regionalen Umgebung und ihrer *Schätze*. Dieser langsame Genuss ist auch schon nach kurzer Fahrt zu haben; er basiert ja gerade auf Kleinräumigkeit und lokaler Identität (so wirbt die Genussregion Altes Land mit »Kulinarik vor der Haustür«; »zu Hause schmeckt's am besten« verspricht die Genussregion Saarland – was übrigens wörtlich genommen ein wunderbar missverständliches Fazit nach einem gastronomischen Ausflug darstellte). Doch die logistische und die kognitive Erreichbarkeit sind zwei verschiedene Paar Schuhe. Das Besondere ist nur leicht erreichbar, wenn man sich darauf einlässt. Die Reise in die Genussregion bedarf der Kennerschaft. Und deshalb muss umfassend markiert, erklärt und kommuniziert werden, welche als authentisch und einzigartig präsentierten Produkte unter dem Label Genussregion die besondere Wertschätzung der Konsument:innen verdienen. Narrative komplizierter historischer Verwicklungen, eigenwilliger Zubereitungsweisen, seltener Zutaten etc. befördern die Besonderung der Spezialitäten der Genussregion. Der Effekt einer *heimischen Exotik* ist dann am Ende nur mehr ein scheinbares Paradox.

Sind Konsument:innen in diesem Sinne kalibriert, ist der nächste Schritt zur Versöhnung von Genuss und Moral durch die Genussregion gar nicht mehr groß, er folgt fast logisch: Die Genussregion stützt direkt den moralischen Konsum; regionale Produkte sind *gute* Produkte, dem Boden, dem *terroir* gleichsam entwachsen und verbunden, fair und nachhaltig erzeugt, dabei unverwechselbar und deshalb pflegens- und schützenswert. Tourismus, Konsum und Genuss werden im Sinnhorizont der Genussregion geradezu zu notwendigen Praktiken der Kulturlandschaftspflege (gemacht). Derart aufgeladene Produkte und Symbole der Genussregion bestehen in der Regel sogar vor dem Tribunal der Selbstoptimierung und den gesellschaftlichen, beständig *rejustierten* Erwartungen an gesunde Ernährung: Sind Käse, Blutwurst, Bier und Schnaps sonst geächtet – im Deutungshorizont der Genussregion verblasst der Nährwert gegenüber der kulturgeographischen Symbolisierung.

Es lässt sich recht klar bilanzieren: Die Genussregion ist keine reine *Komfortzone*. Der Gast muss gewissermaßen mitarbeiten: durch Bildung, Bewusstheit und aktive Aneignung. Simple Vergnügen ist (leider?) selten gemeint (ironischerweise auch dann nicht, wenn von der Einfachheit und Ursprünglichkeit der Produkte geschwärmt wird). Der Genuss bleibt letztlich kontrolliert und folgt dem Skript kultivierter Formen der Aneignung der Produkte (im Sinne von: Sehe und schmecke ich richtig?). Das Affektive wird so auf kommunikativem Wege vom eigentlich Vorsprachlichen bzw. Unaussprechlichen direkt zum expliziten Thema der Marktansprache gemacht und – im Idealfall gelingender Kommunikation – zum Gegenstand der *Selbstbeobachtung* der Genießenden.

Schlussfolgerungen: Ein sanfter Hedonismus als Leitbild der Regionalentwicklung?

Wechselte man von einer hermeneutischen zu einer normativen Perspektive, stellt sich die Frage, in welche Richtung die *Genussregion* zukünftig zu entwickeln wäre. Lässt sich mit der Genussregion gar ein kohärentes Leitbild der Regionalentwicklung erzeugen? Dazu abschließend drei Angebote.

Die Genussregion als Element neoliberaler Marketingkonzepte

In diesem Rahmen betrachtet – der bei aktuellen empirischen Beispielen zu dominieren scheint – folgt die *Genussregion* den klassischen Forderungen einer neoliberal/kompetitiven Logik: Werde wettbewerbs- und innovationsfähig! Werde effizient, beweglich und fit für die Zukunft! Vermarkte ein positives und einmaliges Bild der Region! Steigere Sichtbarkeit und Bekanntheit der Region! Die *Genussregion* ist dann in ihrer Semantik nicht selbst als rückseitiges Leitbild, also für ihre Initiator:innen, wirksam, sondern bildet eines von vielen Elementen einer professionellen Kommunikationsstrategie. Dabei ergibt sich das Problem, dass der Hintergrund des globalen Standortwettbewerbs eine denkbar freudlose und genussferne Angelegenheit ist, sodass die Bedeutung von Genuss geradezu im Gegensatz zu den skizzierten Wettbewerbsimperativen zu stehen scheint. Hier Leistung – dort Müßiggang; hier der Affekt – dort strenge Rationalität und Effizienz; hier der ästhetisch-musische Weltzugang – dort die Ökonomie als Anfangs- und Endpunkt regionsbezogenen Handelns. Wenigstens vordergründig lässt sich dieser Gegensatz aber versöhnen. So ist es ja gerade ein Teil der DNA neoliberaler Marketingstrategien geworden, mit den Mitteln der Festivalisierung eine regionale Eventkultur zu befördern und attraktive *Leuchtturmprojekte* überregional zu vermarkten. Das Inszenierte, die Feier, der scheinbar irrationale Verbrauch von Ressourcen (man denke nur an das beliebte Höhenfeuerwerk als pflichtgemäßen

Abschluss eines jeden Regionalevents) – diese Elemente sind Teil professioneller Marketingstrategien *und* bilden gleichzeitig eine Brücke zum Genuss. Sie sind als weithin sicht- und hörbares Genussversprechen zu verstehen, bleiben aber rückseitig der strengen ökonomischen Verwertungslogik verpflichtet. Halbvoll ist das Glas *Genussregion* aber insofern, weil immerhin zugestanden wird, dass das äußerlich rauschhafte Event seinen *return* auf sehr indirektem Wege liefern darf, in Form eines langfristigen und oft ungewissen Imagegewinns. Paradoxien wie die lukrative Verschwendung, der zweckrationale Rausch oder Spaß und Genuss als *asset* gehören gewissermaßen zur inneren Logik dieser Konstruktion von *Genussregion*.

Die *Genussregion* als Vermittlungsrahmen lokaler Eigenart und Tradition

Wie oben bereits genauer erläutert, betont die *Genussregion* fast immer auch eine lokale Eigenart und Tradition; nicht nur im Sinne eines dankbaren Marketingmotivs, sondern als durchaus substanziellen (oder substanzialistischen?) regionalen Handlungs- und Orientierungsrahmen. Kulturlandschaftsschutz, Slow Food, regionale Spezialitäten werden nicht nur als Kuriosität und Besonderheit im Sinne eines *Alleinstellungsmerkmals*, sondern als identitätsstiftendes Gemeingut konstruiert (und oft auch zertifiziert). Das Kontemplative, Rituelle, Affektive der Tradition, die Einzigartigkeit qua lokaler Besonderung (Reckwitz 2019, S. 382ff.) erscheint dabei als besonders anschlussfähig mit dem Bedeutungsgehalt der Genussregion. Auf dem ersten Blick scheint es, dass durch sie Ökonomie, Lebensart, Sinnstiftung und Genuss elegant verbunden werden: Der Genuss lokaler traditioneller Spezialitäten und lokaler Kultur verbindet Ökonomie, Nachhaltigkeit und *wellbeing* von Besucher:innen und Bewohner:innen der Region und wird, trotz oder gerade wegen der Betonung von Tradition und lokaler Eigenart, zukunftsfähig und nachhaltig.

Nimmt man aber Tradition und lokale Bindung ernst, ergeben sich dadurch nicht nur bekannte praktische Beschränkungen des (z.B. ökonomischen) Handelns. Es werden auf dem zweiten Blick auch semantische Brüche im Bezug zum Genuss erkennbar. So lässt eine tatsächlich existenzielle Verbindung zum Boden eigentlich wenig Raum für Genuss. Wer regionale Tradition ernst nimmt, ruft damit auch Bedeutungen wie Arbeit, Fleiß, Kargheit, Beschränktheit und Bescheidenheit des Lokalen und dessen Provinzialität auf. Allesamt hinderlich für die Konstruktion der *Genussregion*. Auch das hedonistische, spielerische, leicht ironisierte Verhältnis zur Region ist hier nicht zu erwarten.⁴ *Genussregion* müsste also neu gedacht werden, jenseits neoliberaler Logiken und konservativer Rückwärtsorientierung.

4 Im Gegenteil erhält z.B. das Adjektiv »bierernst« im Kontext der Verteidigung regionaler Eigenart einen allzu wörtlichen Klang.

Die Vision der *Genussregion* als Leitbild einer zweiten Moderne

Es ist hier als Ausblick durchaus ein Drittes denkbar, welches möglichst unmittelbar von den gedanklichen Perspektiven auf den *Genuss* zehrt. Die *Genussregion* müsste sich weder in den Schraubstock ökonomischer Verwertungslogiken spannen lassen noch als Konserve lokaler Tradition konstruiert werden. *Genuss* wäre nicht nur für die Besucher:innen (als Kund:innen) gedacht, sondern auch und gerade für die Bewohner:innen. Dabei gilt es, die strategischen Zügel zu lockern und eine zeitgemäße Langsamkeit und Achtsamkeit walten zu lassen. Ein vertieftes Erleben des Lokalen im *Genuss* schafft Identität, Bindung und am Ende, im Nebeneffekt, eine gelingende regionale Entwicklung. So wie sich der *Genussradler* vom *Rennradfahrer* mit Wettbewerbsambitionen unterscheidet, steigt die *Region* einmal ganz bewusst aus dem *Hamsterrad* der globalen Wettbewerbsfähigkeit aus, ignoriert die üblichen ökonomischen Indikatoren und Output-Logiken und orientiert sich an einem neuen »wellbeing« (Fudge et al. 2021). Die kommenden Jahrzehnte werden ohnehin noch zahlreiche, vor allem ökologiegetriebene, Kränkungen des klassischen Wachstums- und Leistungsdenkens in allen möglichen Gesellschaftsbereichen bereithalten. Der Erfolg von wahrhaften *Genussregionen* wäre dann sicher eine der sympathischeren Folgen. Im Horizont von Postmaterialismus, Resonanz, Entschleunigung und Singularisierung tut sich ein spielerisches Handlungsfeld auf, welches die Wandelbarkeit mit der Authentizität des Regionalen im *Genuss* zu verbinden vermag. Ein *sanfter Hedonismus* könnte die Besonderheit der *Region* genießen und wertschätzen, ohne dabei auf eine Prise Selbstironie zu verzichten. Der *Genuss* kann dem Regionalen das Spielerische und Freudvolle geben, über das es kulturhistorisch eigentlich nicht verfügt. Dann ist das Regionale nicht nur Quelle von Identität, Sicherheit und Stabilität, sondern von Freude – die *Schwere des Bodens* wandelte sich im günstigen Fall zu einer Bühne des Spiels und eben des Genießens.

Literatur

- Crisp, R. (2006). Hedonism reconsidered. *Philosophy and Phenomenological Research*, 73(3): 619–645. <https://doi.org/10.1111/j.1933-1592.2006.tb00551.x>.
- Ermann, U. (2005). *Regionalprodukte: Vernetzungen und Grenzziehungen bei der Regionalisierung von Nahrungsmitteln*. Stuttgart: Steiner.
- Ermann, U., Langthaler, E., Penker, M. & Schermer, M. (2018). *Agro-Food Studies*. Wien: Böhlau (UTB).
- Felgenhauer, T. (2007). »Ich bin Thüringer, ... und was isst Du?« – Regionenbezogene Konsumtion und Marketingkommunikation am Beispiel »Original Thüringer Qualität«. In: Werlen, B. (Hg.) *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*.

- Band 3: *Ausgangspunkte und Befunde empirischer Forschung*, 47-67, Stuttgart: Steiner.
- Fudge, M., Ogier, E., Alexander, K. (2021). Emerging functions of the wellbeing concept in regional development scholarship. *Environmental Science and Policy*, 115: 143-150. <https://doi.org/10.1016/j.envsci.2020.10.005>.
- Gelinsky, E. (2006). Landschaft essen – oder: Wie das Emmentaler Käse kommt. In: Lossau, J. & Flitner, M. (Hg.) *Themenorte*, 125-144, Berlin: LIT.
- Grael, J. (2013). *Gesundheit, Genuss und gutes Gewissen. Über Lebensmittelkonsum und Alltagsmoral*. Bielefeld: transcript.
- Hausman, D. (2010). Hedonism and Welfare Economics. *Economics and Philosophy*, 26: 321-344. <https://doi.org/10.1017/S0266267110000398>.
- Hennig, C. (1997). Reiselust. Touristen, Tourismus und Urlaubskultur. Frankfurt: Suhrkamp.
- Klein, W. (2002). Der wahre Held amüsiert sich ganz alleine. In: Klein, W. & Müller, E. (Hg.) *Genuss und Egoismus. Zur Kritik ihrer geschichtlichen Verknüpfung*, 227-238, Berlin: Akademie. <https://doi.org/10.1524/9783050078991.226>.
- Klein, W. & Müller, E. (2002). Einleitung, In: Klein, W. & Müller, E. (Hg.) *Genuss und Egoismus. Zur Kritik ihrer geschichtlichen Verknüpfung*, IX-XX, Berlin: Akademie. <https://doi.org/10.1524/9783050078991.ix>.
- Pfaller, R. (2013). Wofür es sich zu leben lohnt. Elemente materialistischer Philosophie. Frankfurt: Fischer.
- Pott, A. (2014). Reisen. In: Lossau, J., Freytag, T. & Lippuner, R. (Hg.) *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*, 258-270, Stuttgart: Ulmer (UTB).
- Randow, G. v. (2004). *Genießen. Eine Ausschweifung*. München: dtv.
- Reckwitz, A. (2019). *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2016). *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin: Suhrkamp.
- Safranski, R. (2000). *Nietzsche. Biographie seines Denkens*. Hamburg: SPIEGEL-Verlag.
- Tepper Marlin, A., Schorsch, J., Swaab, E. & Will, R. (1992). *Shopping for a Better World*. New York: Ballantine.

Liste der Websites der Genussregionen

- Genussregion Altes Land am Elbstrom (Tourismusverband Landkreis Stade/Elbe e.V., Grünendeich), Abrufbar auf: <https://www.urlaubsregion-altesland.de/erlebnisse/landerlebnisse-genuss/kulinarik/genussregion-kulinarik-vor-der-haustuer.html> [Zugriff: 30. Januar 2022].
- Genussregion Elsass Nord (Verlag Mobil & Aktiv Erleben, Wohnmobil-Reiseführer, Waldkirch-Kollnau, Johannes Hünerfeld), Abrufbar auf: <https://www.mobil->

und-aktiv-erleben.de/links/elsass-und-vogesen-1/genussregion-elsass-nord/
[Zugriff: 30. Januar 2022].

Genussregion Niederrhein (Genussregion Niederrhein e.V., Wesel), Abrufbar auf:
<https://www.genussregion-niederrhein.de/> [Zugriff: 30. Januar 2022].

Genussregion Oberfranken (Genussregion Oberfranken e.V., Kulmbach), Abrufbar
auf: <https://www.genussregion-oberfranken.de/> [Zugriff: 30. Januar 2022].

Genussregion Oberösterreich (Agrarmarkt Austria Marketing GesmbH, Wien), Ab-
rufbar auf: <https://www.genussregionen.at/de/region/oberosterreich> [Zugriff:
30. Januar 2022].

Genussregion(en) Österreich (Agrarmarkt Austria Marketing GesmbH, Wien), Ab-
rufbar auf: <https://www.genussregionen.at/> [Zugriff: 30. Januar 2022].

Genussregion Ruppín (Resort Mark Brandenburg, Neuruppín), Abrufbar auf: <https://www.resort-mark-brandenburg.de> [Zugriff: 30. Januar 2022].

Genussregion Saarland (TZS Tourismus-Zentrale Saarland GmbH, Saarbrücken),
Abrufbar auf: [https://www.tourismuslotse.saarland/partnernetzwerke/genuss-
-region-saarland/](https://www.tourismuslotse.saarland/partnernetzwerke/genuss-region-saarland/) [Zugriff: 30. Januar 2022].

Genussregion Wilchingen Osterfingen Trasadingen (»Verein Genussregion Wil-
chingen Osterfingen Trasadingen«, Wilchingen), Abrufbar auf: genussherz.ch
[Zugriff: 30. Januar 2022].

Die geplante Region

Axel Priebis

Unter den zahlreichen Wortverbindungen der *Region* spielt die Regionalplanung nicht nur in der Angewandten Geographie eine besondere Rolle. Der Begriff ist in mehreren Ländern und Sprachen verankert; Regionalplanung ist ein wichtiges Berufsfeld für zahlreiche Geograph:innen, durch sie wird die ansonsten wenig greifbare Region zu einem klar abgegrenzten und definierten Planungsraum, und nicht zuletzt ist sie als Legalbegriff mit bestimmten Prozessen, Instrumenten und Rechtsfolgen verbunden. Auf der anderen Seite gehört die Tätigkeit der Regionalplanung nicht zu den öffentlichen Aufgaben, die sich über den Kreis der politisch und fachlich Verantwortlichen hinaus einer wirklich breiten öffentlichen Bekanntheit rühmen könnte. Ohnehin ist die Regionalplanung im deutschen Sprachraum ein relativ junger Begriff, der erst seit den 1960er Jahren eingeführt wurde. Im Gegensatz dazu wird im englischen Sprachgebrauch schon seit den 1920er Jahren, also seit der Geburtsstunde der Disziplin, von *regional planning* gesprochen. Auch im Französischen und den skandinavischen Sprachen nutzte man schon früh die direkte Übersetzung des Begriffs, während in Deutschland lange von *Gebietsplanung* gesprochen wurde oder der heute anders konnotierte Begriff *Landesplanung* verwendet wurde.

Mit diesem Beitrag sollen sowohl die Entstehung der Regionalplanung in ihrem historischen Kontext vorgestellt als auch das spezifische Planungsverständnis der Regionalplanung (u.a. in Abgrenzung etwa zu Planungsprozessen in der Wirtschaft) erläutert werden. Im Mittelpunkt des Beitrages stehen die wesentlichen Herausforderungen, Aufgaben und Instrumente der Regionalplanung, wobei vertieft auf den sehr wesentlichen Zusammenhang der Siedlungsentwicklung mit dem Verkehr und auf die Bedeutung der Freiräume eingegangen wird. Auch die Möglichkeiten zur Förderung starker Orts- und Stadtkerne werden dargelegt. Von besonderer Bedeutung sind die Potenziale der Regionalplanung, zur Energiewende und zur Bewältigung der Folgen des Klimawandels beizutragen. Abschließend wird dann auf die Abgrenzung der Planungsregionen Bezug genommen und der Frage nachgegangen, worin sich die geplante von der ungeplanten Region unterscheidet. Der Beitrag fokussiert vor allem auf die Regionalplanung in Deutschland und in Österreich, weil sich die räumlichen Planungssysteme dieser beiden Staa-

ten recht ähnlich sind, während andere Staaten zum Teil erhebliche Unterschiede aufweisen (vgl. Vallée 2012).

Gegenstand dieses Beitrages ist vor allem die förmliche, d.h. durch Gesetze eingeführte und auch legitimierte Regionalplanung, die verbindliche Festlegungen für andere öffentliche Planungsträger, insbesondere die Gemeinden, aber auch mit Relevanz für Wirtschaftsunternehmen und Einzelpersonen trifft. Diese verbindliche Regionalplanung ist stets auch ein Beitrag zur Regionalentwicklung – räumliche Planung und räumliche Entwicklung bilden zwei Seiten einer Medaille. Allerdings werden die planenden und entwickelnden Aktivitäten der förmlichen Regionalplanungsträger in zunehmendem Maße durch die Maßnahmen der Regionalentwicklung anderer öffentlicher oder halböffentlicher Träger begleitet und ergänzt. Insbesondere die finanzielle Förderung aus den Mitteln der EU-Strukturfonds erfolgt häufig durch eigenständige Institutionen, wobei nicht immer ein Bezug zur förmlichen Regionalplanung hergestellt wird.

Ein Blick in die Geschichte

Angesichts der ziemlich genau hundertjährigen Geschichte der Regionalplanung kann es hilfreich für das Verständnis ihres Anliegens sein, auf die Rahmenbedingungen und Herausforderungen zu schauen, die in den 1920er Jahren zu ihrer Entstehung geführt haben. Die Wurzeln der Probleme, die damals zu lösen waren, liegen im hektischen Städtewachstum der Gründerzeit, das zu starken Herausforderungen für Infrastruktur und Daseinsvorsorge führte. Damit entstand an der Wende zum 20. Jahrhundert für die staatliche und kommunale Verwaltung die Notwendigkeit, die stürmische bauliche Entwicklung über die administrativen Grenzen der *alten* Städte hinaus in den Blick zu nehmen und für die gesamte Dimension der gebauten Stadt Leitplanken der Entwicklung zu setzen. Aus ersten Ansätzen zur Einbeziehung von benachbarten Gemeinden in die großstädtische Planung entwickelte sich in den 1920er Jahren als eigenständige überörtliche Planungsebene die Regionalplanung. Planungsregionen waren also anfangs stets Großstädte und angrenzende Bereiche; erst deutlich später wurden auch regionale Planungskonzepte für ländliche Räume zur Regel. Wesentliche Impulse für die frühe Regionalplanung gingen von dem Internationalen Kongress für Städtebau und Siedlungswesen 1924 in Amsterdam aus, auf dem die regionale Dimension im Mittelpunkt stand und die Notwendigkeit der Regionalplanung betont wurde.

In den 1920er und 1930er Jahren begannen die Arbeiten an ersten regionalplanerischen Konzepten für europäische Stadtregionen. In Europa war als erster Regionalplan der *Plan d'aménagement de la région parisienne* besonders wegweisend, der in seiner ersten Version 1934 vorlag und das Wachstum der Metropole Paris regulieren sollte. Auch andere Regionen arbeiteten mit dem neuen Instrument, so etwa

die Region Stockholm, wo 1936 der *Regionplan för Stockholm med omnejd* entstand. In Deutschland wurden unter verschiedenen Bezeichnungen wichtige stadtreionale Planungskonzepte entworfen, so das Hamburger Achsenkonzept (1919) und der Rhein-Mainische Städtekrantz (1924). Außerdem entstanden in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg regionale Planungsinstitutionen, angeführt vom 1920 gebildeten Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk, der unter dem Namen *Regionalverband Ruhr* bis heute besteht und für die Regionalplanung im Ruhrgebiet zuständig ist (vgl. Blotevogel & Schelhaas 2011).

Im Mittelpunkt der frühen regionalen Pläne und Konzepte sowie der Arbeit der ersten stadtreionalen Institutionen standen ganz wesentlich drei Elemente der regionalen Entwicklung, nämlich die Abstimmung und Lenkung der Siedlungsentwicklung, die Verbesserung des öffentlichen Nahverkehrs auf der Schiene sowie die Erhaltung und Sicherung von Grün- bzw. Erholungsflächen. Sehr deutlich wird das Zusammenspiel dieser Zielsetzungen in dem erwähnten Achsenkonzept für Groß-Hamburg erkennbar. Ähnlich ist seit 1947 die Regionalplanung in Groß-Kopenhagen ausgerichtet, wo mit dem *Fingerplan* ein Konzept entwickelt wurde, die Siedlungsentwicklung entlang der Nahverkehrsachsen (den S- und Vorortbahnen) zu konzentrieren und die *grünen Keile* zwischen diesen radialen Achsen der Erholung, der Landwirtschaft und der Natur vorzubehalten.

Der Bedarf nach regionaler Planung hat sich nach dem Zweiten Weltkrieg über die Stadtregionen hinaus entwickelt, weil die ländlichen Räume in Deutschland durch den Zustrom von Vertriebenen, durch die Ansätze zur Industrialisierung und den Ausbau der Infrastruktur einen starken Strukturwandel zu bewältigen hatten. 1965 wurden die Länder in Deutschland mit dem Raumordnungsgesetz verpflichtet, Rechtsgrundlagen für die Regionalplanung zu schaffen, womit diese auch als Legalbegriff eingeführt war. Nach kurzer Zeit hatten alle Länder, mit Ausnahme des kleinen Saarlandes und der Stadtstaaten, eine Regionalplanung eingeführt. Auch in Österreich etablierte sich, mit einer besonderen Pionierrolle des Landes Salzburg und ohne bundesrechtliche Regelungsmöglichkeiten, in den Ländern schrittweise in den 1960er Jahren die regionale Planungsebene. Erhebliche Unterschiede gab (und gibt) es allerdings bei der Abgrenzung der Regionen für Zwecke der Regionalplanung, darauf wird unten noch einmal eingegangen.

Was bedeutet denn eigentlich die *Planung* einer Region?

Der historische Rückblick hat schon den Blick auf wesentliche Herausforderungen gelenkt, denen sich die Regionalplanung seit ihrer Entstehung zu stellen hat. Was aber bedeutet es eigentlich, wenn eine Region geplant wird? Tatsächlich ist es wichtig, den Begriff *Planung* in diesem Kontext genauer zu hinterfragen, weil *Planung* in sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen, politischen und fachlichen Kontexten

betrieben wird und je nach persönlichem Hintergrund auch sehr unterschiedliche Assoziationen weckt.

Der Planungsprozess der Regionalplanung ist mit den Planungsprozessen der Wirtschaft nur in sehr begrenztem Umfang vergleichbar. Und erst recht ist Regionalplanung in einer Demokratie weit entfernt von der staatlichen Planwirtschaft, wie sie in den sozialistischen Ländern praktiziert wurde. Mit den betrieblichen Planungsprozessen in der Marktwirtschaft ist die Regionalplanung noch insoweit vergleichbar, als es einen angestrebten Endzustand gibt. Im Unterschied zu den Wirtschaftsunternehmen ist die Regionalplanung jedoch nicht selbst Akteurin der Umsetzung, d.h. sie *produziert* keine Siedlungen, Infrastrukturen und Naturräume und sie kann auch nur begrenzt Einfluss darauf nehmen, wann bestimmte Entwicklungen erfolgen. Allerdings trägt die Regionalplanung wesentlich dazu bei, räumliche Strukturen vorzugeben oder zu stärken, die den funktionalen Verflechtungen Rechnung trägt. In vielen Fällen liegt die Stärke der Regionalplanung auch darin, Optionen langfristig zu erhalten. Das gilt beispielsweise für die Sicherung von Standorten und Trassen für Infrastruktur, für die Bedarf in fernerer Zukunft erwartet wird. Würde es unterlassen, diese Bereiche vor anderen Interessen abzuschirmen, hätten nachfolgende Generationen eben nicht mehr die Option, dort bestimmte Infrastrukturen zu realisieren. Gerade linienhafte Infrastrukturen, etwa Bahntrassen und Stromleitungen, sind ein *Gesamtkunstwerk* – ist die Trasse nur an wenigen Punkten verbaut oder aus anderen Gründen nicht mehr nutzbar, kann auch die jeweilige Trasse oder Leitung nicht realisiert werden. Schon aus diesen Ausführungen wird erkennbar, dass Regionalplanung auch wesentlich zur Planungssicherheit bei anderen öffentlichen und privaten Akteur:innen beiträgt.

Auch im Wohnungsbau zeigt sich der Unterschied zu planwirtschaftlichen Ansätzen. Zwar geht jedes Plandokument der Regionalplanung von einem bestimmten Zeithorizont (meist 15 bis 20 Jahre) aus, der den Planungen zugrunde gelegt wird. Sofern die Regionalplanung die Möglichkeit hat, Flächen für den Wohnungsbau festzulegen, entscheiden die auf die Länge des Planungszeitraums bezogenen Mengenprognosen darüber, wie viele Flächen für den Wohnungsbau geplant werden müssen. Die Zeitdimension ermöglicht also den Orientierungswert für die materiellen Inhalte, aber planwirtschaftliche Vorgaben, etwa die Produktion einer bestimmten Zahl von Wohnungen bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, gibt es in der Regionalplanung nicht.

Aber was sind die wesentlichen Inhalte der Regionalplanung und was zeichnet speziell diese Planungsebene aus? Grundsätzlich geht es in der Regionalplanung primär um die Optimierung der Raumstruktur und der Raumnutzung. Als besonders markante Beispiele für eine angestrebte Raumstruktur für verdichtete Regionen wurden schon das Achsenkonzept und der Fingerplan genannt. Für eine Optimierung der Raumnutzung hat die Regionalplanung entweder eine Zo-

nierung der Flächen zum Ziel, um angestrebte Nutzungen festzuschreiben, oder sie definiert Restriktionen gegenüber unerwünschten Entwicklungen. Eine klassische Aufgabenstellung der Regionalplanung, die schon zentrale Bedeutung zur Zeit ihrer Entstehung hatte, betrifft die Fragen, wo Neubautätigkeit möglich sein soll und wo stattdessen Freiräume dauerhaft erhalten werden sollen. Dabei muss in der Regionalplanung, anders als in der Stadtplanung, nicht jede Fläche bezüglich ihrer künftigen Nutzung genau definiert sein. Häufig reicht es aus, bestimmte Vorränge festzuschreiben oder Vorbehalte zu markieren. Diese können sich auch überlagern – beispielsweise ist ein Vorrang für die Sicherung von Trinkwasservorkommen verträglich mit einem Vorrang für die Entwicklung von Natur und Landschaft. Umgekehrt bedeutet ein (inhaltlich noch nicht spezifizierter) Vorrang für Siedlungsentwicklung, dass dort nichts geschehen darf, was dem vorrangigen Zweck entgegensteht – auf einer solchen Fläche werden also keine Bodenabbauflächen und keine neuen Erholungsinfrastrukturen zulässig sein.

Charakteristisch für die Regionalplanung ist ihr überfachlicher Ansatz – im Gegensatz zu den sogenannten Fachplanungen (z.B. Verkehrsplanung, Landschaftsplanung, wasserwirtschaftliche Planung) muss die Regionalplanung das gesamte Spektrum der Raumnutzungen und Nutzungsansprüche im Blick haben. Da zwischen diesen Fachplanungen häufig Zielkonflikte bestehen, ist es Aufgabe der Regionalplanung, auf eine Abstimmung und einen Ausgleich der jeweiligen sektoralen Ziele hinzuwirken. Der Regionalplan (manchmal auch als Regionaler Raumordnungsplan oder Regionales Raumordnungsprogramm bezeichnet) dokumentiert die getroffenen Abstimmungen und Vereinbarungen. Er ist das zentrale Planungsinstrument der regionalen Planungsebene und enthält verbindliche Festlegungen in Form von Grundsätzen und Zielen der Raumordnung in Text und Plankarte. Gerade die Plankarte ist für Lai:innen nicht immer leicht lesbar, weil sie mit zahlreichen Planzeichen arbeitet, die jeweils eine bestimmte Rechtswirkung auslösen können – etwa, dass in einem in der Plankarte abgegrenzten Vorranggebiet für Windenergienutzung keine damit konkurrierenden oder konfligierenden Nutzungen zulässig sind (vgl. Region Hannover 2018).

Die konstitutive Bedeutung des übergemeindlichen Ansatzes wurde bereits im historischen Kontext dargestellt. Er ist jedoch auch eine besondere Stärke der Region als Planungsebene, weil damit verbunden die Abstimmung und der Ausgleich zwischen den Interessen der Teilräume und einzelner Kommunen und mit den Interessen des Gesamttraumes verbunden sind. Auf den Punkt gebracht ist es die Aufgabe der Regionalplanung, einen wirksamen Rahmen zu setzen, innerhalb dessen sich dann die Stadtplanung (bzw. die örtliche Raumordnung im österreichischen Kontext) bewegen kann. Dieser Rahmen ergibt sich aus ihrem überfachlichen und überörtlichen Herangehen und bedeutet z.B., dass es insbesondere *rote Linien* für die Siedlungsentwicklung oder Obergrenzen für die Entwicklung von Einkaufszentren gibt, die zu beachten sind. Häufig wird in diesem Kontext auch von einer

Angebotsplanung gesprochen, die der Konkretisierung, Ausfüllung oder Umsetzung durch andere öffentliche und private Akteur:innen bedarf.

Dieser rahmensetzende Ansatz der Regionalplanung erschwert die ansonsten in einem Planungsprozess übliche Evaluierung, weil die erfolgte oder nicht erfolgte Umsetzung eines Planungsinhalts nicht in der Hand der planenden Institution liegt. Allerdings ließe sich leicht feststellen, wenn die *roten Linien* der Regionalplanung überschritten würden, was aber rechtlich nur über eine Planänderung möglich wäre. Schwierig ist es auch, die von der Regionalplanung erzielten Abstimmungen zwischen unterschiedlichen fachlichen und/oder teilräumlichen Interessen aufzunehmen und zu bewerten, weil diese nicht immer öffentlich zugänglich sind. Vertrauen zwischen den Akteur:innen und vertrauliche Beratungen gehören auch zur Arbeit einer erfolgreichen Regionalplanung (vgl. Prieb 2018).

Wie weit geht die geplante Region?

Ohne Frage gibt es auch in der Regionalplanung erhebliche Unterschiede von Intensität, Breite und Qualität der Planung, die verschiedene Ursachen haben kann. Zuerst einmal ist die Regionalplanung in einem Rechtsstaat von ihrer gesetzlichen Grundlage abhängig, in der auch definiert wird, was die Regionalplanung aus politischer Sicht eigentlich leisten soll. Wer weiß schon, dass die Regionalplanung ihr Potenzial in der Regel nicht ausspielen kann, weil ihr etwa die Steuerung der Siedlungsentwicklung nicht in den Aufgabenkatalog geschrieben wird? Insbesondere bei diesem, aber auch bei anderen Themen bestehen erhebliche Unterschiede, was Regionalplanung darf oder soll. Es ist das (unbestritten wichtige) gemeindliche Selbstverwaltungsrecht, dessen Stellenwert häufig höher gewichtet wird als eine regionale Optimierung, selbst wenn sich damit andere Konflikte auf tun und andere Rechtsgüter beeinträchtigt werden. Auch eine rechtliche Verbindlichkeit für die Regionalplanung ist keine Selbstverständlichkeit und nicht immer so klar geregelt wie im deutschen Baugesetzbuch; und natürlich spielen ihre organisatorische Einbindung, ihre personelle Ausstattung und ihre jeweilige regionalpolitische Unterstützung eine Rolle für die Leistungsfähigkeit der Regionalplanung.

Aus dem Dargestellten ergibt sich, dass die Regionalplanung sehr differenziert und immer vor dem Hintergrund ihrer institutionellen Rahmenbedingungen beurteilt werden muss. Da es im Rahmen dieses Beitrages nicht möglich ist, den unterschiedlichen rechtlichen Rahmenbedingungen differenziert Rechnung zu tragen, sollen nachfolgend realistische (und realisierte) Handlungsfelder und -möglichkeiten der Regionalplanung skizziert werden. Die *geplante Region* soll dabei auch als bewusstes Gegenmodell zum Laissez-faire verstanden werden, als Gegenmodell zu einem gerade im Neoliberalismus besonders beliebten Vertrauen auf die Markt-

kräfte. Die *ungeplante* Region kann jedenfalls, wie noch zu zeigen ist, angesichts der gesellschaftlichen Herausforderungen nicht als Alternative überzeugen.

Siedlung und Verkehr in der geplanten Region

Zu den wesentlichen Zielen der Regionalplanung sollte angesichts der allgemeinen Zersiedlungstendenzen gehören, Siedlungsentwicklung auf geeignete Standorte zu konzentrieren und eine planlose Zersiedelung der Landschaft zu verhindern. Außerdem soll der Flächenverbrauch eingeschränkt werden, was gar nicht so einfach ist, wenn gleichzeitig die Vorgabe besteht, in großem Umfang die Schaffung neuen Wohnraums zu ermöglichen. Deswegen ist es notwendig, vor der Neuinanspruchnahme von Flächen die Potenziale der Innenentwicklung (also z.B. Nachverdichtung und Brachenreaktivierung) zu nutzen. Wenn neue Siedlungsflächen in Anspruch genommen werden müssen, kommt es primär auf den Standort an. Hier spielt die Erreichbarkeit mit leistungsfähigen Schienensystemen eine besondere Rolle, um den Individualverkehr zu reduzieren und unnötiges Verkehrsaufkommen zu vermeiden. Das Ziel einer zukunftsfesten und nachhaltigen Regionalplanung besteht also in der Schaffung von flächensparsamen und verkehrsreduzierenden Siedlungsstrukturen. Daraus folgen weitere Planungsprinzipien, z.B. dass im Umfeld von Stationen wichtige Versorgungsfunktionen konzentriert und die Siedlungsdichte erhöht werden.

Die enge Verbindung zwischen Schieneninfrastruktur und Siedlungsentwicklung war lange Zeit ein Planungsprinzip für die Stadtregionen. Inzwischen wird aber zunehmend auch in ländlichen Regionen der Wert einer guten Erschließung mit dem Schienenverkehr erkannt. Gerade für die Einbindung ländlicher Klein- und Mittelstädte in regionale und überregionale Netzwerke spielt der Schienenverkehr eine zentrale Rolle. Die Regionalplanung sichert in diesem Sinne auch die Trassen stillgelegter Bahnstrecken, um deren Reaktivierung zu erleichtern und eine Verbauung der Trassen zu verhindern. Zunehmend werden die Verbesserung der Angebote im Schienenpersonennahverkehr (SPNV), die Einrichtung zusätzlicher Stationen oder sogar die Reaktivierung stillgelegter Schienenstrecken in ihrer Bedeutung für Orts- und Regionalentwicklung erkannt.

Siedlung und Freiraum in der geplanten Region

Insbesondere in dicht bebauten Regionen gehört die Sicherung und Entwicklung von Freiräumen, also unbebauter und möglichst auch unzerschnittener Räume, im Sinne *grüner Infrastrukturen* zu den Kernaufgaben. Dabei liegt der enge Zusammenhang mit der Siedlungsentwicklung auf der Hand, weil es sich um quasi komplementäre Ansprüche an den Raum handelt. Der Erhalt von Freiräumen ist notwendig, sowohl zur Sicherung des Naturhaushalts als auch der Lebensqualität. Beide

Zielsetzungen verbinden sich hier in meist sehr vorteilhafter Weise. Der Freiraum gehört deswegen in der Regionalplanung zu den zentralen planerischen Kategorien und genießt einen hohen Schutzanspruch, wobei seine ökologischen, ökonomischen und sozialen Funktionen gleichermaßen zu berücksichtigen sind. Die ökologischen Funktionen umfassen den Arten- und Biotopschutz sowie die Biotopvernetzung, den Schutz der Böden und des Grundwassers. Hinzu kommt, dass regionale Freiraumsysteme als Frischluftschneisen und Kaltluftentstehungsgebiete auch eine wirksame Vorsorge gegen städtische Hitzeinseln bieten. Als ökonomische Funktionen sind die Produktion von Nahrungsmitteln und die Bereitstellung von Trinkwasser, Rohstoffen, Energie und Holz zu nennen. Soziale Funktionen sind die wohnungsnaher Erholung, Bewegung und Sport sowie das Naturerleben. Gerade diese wohnungsnahen Erholungsmöglichkeiten sorgen dafür, dass es auch für den Feierabend oder am Wochenende leicht erreichbare Alternativen zu der meist mit zeitlichem Aufwand und Ressourcenverbrauch verbundenen *Fahrt ins Grüne* gibt.

In den Regionalplänen können sowohl großräumig angelegte regionale Grünzüge als auch eher kleinräumig konzipierte Siedlungszäsuren festgelegt werden. Es ist möglich, ihnen planungsrechtlich eine weitreichende Abwehrwirkung gegenüber anderen Planungen einzuräumen. Bedeutsam ist die Festlegung der Grenze zwischen Freiraum und potenziellem Siedlungsraum, so etwa zwischen Siedlungsachsen und Achsenzwischenräumen im Regionalplan für das schleswig-holsteinische Umland von Hamburg. Möglich ist es auch, regionale Freiraumkonzepte zu definieren, so z.B. den bereits im Jahr 1905 initiierten Wiener Wald- und Wiesengürtel oder das Regionalparkkonzept im Berliner Umland.

Entsprechend der unterschiedlichen Intensität des Problemdrucks können sich Freiraumfestlegungen auf den Kern der Verdichtungsräume beschränken (so z.B. in der Region Hannover) oder im größeren Maßstab Anwendung finden, indem (so z.B. in der Region Stuttgart) regionsweit fast der gesamte Freiraum außerhalb der Siedlungsgebiete über regionale Grünzüge gesichert wird. Nicht nur in den beiden genannten Planungsregionen wird über die rechtliche Sicherung der Freiräume hinaus im Sinne einer hochwertigen Regionalentwicklung auch an deren Qualifizierung durch Projekte der Naherholung bzw. die Schaffung von Landschaftsparks gearbeitet.

Auch außerhalb verdichteter Regionen wächst der Nutzungsdruck auf die unbebauten Räume, also die Freiräume. Dies liegt daran, dass dort viele Nutzungs- und Schutzansprüche aufeinandertreffen. Besondere Bedeutung hat immer noch die Landwirtschaft, wobei sich hier gerade mit Blick auf die Sicherung der Nahrungsmittelversorgung, den Schutz des Grundwassers und eine möglichst gesunde Ernährung viele Erwartungen auf die künftige Landwirtschaftspolitik richten. Gleichwohl ist die Landwirtschaft auch mit einer teilweise intensiven und wenig harmonischen Bautätigkeit im Außenbereich verbunden, wie große Scheunen und

Mastställe sowie andere Anlagen zeigen. Außerdem liegen im Freiraum, abhängig von den geologischen Strukturen der Teilräume, die Abbaureserven für oberflächennahe Rohstoffe – also insbesondere Kiese und Sande – die gesichert und natürlich auch abgebaut werden müssen. Auch viele Erholungsansprüche werden in der Landschaft wahrgenommen, was sich z.B. durch Fuß- und Radwanderwege, Badestellen und Aussichtstürme ausdrückt. Und schließlich drängen verstärkt die Anlagen zur Erzeugung erneuerbarer Energie in den Außenbereich, worauf gesondert eingegangen wird. Die zunehmende Komplexität der Schutz- und Nutzungsansprüche an den Freiraum lässt erkennen, dass der Bedarf an regionalplanerischer Koordinierung und Prioritätensetzung künftig weiter zunehmen dürfte.

Starke Orts- und Stadtkerne in der geplanten Region

In einer Marktwirtschaft steht kaum grundsätzlich zu befürchten, dass die Bevölkerung nicht mit den Waren des täglichen Bedarfs oder höherwertigen Angeboten versorgt wird. Allerdings besteht ohne planerische Rahmensetzung die Gefahr, dass sich die Versorgungsangebote stark an den Bedürfnissen und Möglichkeiten (auto)mobiler Bevölkerungsgruppen ausrichten, während abgelegene Stadtteile oder isolierte Ortslagen keine Versorgungsangebote mehr aufweisen. Deswegen ist die Sicherung einer flächendeckenden Versorgung der Bevölkerung und eine Abwehr von Fehlentwicklungen durch große, ausschließlich autoorientierte Handelsagglomerationen ein wichtiges Arbeitsfeld der Regionalplanung.

In vielen Regionalplänen sind klare Regelungen vorzufinden, damit sich Einkaufszentren, großflächige Einzelhandelsbetriebe und Handelsagglomerationen so in die Raumstruktur einfügen, dass die gewachsenen Orts- und Stadtmitten ihre Versorgungsfunktionen langfristig wahrnehmen können. Gerade in ländlichen Räumen bedeutet die Bündelung des Angebots von Handel und Dienstleistungen in ausgewählten Klein- und Mittelstädten in der Regel eine Qualitätsverbesserung für die flächendeckende Versorgung, sorgt aber auch für bessere Erreichbarkeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Diese wegen ihrer Versorgungsfunktion für das Umland besonders ausgewählten Klein- und Mittelstädte werden in den Regionalplänen gesondert als Grund- und Mittelzentren festgelegt, womit auch planungsrechtliche Konsequenzen verbunden sind.

Entsprechend wirkt die Regionalplanung darauf hin, dass neue Flächen für den großflächigen Einzelhandel vorrangig den Mittelzentren zugeordnet werden. Dabei sollen Verkaufsfläche und Warensortiment stets der Versorgungsfunktion und dem Verflechtungsbereich des jeweiligen Mittelzentrums entsprechen, also nicht über Gebühr Potenziale benachbarter Kleinstädte abschöpfen. Prinzip ist, dass ausgeglichene Versorgungsstrukturen, die Funktionsfähigkeit der Mittelzentren sowie die verbrauchernahe Versorgung der Bevölkerung nicht beeinträchtigt werden sollen. Im Sinne des Leitbildes der *Europäischen Stadt* kommen vorrangig

Stadt- und Ortsmitten als Standorte für neue Handelseinrichtungen in Frage, sofern es sich nicht um großflächige Bau- und Möbelmärkte handelt. So kontrovers immer wieder über einzelne Handelsprojekte diskutiert wird, so klar ist doch, dass ohne diese regionalplanerischen Regeln unvermeidlich ein »Wildwuchs« der Handelsentwicklung eintreten würde, weswegen gerade auch die Industrie- und Handelskammern diesbezüglich ein konsequentes Vorgehen der Regionalplanung einfordern.

Standorte für erneuerbare Energien in der geplanten Region

Die angestrebte Energiewende mit der Umstellung der Primärenergieversorgung von fossilen Quellen auf erneuerbare Energien erfordert in großem Umfang neue Flächen für die Erzeugung von Wind- und Solarenergie einschließlich der Leitungsinfrastruktur. Hier liegt ein wesentliches Arbeitsfeld der Regionalplanung, das aktuell verstärkt in den öffentlichen Fokus rückt.

Die Regionalplanung ist die entscheidende Planungsebene für die Sicherung raumverträglicher Standorte der Windenergiegewinnung, da sie hierfür verbindlich Vorranggebiete festlegen kann. Auf diesen Flächen bekommen Vorhaben der Windenergienutzung Vorrang vor allen anderen Nutzungen. Im deutschen Recht hat die Regionalplanung auch die Möglichkeit, Konzentrationszonen für Windenergieanlagen festzulegen – das bedeutet, dass sie Windenergieanlagen auf die am besten geeigneten Flächen lenkt, während diese außerhalb dieser Konzentrationszonen in der Regel nicht errichtet werden dürfen. Mit der Festlegung von Konzentrationszonen und daraus resultierenden Ausschlussgebieten wird der von Kritiker:innen häufig befürchteten »Verspargelung« der Landschaft entgegengewirkt. Allerdings ist dieser Ansatz durch die hohe Zahl von Gerichtsverfahren inzwischen sehr kompliziert geworden, weil immer neue höchstrichterliche Rechtsprechung zu beachten und zugleich eine steigende Rechtsunsicherheit festzustellen ist.

Auch bei der Ermittlung und Sicherung raumverträglicher Standorte für Anlagen der Freiflächen-Photovoltaik leistet die Regionalplanung einen wichtigen Beitrag. Bis vor kurzem war der planerische Handlungsdruck gering, weil Freiflächen-Photovoltaik-Anlagen auf Ackerflächen wirtschaftlich nicht attraktiv waren. Außerdem wird bundesweit in der Planung sowohl von Regionen als auch von Kommunen das Ziel verfolgt, Solarenergie vorrangig durch Aufbauten auf Dächern, auf Brachflächen (z.B. ehemaligen Militärflughäfen) oder im Bereich von Infrastrukturtrassen zu errichten. Inzwischen haben sich die Rahmenbedingungen geändert. Die Wirtschaftlichkeit der Anlagen hat sich erhöht, die Grundstückseigentümer:innen sind zunehmend an dieser (zumindest temporären) Nutzung interessiert und zudem führt die Energiewende mit den ambitionierten Klimaschutzzielen zu einer deutlich intensiveren Nutzung der Solarenergie. In diesem Kontext rücken auch

hier die Koordinierungs- und Steuerungsmöglichkeiten der Regionalplanung verstärkt in den Blick.

Bewältigung der Folgen des Klimawandels in der geplanten Region

Regionalplanung trägt nicht nur in großem Umfang zum Klimaschutz bei, insbesondere durch verkehrsvermeidende Siedlungsstrukturen, die Sicherung von Standorten für erneuerbare Energien sowie die Festlegung von Gebieten zur Aufforstung, sondern unterstützt auch die Anpassung an die Folgen des Klimawandels. Dies betrifft ganz besonders die Vorsorge gegen Starkregen- und Hochwasserereignisse, die in einigen deutschen Regionen zu verheerenden Zerstörungen geführt haben. Um der weiteren Ausbreitung von Siedlungsgebieten in hochwassergefährdete Tallagen zu verhindern und gleichzeitig die natürlichen Retentionsflächen der Flussgebiete zu vergrößern, kann die Regionalplanung entsprechende Gebiete mit Beschränkungen der Siedlungstätigkeit festlegen. Wie die jüngsten Ereignisse im Ahrtal und anderen westdeutschen Katastrophengebieten gezeigt haben, ist es offenbar alleine auf örtlicher Ebene nicht möglich, nachhaltige und resiliente Siedlungsstrukturen zu schaffen, was die Anforderungen an eine stringente Regionalplanung erhöht.

Und was ist die Planungsregion?

Handlungsraum der Regionalplanung sind die Planungsregionen. Vom grundsätzlichen Anspruch der Regionalplanung her sollten Planungsräume funktionalen Kriterien folgen. So sollte eine Planungsregion die Verflechtungsbereiche der Arbeitsplatzschwerpunkte, also der Groß- und Mittelstädte abbilden. Sie muss jedoch aus praktischen Gründen auch administrative Grenzen, in Deutschland insbesondere die Grenzen von Kreisen und kreisfreien Städten, beachten. Häufig ergibt sich die Abgrenzung einer Planungsregion aber auch schlicht aus dem Zuständigkeitsbereich der Behörde, bei der die Regionalplanung organisatorisch angesiedelt ist. In Verbindung mit weiteren länderspezifischen Gegebenheiten resultieren daraus deutliche Unterschiede und Unzulänglichkeiten im räumlichen Zuschnitt der Planungsregionen. Und festzustellen ist, dass die *Region* durch die so erfolgte Abgrenzung der Planungsregionen nur bedingt greifbarer wird. Zwar sind viele Stadtregionen als Regionalplanungsräume gut abgegrenzt, aber manch anderer Regionszuschnitt wirft – insbesondere dann, wenn er räumlich-funktionale Zusammenhänge zerschneidet – auch viele Fragen auf. Auch die organisatorische Zuordnung erfordert Kompromisse. Fachlich ist es sinnvoll, eigenständige Regionalverbände mit Verantwortung für die Regionalplanung zu bilden (so z.B. in Baden-Württemberg). In manchen Ländern haben diese Regionalverbände aber einen ge-

ringen politischen Stellenwert, sodass die Zuordnung zu einer *starken* Behörde der allgemeinen Verwaltung (in Deutschland z.B. einer Bezirksregierung) vorteilhafter sein kann (deren räumlicher Zuständigkeitsbereich dann aber nicht immer optimal für die regionalplanerische Arbeit sein muss).

Die Abgrenzung der Planungsregionen erfolgt in Deutschland und Österreich durch die Bundesländer, zum Teil sind sie auch identisch mit Verwaltungsräumen (also in Deutschland Regierungsbezirken oder Landkreisen). Ohne hier ins Detail zu gehen, zeigen die offiziellen Planungsregionen schon in Deutschland gravierende Unterschiede und eine erstaunliche Vielfalt. Der Landkreis Lüchow-Dannenberg, als kleinste Planungsregion Niedersachsens, ist mit seinen knapp 50.000 Einwohner:innen ebenso Träger der Regionalplanung wie der Regionalverband Ruhr, in dessen Planungsregion gut fünf Millionen Menschen leben. Überraschend ist auch, dass zwar für viele deutsche Stadtregionen eine Regionalplanung etabliert wurde (z.B. Hannover, Stuttgart, München), dass jedoch eine Reihe von Ballungsräumen nicht durch eine gemeinsame Regionalplanung abgedeckt ist. Auch in Österreich ist die Abgrenzung der Planungsregionen in den Ländern sehr unterschiedlich geregelt.

Geplante oder ungeplante Region? Versuch eines Ausblicks

Der Beitrag soll zeigen, dass viele gute Argumente für eine *geplante Region* sprechen. Insbesondere die großen Herausforderungen wie der Klimawandel und die angestrebte Energiewende, die Notwendigkeit einer Verkehrswende, der Schutz der natürlichen Ressourcen und der sparsame Umgang mit Flächen sprechen für eine gute Regionalplanung (vgl. Regionalverband Südlicher Oberrhein 2013). Diese ist als überfachliche und überörtliche Planung besonders geeignet, eine nachhaltige und klimagerechte Raumentwicklung zu bewirken – immer unter der Voraussetzung, dass sie die nötigen politischen, rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen bekommt. Dabei zeigt sich schon in der Gegenwart, dass die Regionalplanung längst nicht über alle Instrumente verfügt, die möglich wären. Insbesondere der politische Wunsch, vorrangig die Gemeindeebene entscheiden zu lassen, führt zu einer Reihe von Fehlentwicklungen mit zersiedelten Landschaften und auto-orientierten Einkaufsagglomerationen. Denn der Blick einer Gemeinde auf ihr Territorium ist ein anderer als der regionale Blick, der überörtliche Wirkungs- und Funktionszusammenhänge ganz anders erfassen kann. Deswegen ist die Summe kommunaler Insellösungen auch kein überzeugendes regionales Gesamtkonzept, worauf der frühere Stuttgarter Regionaldirektor Bernd Steinacher immer wieder hingewiesen hat (vgl. z.B. Steinacher 1999, S. 39). Aber auch eine Raumplanung ausschließlich auf der staatlichen Ebene wird den regionalen Problemen nicht ge-

recht – je größer ein Staatsgebiet ist, desto weniger ist es möglich, allen regionalen Herausforderungen gerecht zu werden.

Insbesondere durch die neoliberalen Politikströmungen war in den letzten Jahren vielfach von einer Liberalisierung des Planungs- und Baurechts die Rede. Zur vermeintlichen Schaffung von mehr Wettbewerbsfähigkeit sind auch in traditionell planungsfreundlichen Staaten wie den Niederlanden und Dänemark regionale Gestaltungsmöglichkeiten reduziert oder abgeschafft worden. Das heißt auch, dass vergleichbare Wirkungsmöglichkeiten der Regionalplanung nicht in allen Staaten gegeben sind. Umgekehrt ist aber das Ergebnis einer Volksabstimmung in der Schweiz aus dem Jahr 2013 beeindruckend, das zur Schärfung des Raumplanungsgesetzes geführt hat. Damit sollte die Zersiedelung gebremst und eine kompaktere Siedlungsentwicklung ermöglicht werden. Die Regionalplanung hat also die Chance, auch die Menschen zu gewinnen, wenn sie denn ihre Botschaft noch klarer formuliert. Ohne eine stringente Rahmensetzung der regionalen Entwicklung und klare regionale Entwicklungsziele sind die globalen Herausforderungen nicht zu bewältigen (vgl. Danielzyk & Priebis 2017)!

Literatur

- Blotevogel, H. H. & Schelhaas, B. (2011). Geschichte der Raumordnung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Grundriss der Raumordnung und Raumentwicklung*, 75-201. Hannover: ARL.
- Danielzyk, R. & Priebis, A. (2017). Zukunft der Regionalplanung. In: Weith, T. & Strauß, C. (Hg.) »Im Plan oder ohne Plan?«: *Raumplanung in (Ost-)Deutschland seit 1989/90*, 165-178. Münster, New York: Waxmann.
- Priebis, A. (2018). Regionalplanung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, 3, 2047-2062. Hannover: ARL.
- Region Hannover (2018). Das neue Regionale Raumordnungsprogramm Region Hannover (RROP) 2016. Beiträge zur regionalen Entwicklung Nr. 152, Hannover.
- Regionalverband Südlicher Oberrhein (Hg.) (2013). *Planung und Management für die Region*. Freiburg.
- Steinacher, B. (1999). Regionale Steuerung am Beispiel des Verbandes Region Stuttgart. In: Adamaschek, B. & Pröhl, M. (Hg.) *Regionen erfolgreich steuern*, 67-79. Gütersloh: Bertelsmann.
- Vallée, D. (Hg.) (2012). Strategische Regionalplanung. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Forschungs- und Sitzungsberichte*, 237, Hannover: ARL.

Die gespielte Region

Sabine Hostniker

Erster Akt: Was wird hier gespielt?

Das Zentrum dieses Beitrags bildet der heterogene Regionsbegriff – immer im Wandel begriffen und nie klar abgegrenzt – mit dem Versuch, durch eine spielerische Betrachtung ein vielschichtiges Bild von Region einzufangen. Nach und nach wird der Weg hin zu dem Kunstbegriff *gespielte Region* beschritten, nicht ohne den Leser:innen – meinem Publikum – Spielraum für freie Interpretationen zu lassen. Inspiriert von Goffmans *Wir alle spielen Theater* (1969), kommen sowohl persönliche Erfahrungen aus eigener Wahrnehmung und Feldarbeit zum Einsatz als auch Erkenntnisse aus narrativen Interviews mit Privatpersonen; dazu kommt jahrelange Berufserfahrung in der Regionalentwicklung: »Das Material, das zur Illustrierung herangezogen wird, [...] stammt aus fundierter Forschung; einiges stammt aus zwanglosen Lebenserinnerungen, [...] vieles liegt dazwischen« (Goffman 2003, S. 4).

Unser individuelles Verständnis von Region gleicht oftmals einer gut gemachten Inszenierung. Im Alltag fällt es uns schwer, einzuordnen oder (selbst) zu erkennen, was Region ist, was sie sein soll oder kann und was sie uns bedeutet. Oft gelesen, viel gehört und manchmal auch laut ausgesprochen, bleibt die Region im Alltag doch eine große Unbekannte. Mit dem Regionsbegriff wird gerne gespielt – ob in den Medien oder in der Politik, für Image, Werbung oder im öffentlichen Diskurs. Wir hören und lesen im Alltag vielerorts die Begriffe *Region*, *regional*, *regionalisiert*, *regionstypisch* oder auch gerne Phrasen wie *aus der Region* oder *für die Region*. Der Begriff wird gewendet und gedreht – so wie er für die jeweiligen Akteur:innen gerade von Nutzen ist. Oder seine kontextuelle Bedeutung wird bewusst nicht erwähnt, ist aber ein ständiger und unsichtbarer Begleiter, fast wie ein Speichermedium, in dem jegliche produzierte Wirklichkeiten und jede aufgeführte Alltagshandlung zur Identitätsbildung führen.

Der Regionsbegriff soll mit Hilfe der Begriffe Performativität, Performanz und *performance* erkundet werden. So soll die Region weg von einem quantifizierbaren, administrativen, normativen Begriffsverständnis als ein Raum mittlerer Maßstabebene (Blotevogel 2000, S. 44) hin zu einer konstruktivistischen Perspektive

auf Regionen betrachtet werden, die im Zuge des *cultural turn* in den Vordergrund getreten ist (Wardenga 2005). Das Ziel dieses Beitrags ist es, ein Regionsverständnis anzudenken, das sich mit Hilfe von »performativen ›Präsentationen‹, ›Vorführungen‹ und ›Manifestationen‹ des Alltagslebens« (Thrift 1997, S. 127, eigene Übersetzung) betrachten lässt. Der Beitrag sieht die Region als ein Konstrukt, das ein Produkt von Einflüssen diverser Akteur:innen ist, ein Konstrukt, das eine (spannende, tragische oder komische) Geschichte zu erzählen hat: die Region, die sich scheinbar selbst durch mit ihr verknüpfte alltägliche Praktiken reproduziert und ihre Eigenschaften und Eigenarten in der Identität der Menschen manifestiert.

Intermezzo: Prolog

Die ganze Stadt ist plakatiert: *Die Region* in einer modernen Inszenierung wird gespielt. Der Vorverkauf startet, die Schlange ist lang. Tickets für das Schauspiel *Region* gibt es aber zum Glück genug. Ob das potenzielle Publikum weiß, auf was es sich beim Kauf einlässt? Die Vorstellung könnte lange dauern, wann sie endet ist nicht festgelegt. Was feststeht ist: Es gibt genügend Applaus und Standing Ovationen von allen Rängen, und in der Pause schmackhafte Häppchen aus der Region.

Ich möchte das Publikum von der Alltagswelt *Region* mit individuellen Identifikationsprozessen über die Miteinbeziehung des Theoriefelds des Performativen in eine Erkundung des Regionsbegriffs begleiten. In humangeographischen, vor allem anglophonen, Beiträgen werden inzwischen gerne Metaphern aus Kunst und Kultur zur Erweiterung der Lesart des Regionsbegriffs verwendet – beispielsweise »Regions Rock« (Heley & Welsh 2017). Indem ich der *Region* mit Hilfe kleiner textlicher Intermezzi spielerisch begegne, möchte ich mit einer ebensolchen Metapher arbeiten, in diesem Fall der Metapher vom Schauspiel *Region*.

Zweiter Akt: Identität und Alltagswelt *Region*

Wo gibt sich die *Region* im Alltag zu erkennen? Täglich setzen wir uns mit der *Region* auseinander, indem wir unseren Alltag bestreiten, und meist findet diese Auseinandersetzung unbewusst statt. Der Regionsbegriff schwingt scheinbar stetig als Emotion im Hintergrund von alltäglichem Meinungs Austausch und Praktiken mit, wird dabei aber kaum konkret an- oder ausgesprochen. Die *Region* wird als Teil der persönlichen Identität, als Sehnsuchtsort oder Lebenswelt empfunden.

Im politischen Diskurs, aber auch in Werbung und (vor allem Lebensmittel-)Marketing sieht und hört man *Region* vielerorts als positiv konnotierten Begriff. In einer wiederholenden Begriffsverwendung taucht die *Region* im Alltag immer wieder auf und prägt damit das individuelle Verständnis des Regionsbegriffs stark: *Die Region in unseren Köpfen* entsteht. Sie setzt sich aus der persönlichen Lebensgeschichte, der Herkunft und den damit verbundenen individuellen po-

sitiven oder negativen Zuschreibungen zusammen. Sie wird von öffentlichen Diskursen, Medien, Meinungsbildern und Meinungsbildner:innen, Politik und Geschichte geprägt. Sie ist, modifiziert von Faktoren wie Bildungsstand, Familiensituation, Beruf, Engagement und Interessen, ein Netz von äußeren und inneren Einflüssen.

Alltäglich wird die Auseinandersetzung mit Region aber erst durch eine Begegnung mit ihr selbst im (öffentlichen und privaten) Diskurs und der eigenen Wahrnehmung. Zum Vorschein kommt der unbewusste Teil unseres Regionsverständnisses oftmals erst in (Gesprächs-)Situationen, in denen wir uns verorten sollen/wollen, oder wenn es um Emotionen geht, die im Rahmen von Identifikationsprozessen mit einem bestimmten Raum oder Ort verbunden sind. Im Zusammenhang mit (der) Region ist Identifikation sehr stark emotional behaftet. So begegneten mir in meiner Feldforschung Begriffe wie *Sehnsucht* oder *Zugehörigkeit* immer im Kontext der eigenen Herkunft und Familiengeschichte.

»Was ist meine Region – also, hm, meinst du meine Heimat? Oder wo wir jetzt leben – ich weiß nicht; darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Wo ich herkomme, das vermisse ich schon [...] meine Mutter lebt noch dort [...] und die Gegend, danach hatte ich immer Sehnsucht [...] ich kann mir schon vorstellen, wieder dort zu leben.« (Michael H., Paarinterview, Graz, 28.12.2021)

Bei der alltäglichen Verwendung oder besser Artikulation des Begriffs Region wird der Wunsch nach einer bestimmten Abgrenzung der eigenen Identität aktiviert: das Bedürfnis, in eine Gemeinschaft aufgenommen zu werden, Teil einer Kommune mit all ihren Vor- und Nachteilen zu sein, also sich mit einem bestimmten Raum, Ort oder emotionalen Gefüge zu identifizieren. Oftmals identifizieren wir uns mit den Orten, in denen wir uns im Alltag bewegen, die uns prägen oder geprägt haben. Nicht zuletzt deshalb, weil unsere Lebenswelten zu einem elementaren Bestandteil unserer alltagspraktischen (Raum-)Erfahrung gehören. Auch hier zeigt sich eine Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, einer reinen aber doch eingegrenzten Form des Alltagslebens, möglichst frei von äußeren Einflüssen.

Intermezzo: Vor der Vorstellung

Das Licht im Saal wird langsam abgedunkelt, die Stimmen im Raum werden leiser. Die Spannung im Publikum ist förmlich spürbar, aufgeladen mit Energie. Die Regie wartet auf die Umsetzung ihrer geplanten performance, die Schauspieler:innen und Statist:innen auf ihren Einsatz. Der Vorhang hebt sich, die Region betritt die Bühne – fokussiert, geerdet, im Zustand der Leere, bevor sie sich ganz ihrer performance hingibt.

Durch den starken Regionsdiskurs wird der Alltagsraum zur Bühne und damit zum Aufführungsort von Handlungen. Schauplätze dafür können Orte sein, die für eine:n Akteur:in von emotionaler Bedeutung sind, die als häufig genutzte Bühne für

alltagsweltliche Handlungsvollzüge dienen und für den Sozialisationsprozess eine wichtige Rolle spielen (vgl. »signifikante Orte« bei Werlen 1992). Die Region bietet sich als Organisationsform sozialen Lebens, als soziales Gefüge, als räumliche Manifestation von Identität an. Beim Versuch, raumbezogene Identität abzubilden oder zu analysieren, sind bereits performative Elemente zu erkennen (siehe Dritter Akt). Sowohl Raum als auch Identität als Kategorien sind nicht gegeben, sondern werden sozial hergestellt (Wille 2014). Daher sind sie als performative Prozesse anzusehen und auch zu untersuchen.

Im Alltag zeigt sich, dass das nahe Umfeld (Familie, Freunde, Nachbarschaft), die Herkunft, die Sehnsucht nach Zugehörigkeit oder der Wunsch nach Homogenität, nach einer abgrenzbaren überschaubaren kleinen Wirklichkeit, Gründe für räumliche, oder genauer regionale Identifikation sein können. Bei dem Versuch, sich Region über Zugehörigkeit zu erschließen, wird das Festhalten an Gewohnheiten zu einem wichtigen Faktor im Zusammenhang mit der Theorie des Performativen und dem damit verknüpften Denkansatz zur Verfestigung durch Wiederholung im folgenden Kapitel.

Dritter Akt: Das Spiel mit Performativem und Iterativität

Ist die *gespielte Region* ein Raum, mit dem beliebig gespielt werden kann? Das Spielbrett eines Strategiespiels, auf dem verschiedene Züge gespielt werden – mit dem Ziel, zu gewinnen? Oder ist die Region ein:e Spieler:in in einem Team, in dem miteinander oder gegeneinander gespielt wird, um sich und anderen etwas zu beweisen? Vielleicht ist sie auch ein trotziges Kleinkind, das vertieft in sein Spiel ist und gar nicht hören möchte, wann Schluss ist? Diese Liste lässt sich beliebig fortführen, wenn wir das Substantiv *Spiel* bemühen, um den Regionsbegriff zu erkunden.

Doch bleibt ein wichtiger Aspekt, dem sich dieser Beitrag widmet, noch unerwähnt: das Theater. Hier wird gespielt, und zwar in allen nur möglichen Facetten. Bedeutet doch Spiel in seiner Wortherkunft aus dem Althochdeutschen *spil* Tanz(bewegung). Das Wort *Spiel* meint in diesem Kontext »künstlerische Darbietung, Gestaltung einer Rolle durch einen Schauspieler« oder auch »[einfaches] Bühnenstück, Schauspiel« (Dudenredaktion o.J.). Das Theater und seine Begriffswelt bilden für mich ein wichtiges Instrument, um den Regionsbegriff zu erkunden.

In der humangeographischen Forschung begegnet uns Performativität oder Performanz in mannigfaltigen Ausprägungen, Varianten oder Semantiken immer wieder. Die Ansätze von *Performativität*, *Performanz* oder *performance* lassen sich nicht vollständig in eine Theorie des Performativen gießen. Die Kombination aus zwei Ausprägungen, die der Theorie des Performativen zuzuordnen sind, scheinen bei der Erkundung der *gespielten Region* besonders spannend zu sein. Entstanden aus der Sprechakttheorie John L. Austins, überträgt Butler den Begriff Performati-

vität in die Humangeographie und legt damit den Grundstein für eine Aufnahme des Performativitätsdiskurses in die raumbezogene Forschung (Butler 2001). Butlers Performativitätsbegriff ist als ein sich ständig wiederholender Akt zu verstehen – als sich wiederholende Praxis der Reiteration (Strüver & Wucherpfeinig 2015, S. 119).

Intermezzo: Das Stück

Das (Schau-)Spiel vollzieht sich mit Körperlichkeit, mit Gestik, Mimik und Sprache. Menschen schlüpfen in Rollen, spielen damit und spiegeln dabei sich und ihre Identität(en) wider. Die Regie spielt mit Geschichten, mit Musik, mit Verknüpfungen, Metaphern und Historie. Die Regie spielt mit Orten, Geschehnissen und Emotionen. Die Bühnen- und Kostümbildner:innen spielen mit Imaginationen, Erwartungen und Stil. Eine Welt, in die alle Beteiligten gerne eintauchen, sich treiben lassen, Emotionen (er)leben.

Ein weiterer spannender Ansatz zur Performativität lässt sich unter einem theatralen (und damit im klassischen Sinne kulturellen) Performanzbegriff (Wirth 2002) subsumieren. Dieser betont die Herstellung bzw. »Ausführung sozialer Wirklichkeit durch Aufführung« (Strüver & Wucherpfeinig 2015, S. 108) und versteht dabei Kultur als Inszenierung und Aufführung bzw. Theatralität als Kultur (Fischer-Lichte 2017).

Dieser Beitrag orientiert sich zu einem großen Teil an der zweitgenannten Ausprägung, basierend auf den Performance Studies der anglophonen Humangeographie, die ihren Ursprung in den Theaterwissenschaften haben. Parallel zum Aufkommen des vorher angeführten sprachphilosophischen Konzepts bildeten sie sich aus den sehr textorientierten Drama and Dance Studies in den USA (Hudelist 2017, S. 13). Es wird ein theoretisches Feld aufgemacht, das den Aufführungsschaarakter sozialer Handlungen in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt (vgl. dazu Thrift 2004; Dirksmeier 2009). Jede Form sozialer Praktiken kann durch die Anwesenheit aller beteiligten Interaktionspartner:innen als Aufführung vor Publikum betrachtet werden. Im Moment des Handlungsvollzugs wird Wirklichkeit hergestellt und damit können auch alltägliche Ereignisse als Performanz verstanden und analysiert werden; denn die Performanz hängt, wie auf einer Theaterbühne, maßgeblich von den hierfür verwendeten Requisiten, Kostümen, Rahmenbedingungen und den körperlichen Ausdrucksformen der darstellenden oder handelnden Personen ab.

Besonders spannend und vielseitig sind in diesem Zusammenhang die Ansätze des amerikanischen Soziologen Erving Goffman in *Wir alle spielen Theater* aus dem Jahr 1969. Der Begriff der Performanz bzw. performance wurde von Goffman so adaptiert/erweitert, dass er zur Analyse sozialen Rollenverhaltens genutzt werden kann: »Auf der Bühne werden Dinge vorgetäuscht. Im Leben hingegen werden

höchstwahrscheinlich Dinge dargestellt, die echt, dabei aber nur unzureichend geprobt sind« (Goffman 2003, S. 3).

Er versucht, das aufführende Element in sozialem Zusammentreffen und Miteinander bildlich zu beschreiben, und nutzt dafür die Terminologie des Theaters mit Ausdrücken wie Bühne, Kulisse und Requisite, Darsteller:innen, Ensembles und Publikum. Goffman leitet in seinem Verhaltensmodell vieles aus der Dramaturgie ab; er benutzt für den Menschen im Alltag auch die Metapher »des Schauspielers [sic!]« (Goffman 2003, S. 3). Das Rollenverständnis des Theaters wird auf die Selbstdarstellung im Alltag übertragen, wo die Rolle Einzelner auf die Rollen abgestimmt ist, »die andere spielen; aber diese anderen bilden zugleich das Publikum« (Goffman 2003, S. 3). Goffman zeigt auch zeremonielle Aspekte von Alltagshandlungen auf, die sich in weiterer Folge wiederum auf regionale Identifikationsprozesse anwenden lassen.

Performativität kann aber auch bedeuten, dass etwas im Diskurs hergestellt wird, der auf der Wiederholung von Normen gründet. Es wird eine Wirkung über eine sprachlich permanente ritualisierte Wiederholung erzielt. Durch diese Iteration in der Sprache oder die Wiederholung von Alltagshandlungen verfestigen sich Wahrnehmungen oder Verhaltensweisen im Regionsbild (vgl. hierzu auch Meyer & Miggelbrink 2018, die in diesem Zusammenhang vom Verfestigen durch Wiederholung sprechen). Auch dieser Aspekt lässt sich, mitunter in Kombination mit dem theatralen Performanzbegriff, besonders gut auf regionale Prozesse übersetzen, wie der folgende Abschnitt zeigt.

Vierter Akt: Auftritt *gespielte Region*

Wir gestalten uns unsere Welt durch alltägliche Handlungen, durch ein »Geographie-Machen« (Werlen 1999, S. 18) ganz selbstverständlich und unwillkürlich. Wird nun eine Handlung als Aufführung betrachtet, ist sie damit realitätsherstellend und es können dadurch Verbindungen zwischen dem Konstrukt Region und dem Performativitätsgedanken hergestellt werden. Blicken wir auf die vorangegangenen Akte dieses Dramas, sehen wir, dass die Region also nicht nur diskursiv produziert, sondern ebenso durch alltägliche Praktiken der Repräsentation, Narration und Inskription performativ ausgeführt und reproduziert wird (Dirksmeier 2013). Deshalb stellt jedes erneute Einbringen des regionalen Diskurses in konkrete Praktiken eine potenzielle Verfestigung dar, durch die die Region und ihr jeweiliger diskursiv produzierter Charakter reifiziert – verdinglicht – werden (Miggelbrink 2014).

Wenn jedes gesprochene Wort in geeignetem Rahmen auch performativ, das heißt ausführend oder als eine Handlung implizierend gedacht werden kann, heißt das, dass Diskurse in den Medien über Region ebenfalls zu einer Vergegenständ-

lichung des Regionsbegriffs innerhalb der individuellen Identität der Menschen führen kann. Der Regionsbegriff steht hier im Mittelpunkt von mit dem Raum verknüpften performativen Alltagshandlungen. Durch die andauernde Iteration von Alltagshandlungen erhalten diese eine besondere Dynamik und werden zu Identitätsankern. Das *Schauspiel Region* selbst bietet also die Bühne, die wir im Alltag betreten und auf der wir unsere eigene Lebenswelt täglich durch Handlungen und Diskurs herstellen sowie durch ihre Wiederholung verfestigen.

Performativität lässt sich innerhalb des Regionsdiskurses auch als aktive Abgrenzung (des Individuums oder seiner Identität) über Alltagshandlungen verstehen. In der Rolle des Alltagsmenschen könnten wir vermeintlich durch (unter anderem politisch etablierte) administrative Grenzen in unserer Regionswahrnehmung eingeschränkt sein – Grenzen, die als solche aber in den Köpfen der Menschen vielleicht nicht existieren. Abgrenzung kann sich auf verschiedene Arten abspielen, die an Handlungen aus dem theatralen Bereich erinnern. Das kann eine Abgrenzung durch Worte, aber auch durch ein bestimmtes Verhalten, Körperlichkeit, Mimik oder Gestik sein. Eine solche Abgrenzung kann man am Beispiel von historisch gewachsenen Abgrenzungen in nebeneinander liegenden Talschaften sehr gut erkennen.

»Wir sehen ja rüber zu denen, Luftlinie vielleicht ein Kilometer [...] aber die sind keine von uns. Die reden anders, sind immer schon anders gewesen.« (Michael H., Paarinterview, Graz, 28.12.2021)

Ein starkes *Regionalbewusstsein*, das zur Schau gestellt wird, wirkt gleichzeitig auch ab- oder ausgrenzend.

Sehen wir Region als Bühne, auf der durch diese Handlungen Wirklichkeit hergestellt wird: Die alltäglichen Handlungen, Erlebnisse und Diskurse der Menschen in der Region (er)schaffen damit also die Region selbst. Im alltäglichen Verhandeln von regionalen Diskursen oder in Verhaltensweisen im Alltag vollziehen sich Handlungen immer in Bezug auf den Raum, in dem sie gelebt werden. Diese hergestellte und/oder *performte* Wirklichkeit oder Realität unterscheidet sich abhängig von den Rezipient:innen oder auch von den Produzent:innen und abhängig von ihrer Identifikation mit der Region. *Performances* prägen Identitäten, konstituieren Zeit, formen den menschlichen Körper, erzählen Geschichten und ermöglichen es Menschen, mit sozialen Rollen und Verhaltensweisen zu spielen, die nicht eindeutig sind. Jede Aktivität, jedes Ereignis und jedes Verhalten kann als *performance* verstanden werden (Dirksmeier & Helbrecht 2010).

Bei der Erkundung der Region durch die Darstellung einer *gespielten Region* bringt mein Verständnis des theatralen Performanzbegriffs den Mehrwert mit sich, nicht nur die Region, sondern auch ihre Herstellung als Inszenierung (an-)zu erkennen. Nach Thrift (1983, S. 40) muss die Region als eine Reihe unterschiedlicher, aber miteinander verbundener Orte der Interaktion gesehen werden. Sie kann ein

Konstrukt aus losen Inszenierungen und eine Verknüpfung von Erlebnissen in der Alltagswelt sein, die in und durch die sozialen Handlungen Aufführungscharakter erhalten – einer Aufführung von Beziehungen, Freundschaften, Nachbarschaften und Engagements. Das *Gespielte* als Inszenierung zeigt sich sehr gut am Beispiel von traditionellen Festen, die als Bühne dienen, um die Identifikation mit Region und Brauchtum zu zelebrieren. Es werden beispielsweise Tiere eingesetzt, Menschen zeigen sich in ortsüblicher Kleidung. Wir nehmen nichts anderes wahr, als das (Vor-)Spielen einer Mensch-Umwelt-Beziehung, Identifikationsleistung mit Hilfe von Äußerlichkeiten wie Musik und Brauchtum.

Intermezzo: Das Kostüm

Man tanzt, isst, trinkt, singt. Die heitere Emotion auf der Bühne wirkt sich ganz klar auf die Stimmung der Zuschauer:innen aus. Die Bühne gleicht dem Setting eines Volksfestes. Die durch Bühnenbild, Beleuchtung, Statist:innen und Musik erzeugte Atmosphäre und der aufgeführte Inhalt werden eins. Die Requisiten sind einzigartig, aufwendig, historisch anmutend, Brauchtum nachahmend. Die schillernden Trachtenkostüme der Schauspieler:innen blenden das Publikum, hinterlassen einen bleibenden Eindruck. Farbenfroh, außergewöhnlich und doch vereinheitlicht, repräsentieren die Kostüme Individualität und doch den Drang zur Zusammengehörigkeit. Heterogene Charaktere im selben (Fest-)Spiel geeint.

Ein Beispiel mit viel Außenwirkung ist das Tragen von Kleidung, die innerhalb eines Lebensbereiches oder einer Gruppe üblich ist. Tradition und Brauchtum spielt hierbei eine große Rolle, doch wurden mit der Zeit historische Brauchtümer zweckentfremdet, adaptiert und verändert. Diesen Aspekt findet man im Konzept der *Erfundenen Tradition* wieder, nach dem viele Traditionen keine alten Riten sind, sich hingegen bei näherer Betrachtung als Erfindungen der Moderne herausstellen (Hobsbawm & Ranger 2014). Das Tragen von Tracht als ursprünglich alltägliche performative Handlung prägt das Bild der Gesellschaft und wird (vermeintlich und nicht immer wissentlich) zu einer performativen Aufführung, in der sich Menschen mit einer bestimmten Volksgruppe oder einem Landesteil und seiner Geschichte identifizieren. Mein Vater wusste schon vor Jahren die Ansammlung farbenfroher (untereinander perfekt abgestimmter) Trachtenträger:innen beim ostersonntäglichen Kirchgang in der Stadtrandgemeinde zu kommentieren: »Ach, haben sie sich schon wieder alle verkleidet heute?« Für ihn war und ist das Tragen von Tracht ein Sich-Unterwerfen, eine Zurschaustellung vermeintlicher Normen, die unhinterfragt reproduziert werden. An einer solchen Situation ist die Lust am Verkleiden in unserer postmodernen Gesellschaft zu erkennen, durch die (ob gewollt oder nicht) räumliche, oder genauer, regionale Identität gelebt und inszeniert wird. Identifikation vollzieht sich anhand einer Kostümierung. Diese (oft wiederholte) Re-Präsentation und der dazugehörige Diskurs führen zu der Wahrnehmung, dass wir eben nur dazugehören, wenn wir Tracht tragen. Damit konstituiert das Tracht-

tragen performativ eine neue Wirklichkeit und trägt zur Identifikation mit einem Raum, einer Kultur oder eben einer Region bei. So lassen die Aufführungen der Region im Alltag, die permanent ritualisierte Wiederholung des Regionsbegriffs im alltäglichen Diskurs, und unser Handeln die Region in unseren Köpfen entstehen. Die gespielte Region ist aber mehr als eine schlichte Inszenierung. Die Realität wird nicht vorgespielt, sie wird durch das Aufführen und Ausführen hergestellt.

Epilog: Das hat ein Nachspiel

Etwas Gespieltes zeigt scheinbar eine künstlich hergestellte Situation, ein Hineinversetzen in eine andere Person, es wird etwas dargestellt, etwas vorgespielt. Doch phänomenologisch gesehen, kann man nie *nicht* spielen. »Natürlich ist nicht die ganze Welt eine Bühne, aber die entscheidenden Punkte, in denen sie es nicht ist, sind nicht leicht zu finden« (Goffman 2003, S. 67).

Durch die Theater-Metapher rückt das aufführende Element von sozialen Interaktionen in den Vordergrund. Die Region besteht aus einer andauernden Aneinanderreihung und Überlappung von Interaktionen (Szenen) und zeigt sich damit als kontinuierliche *performance*, da sie sich aus eben diesen Interaktionen zusammensetzt und gleichzeitig immer wieder neu erfindet – reproduziert. Im Theater oder im Leben: Kommunikation ist das Fundament zur Erschaffung von Realitäten und durch Performativität werden diese kommuniziert. Die bestehenden Muster in der menschlichen Identität werden erst durch die diskursive (persönliche und/oder gesellschaftliche) Konstruktion von Identität quasi aufgeladen. Der performative Akt der Identifikation vollzieht sich ab dem Moment, an dem sich ein Mensch einer Gruppe oder einem Raum zugehörig erkennt. Damit wird der Mensch zu genau dem, als der er sich erkannt hat. So kann auch eine Identifikation mit der Region passieren. Durch die performative Lesart wird Identifikation zu einem Bestandteil der regionalen Lebenswelt und so zu einem Element der alltäglichen Raumproduktion durch das Soziale.

Hier spielt sich räumliche Verortung ab, aber nicht (nur) durch Narration, sondern durch das Verkörpern im Sinne einer Performativität. Es zeigt sich durch Formen der Erfahrung und Bewegung, die nicht kognitiv oder klar zu beschreiben sind, wie es auch das affektive Handeln abbildet (Thrift 1996, S. 10).

»Ich weiß, wenn ich mit dem Auto unterwegs bin, irgendwo dort beim Kreisverkehr endet plötzlich meine Region [...] wenn ich so darüber nachdenke, das ist so ein Gefühl [...] das kann ich nicht erklären.« (Katharina H., Paarinterview, Graz, 28.12.2021)

Als ehemalige Leiterin einer Improvisationstheatergruppe sehe ich Parallelen zwischen Theater und gelebtem Alltag. Dabei denke ich an affektbasierte Szenen, das

Entstehen von Routinen im Spiel und das Erspielen und Fühlen von Alltagssituationen, impulsgeleitete Szenen und große Emotionen im Spiel. Demnach lässt sich affektives Denken und Handeln von der Bühne auch in Alltagshandlungen übersetzen und umgekehrt. Im Improvisationstheater gibt es im Gegensatz zum Theaterstück wenige oder nicht vorhandene vorbestimmte schriftliche Fixierungen wie Manuskripte oder Regieanweisungen. Die Improvisation entwickelt sich spontan, situationsbedingt aus den Eigenschaften der Spieler:innen heraus. Die Quelle der Inspiration auf der Bühne ist dabei das Unbewusste, der Zufall und das Unerwartete (Lösel 2013).

Intermezzo: Improvisation

Die Region folgt anfangs der Inszenierung, doch immerzu geschieht Unvorhergesehenes. Das (Schau-)Spiel verläuft anders als geplant. Die Schauspieler:innen werden von unerwarteten Emotionen geleitet und reagieren in Wechselwirkung mit dem Publikum. Jede Vorstellung ist unterschiedlich. Die Region und alle Beteiligten müssen improvisieren, spielen jetzt nach Intuition und erfinden sich damit selbst immer wieder neu.

Ein theaterwissenschaftlicher Zugang zu regionsspezifischen Fragestellungen und möglicherweise die Untersuchung durch Spiel oder Improvisation kann die Möglichkeit bieten, neben der Beziehung zwischen Raum und Individuum, auch Kommunikation, Diskurs und Handlungsvollzug im Alltag als regionale Identifikationsfaktoren zu erfassen. Ein in der Gesellschaft entstehendes Regionsverständnis lässt sich so gut fassen. Die gespielte Region bringt so eine weitere handlungs- und ortsbezogene – vor allem aber eine spielerische – Dimension in unsere Gedankenwelt ein.

»Die Komödie sucht schlechtere, die Tragödie bessere Menschen nachzuahmen, als sie in der Wirklichkeit vorkommen« (Aristoteles 1987, S. 9). Lassen wir die Region also ein Drama sein, in Ausprägung einer Tragödie, manchmal auch als Komödie. Gefüllt mit Akteur:innen, Regisseur:innen und Bühnenbildner:innen des Alltags. Angeleitet von einem Skript, im Rahmen gesetzter Grenzen, aber frei für die Interpretation und Improvisation Einzelner.

Literatur

- Aristoteles (1987). *Poetik: Griech./dt.* Stuttgart: Reclam.
- Blotevogel, H. H. (2000). Zur Konjunktur der Regionsdiskurse. *Informationen zur Raumentwicklung: IzR*, 9(10).
- Butler, J. (2001). *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung.* In: Butler, J. (Hg.) *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Dirksmeier, P. (2009). Performanz Performativität und Geographie. *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 83(3): 241-259.
- Dirksmeier, P. (2013). Zur Methodologie und Performativität qualitativer visueller Methoden – Die Beispiele der Autofotografie und reflexiven Fotografie. In: Rothfuss, E. & Dörfler, T. (Hg.) *Raumbezogene qualitative Sozialforschung*, 83-101. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93240-8_4.
- Dirksmeier, P. & Helbrecht, I. (2010). Intercultural interaction and »situational places«: a perspective for urban cultural geography within and beyond the performative turn. *Social Geography Discussions*, 6(1): 141-164. <https://doi.org/10.5194/sgd-6-141-2010>.
- Dudenredaktion (o.J.). *Spiel*. Berlin: Duden.
- Fischer-Lichte, E. (2017). *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (2003). *Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Zürich: Piper.
- Heley, J. & Welsh, M. (2017). Regions Rock : Heavy Metal and the Role of Music in the Construction of Regional Identity for the British Midlands. In: Jones, M. & Riding, J. (Hg.) *Reanimating Regions*, 26-45. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315679723-4>.
- Hobsbawm, E. J. & Ranger, T. O. (Hg.) (2014). *The Invention of Tradition*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hudelist, A. (2017). Performanz, Performativität und Performance. Eine unvollständige Rekonstruktion. In: Hudekist, A & Kramer, S. (Hg.) *Kultur des Performativen*. ide, 41(3): 9-17. Innsbruck: StudienVerlag.
- Lösel, G. (2013). *Das Spiel mit dem Chaos: Zur Performativität des Improvisationstheaters*. Bielefeld, transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839423981>.
- Meyer, F. & Miggelbrink, J. (2018). »Der Konjunktiv ist das Problem«. Zirkularität, Performativität und Reifikation in der geographischen Forschung. In: Meyer, F., Miggelbrink, J. & Beurskens, K. (Hg.) *Ins Feld und zurück – Praktische Probleme qualitativer Forschung in der Sozialgeographie*, 17-23. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg. https://doi.org/10.1007/978-3-662-55198-1_2.
- Miggelbrink, J. (2014). »Diskurs, Machttechnik, Assemblage. Neue Impulse für eine regionalgeographische Forschung«. *Geographische Zeitschrift*, 102(25): 25-40.
- Strüver, A. & Wucherpennig, C. (2015). 4. Performativität. In: Glasze, G. (Hg.) *Handbuch Diskurs und Raum*, 107-128. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839411551-004>.
- Thrift, N. (1983). On the Determination of Social Action in Space and Time. *Environment and Planning D. Society and Space*, 23-57. <https://doi.org/10.1068/d010023>.
- Thrift, N. (1996). *Spatial Formations*. London: SAGE Publications Ltd. <https://doi.org/10.4135/9781446222362>.

- Thrift, N. (1997). The still point: resistance, embodiment and dance. *Geographies of Resistance*, 124-151.
- Thrift, N. (2004). Performance and Performativity: A Geography of Unknown Lands. In: Duncan, J. S., Johnson, N. C. & Schein, R. H. (Hg.) *A Companion to Cultural Geography*, 121-136. Malden, MA: Blackwell Publishing Ltd. <https://doi.org/10.1002/9780470996515.ch9>.
- Wardenga, U. (2005). »Kultur« und historische Perspektive in der Geographie. *Geographische Zeitschrift*, 93(1): 17-32.
- Werlen, B. (1992). Regionale oder kulturelle Identität? *Berichte zur deutschen Landeskunde*, 66: 9-32.
- Werlen, B. (1999). *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen*. Stuttgart: F. Steiner.
- Wille, C. (Hg.) (2014). *Räume und Identitäten in Grenzregionen: Politiken – Medien – Subjekte*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839426494>.
- Wirth, U. (2002). *Performanz: Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Die gesunde Region

Anke Strüver

In diesem Beitrag geht es nicht um die Region, sondern um Gesundheit. Diesen Fokus wähle ich nicht, um Wiederholungen innerhalb des Bandes zu vermeiden oder mich von anderen Beiträgen deutlicher abzugrenzen. Ich wähle ihn, um hier Gesundsein und Gesundheit als aktuelles geographisches bzw. raumtheoretisches Thema zu diskutieren, das immer wieder Gefahr läuft, auf den Raum gleichermaßen als Problem wie als Lösung reduziert zu werden. Dies wird in regionalen wie auch internationalen Programmen zur Gesundheitspolitik besonders deutlich.

Gesundheit ist mehr als die Abwesenheit von Krankheit. In ihrer Gründungspräambel umschreibt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) Gesundheit als einen »Zustand des vollkommenen physischen, geistigen und sozialen Wohlbefindens« (WHO 1946). Diese Definition hat nur wenig Gemeinsamkeiten mit dem Gesundheitsverständnis der evidenzbasierten Wissenschaft und Biomedizin und orientiert sich stattdessen stärker an gesellschaftlichen, denn an regionalen Ungleichheiten. Dennoch wurde mit dem WHO-Programm *Gesundheit für alle* und dem Paradigma der *Gesundheitsfördernden Umweltbedingungen* der Ottawa Charta ab 1986 eine Art *spatial turn* vollzogen, der durch den Übergang von der Reaktions- zur Präventionspolitik als Querschnittsaufgabe begleitet wurde (WHO 1986).

Um Gesundheit als gesellschaftliche Querschnittsaufgabe zu diskutieren, schlage ich ein gleichermaßen mehr-als-räumliches und auch ein mehr-als-menschliches Denken im Sinne der mehr-als-menschlichen Geographien vor. Gesundheit gesellschafts- und damit zugleich gerechtigkeitszentriert zu adressieren bietet die Chance, das langanhaltende Dilemma der sozialwissenschaftlichen Gesundheitsforschung zu überwinden, ob nun die sozialräumlichen Verhältnisse oder das individuelle Verhalten ausschlaggebend für Wohlbefinden seien. Ziel dieses Beitrags sowie meiner Argumentation ist nicht, Ungerechtigkeit als Ungleichheit empirisch zu dokumentieren, sondern sozialtheoretisch zu reflektieren. Dafür wird im folgenden Abschnitt zunächst kurz in aktuelle *Healthy-Regions*- und *Healthy-Cities*-Programme eingeführt und es werden ihr Raumzentrismus sowie ihr verhaltenswissenschaftlicher Anthropozentrismus illustriert und kritisiert. Anschließend diskutiere ich die These, dass in der *gesunden Region* Umweltverhältnisse auf gebaute, physische, soziale und technologische Umwelten reduziert

werden – und die zugrunde liegenden gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnisse unberücksichtigt bleiben. Diese Verkürzung geht mit dem Ziel der Gleichheit (*equality, equity*) einher und verunmöglicht dadurch soziale Gerechtigkeit (*justice*). Im Ausblick bringe ich daher die gesunde Region mit gesellschaftlich beeinflussten Verkörperungsprozessen in Verbindung, um Gesundheit als Gerechtigkeitsfrage – und nicht als eine Frage regionaler Infrastrukturen – zu thematisieren.

Die Gesundheitsregion und räumliche Verhältnisse

Der Raum spielt in der klassischen, d.h. raumwissenschaftlichen Medizingeographie eine tragende Rolle, im übertragenen wie im wörtlichen Sinne: Diese analysiert vor allem die räumliche Verteilung von Krankheit sowie die räumliche Nähe zu medizinischen Infrastrukturen. Damit können mögliche räumliche Ursachen und Ausbreitungen von Krankheit einerseits und die Nähe zu Gesundheitsinfrastrukturen andererseits empirisch erfasst und visualisiert werden (Jones & Moon 1993). Darüber hinaus kann anhand von Krankheit oder Gesundheit – bzw. anhand von Krankheit *und* Gesundheit – auch leicht eine ganze Region charakterisiert werden: So ist beispielsweise die Chemieregion Bitterfeld als eine Region mit hoher Industrie- und Krankheitskonzentration (*Bitterfeld-Syndrom*) bekannt. Sie ist aber mittlerweile und aufgrund ihrer hohen Dichte an Seen (in ehemaligen Gruben des Braunkohletagebaus) auch als Freizeitregion bekannt. Zudem ist sie Teil der *Gesundheitsregion Sachsen-Anhalt* und grenzt im Osten direkt an die *Gesundheitsregion Dübener Heide* (siehe Beispiel 1). Dieses gleichermaßen bekannte wie beliebige Beispiel macht deutlich, dass sich das Auftreten, die Verbreitung und auch die Ursachen von Gesundheit und Krankheit nicht mit Begriffen wie Nähe und Distanz zu positiven oder negativen Umweltstressoren wie reizvoller Landschaft oder Wasser-, Boden- und Luftverschmutzung erklären lassen.

Beispiel 1: Gesundheitsregion oder Gesunde Region?

»Abschalten und entspannen, sich eine Auszeit vom Alltag nehmen, neue Energie tanken und wieder zu Kräften kommen – dafür bietet die GESUNDHEITSREGION NATURPARK DÜBENER HEIDE eine vielfältige Auswahl naturheilkundlicher, wohltuender Verfahren und Heilmittel an, die der Reaktivierung der körpereigenen Heilungskräfte dienen. Natürliche Behandlungsmethoden und das Wissen aus einem Jahrhunderte alten Erfahrungsschatz sind hierfür die Grundlagen. Anbieter von Gesundheitsleistungen im Naturpark Dübener Heide haben sich im Netzwerk ›naturgesund‹ zusammengeschlossen und laden Sie ein, etwas Gutes für Körper und Seele zu tun – inmitten einer einzigartigen Natur- und Kulturlandschaft.« (Naturpark Dübener Heide o.J., o.S.)

Die Gesundheitsregion östlich von Bitterfeld bewirbt sich also neben ihrer Landschaft mit Präventionsdienstleistungen, die mit Krankheit – wie auch mit der speziellen Region oder einer gesunden Region – wenig zu tun haben.

Das Leben in einer *ungesunden* Region mit *schlechter Umwelt* bzw. in einer *schlecht ausgestatteten Region* wurde in der Medizingeographie von jeher als ein Zustand der Ungleichverteilung anerkannt; dazu wurde festgestellt, dass diese Benachteiligung vor allem marginalisierte Bevölkerungsgruppen betrifft (Rosenberg 2017). Allerdings wurde und wird daraus vorrangig der Bedarf an einer besseren Verteilung abgeleitet, vor allem der Gesundheitsinfrastrukturen wie Facharztpraxen, Krankenhäuser und Pflegeheime. Das europäische *Healthy-Regions*-Programm der WHO (2000) ist dafür ein Komplementärbeispiel, das als Teil der HEALTH21-Programmschiene (= Gesundheit für das 21. Jahrhundert) die Ungleichheiten zwischen und innerhalb von Regionen im Hinblick auf die Ausstattung mit Gesundheitsinfrastrukturen minimieren will. Zugleich wird in diesem Programm verstärkt an die Selbstverantwortung appelliert (WHO 2000, S. 10) – und zwar an die der Regionen wie an die der dort lebenden Personen (siehe Beispiel 2).

Beispiel 2: Gesunde Region, Gesundheitsregion oder Plusregion?

»ALPINE GESUNDHEITSREGION: DAS SALZBURGERLAND WIRKT! Das SalzburgerLand tut der Gesundheit gut – sowohl im Sommer wie auch im Winter. Hier finden Sie intakte Natur, Spitzenmedizin und Gastgeber auf höchstem Niveau. Zusammen bieten sie ein ideales Umfeld zur Prävention, Kuration, Rehabilitation oder Leistungssteigerung.« (SalzburgerLand Tourismus o.J., o.S.)

Niederösterreich kann das noch überbieten, denn es hat gleich fünf Gesundheitsregionen. Sie heißen Wald-, Most- und Weinviertel sowie Thermenregion und Region Mitte (NÖ Landesgesundheitsagentur o.J., o.S.). Die Namen regen direkt an, zu überlegen, ob der Wein(konsum) besonders gesund macht, oder inwiefern *die Mitte* der Gesundheit (nicht) guttut. Gerade Letzteres, der Begriff *Mitte*, macht aber deutlich, dass es in Niederösterreich – anders als im SalzburgerLand – nicht um die landschaftliche und touristische Attraktivität geht, sondern um die dezentrale Gesundheitsversorgung auf Basis von fünf Organisationsgesellschaften, die Kliniken und Pflegezentren umfassen. Eine Region hat dabei offensichtlich keinerlei Besonderheiten vorzuweisen, außer dass sie in der Mitte liegt, was ja auch ein regionales Alleinstellungsmerkmal sein kann.

Ähnlich – und doch wieder anders – ist es in Bayern: Denn auch der Plural lässt sich augenscheinlich noch steigern: Hier findet sich nicht eine Gesundheitsregion, nicht mehrere, sondern das, was ich als *PluralPlus* bezeichnen möchte, nämlich »Gesundheitsregionenplus« (Bayerisches Staatsministerium für Gesundheit und

Pflege o.J., o.S.). Aber letztlich zielt das *Plus* hier nur auf die Verbesserung der medizinischen und pflegerischen Versorgung durch regionale Netzwerke.

Um nochmals nach Österreich zurückzukehren: Tirol hat keine Gesundheitsregion, aber eine gesunde Region – die als Vitalregion vermarktet wird:

»Ziel des Projektes ist es, Regionen, die den Trend Gesundheit mit dem touristischen Angebot für Einheimische und Gäste gleichermaßen verknüpfen möchten, zu identifizieren, ihnen notwendige Informationen zukommen zu lassen und sie im Entwicklungsprozess, gemeinsam mit privatwirtschaftlichen und wissenschaftlichen Experten, zu begleiten, um der Bevölkerung und den Gästen ein klares Angebot und Profil als Region im Bereich Gesundheit (Prävention) zu bieten« (Standortagentur Tirol o.J., o.S.).

Projektpartner sind die Standortagentur Tirol, Tirol Werbung und Agrarmarketing Tirol; *Gesundheits*-Partner:innen im engeren Sinne sind nicht beteiligt. Anders als in Bayern und Niederösterreich zeigt sich im SalzburgerLand und in Tirol, dass Gesundheit ein leerer Signifikant mit hoher Marktsignifikanz ist, denn Gesundheit lässt sich gut vermarkten!¹

Warum bewerben sich Regionen als Gesundheitsregionen und was muss dafür vorhanden sein? Gesundheitsinfrastrukturen wie Ärzt:innenzentren, Kliniken und Yogashalas oder doch vielmehr die gut zu vermarktende *unberührte* Natur einer *therapeutischen* Seen- oder Berglandschaft?² Oder ist vielleicht eine sozial gerechte(re) Gesellschaft besonders gesund und macht auch ihre Region gesund? Um das zu diskutieren, verschiebe ich den Blick vorübergehend auf die gesunde StadtRegion, denn diese existiert als politisches Programm schon länger und detaillierter als die *Healthy Region*.

Die aktuellen Programme zur gesunden Stadt basieren auf den vier Säulen Stadtgestalt (Bebauungsdichte, Verkehrsachsen, Grünräume), Umweltungerechtigkeit (Feststellung der ungleichen Verteilung von marginalisierten Bevölkerungsgruppen auf besonders schadstoffbelastete Teilräume), Gesundheit als Querschnittsthema für alle Politikbereiche und Klimawandelfolgen (Schlicht 2017). Der Wissenschaftliche Beirat Globale Umweltveränderungen (WBGU 2016, S. 9f.) hat dies mit Bezug auf Letztere bzw. das Zusammenspiel von gesunder *und nachhaltiger* Stadtentwicklung in drei Aspekten zusammengefasst: Erhaltung der

1 Es sei am (unteren Seiten-)Rande erwähnt, dass sich bei allen hier erwähnten Gesundheitsregionen inmitten der so genannten vierten und fünften Welle der COVID-19 Pandemie (im Winter 2021/2022) keine Hinweise auf das Virus finden lassen.

2 Es gibt seit dreißig Jahren eine Diskussion zu »Therapeutischen Landschaften«; da sich das Konzept allerdings auf die physischen wie psychischen Qualitäten von Natur- und Kulturlandschaften für das individuelle Wohlbefinden konzentrieren, bleibt es hier unberücksichtigt (siehe Gebhard & Kistemann 2016).

natürlichen Lebensgrundlagen (vor allem Wasser und Vegetation), Ermöglichung politischer und ökonomischer Teilhabe – nicht etwa sozialer – und Entwicklung *stadtspezifischer Eigenarten* zur Gesundheitsförderung.

Die meisten europäischen Städte – und hier bestätigen Ausnahmen wie Kopenhagen oder Amsterdam die Regel – sind primär mit dem anhaltenden Umbau von der autogerechten zur sozial- und klimagerechten Stadt der kurzen Wege beschäftigt. Die in diesem Zusammenhang relevanten Elemente wie mehr Frei-, Grün- und Blauräume, weniger Versiegelung, bessere Infrastrukturen für aktive Mobilität etc. sind zugleich Elemente der gesunden, der nachhaltigen und der so genannten lebenswerten Stadt (siehe Beispiel 3). *Healthy-City*-Programme unterscheiden negative und positive Umweltstressoren: Erstere umfassen Schadstoffbelastungen in Luft, Böden und Wasser sowie Lärm und Hitze bzw. Kälte. Zu den positiven Stressoren gehören vor allem Grün- und Blauräume sowie beschattete und barrierefreie Fuß- und Radwegenetze, da sie zu den gesundheitsfördernden räumlichen Infrastrukturen gezählt werden.

Beispiel 3: Die gesunde Stadt ist eine lebenswerte Stadt – die lebenswerte Stadt ist eine gesunde Stadt.

»Wien ist eine lebenswerte Stadt – immer wieder landet die Stadt im internationalen Vergleich mit anderen Großstädten in Rankings zur Lebensqualität in den ersten Rängen. Die Lebensqualität hängt von vielen Faktoren ab: grüne Naherholungsgebiete, interessante Freizeitangebote, Sicherheit, wirtschaftliche und politische Stabilität, gesunde Nahversorgung und vieles mehr. Die Stadt soll ein Lebensraum sein, der Kindern und Jugendlichen ein gesundes Aufwachsen ermöglicht, ein gesundes Miteinander der Generationen fördert und ein gesundes Altern erlaubt. Die Gesundheitsförderung ist dafür in den direkten Lebensumfeldern der Wienerinnen und Wiener aktiv: Gesundheitsförderung wird vor allem in den Stadtteilen gelebt, hier werden settingorientierte Projekte und Maßnahmen umgesetzt. Wienweite Informationskampagnen und Veranstaltungen zu Themen wie gesunder Ernährung, Bewegung und seelischer Gesundheit sind ein weiterer Baustein am Weg zu einer umfassend gesunden Stadt.« (Stadt Wien 2018, o.S.)

Allerdings werden mit der gesunden-nachhaltigen-lebenswerten Stadt nicht drei Fliegen mit einer Klappe geschlagen; vielmehr wird Verbesserung des physischen, psychischen, sozialen und umweltbedingten Wohlergehens der Stadtbevölkerung auf veränderte urbane Verhältnisse im Sinne von Ausstattungsmerkmalen reduziert. Hier unterscheiden sich aktuelle Maßnahmen bislang kaum vom ursprünglichen *Healthy-Cities-for-Europe*-Programmen (WHO 1992) – mit Ausnahme der Erweiterung um Nachhaltigkeit- und Klimawandelanpassungsstrategien. Die europäischen *Healthy-Regions*- wie auch *Healthy-Cities*-Programme (WHO

1992, 2000) stehen auf den Säulen saubere und sichere Lebensumgebung sowie Grundbedürfnisbefriedigung, ökologisch ausgewogene Umweltbedingungen, gemeinschaftliche Unterstützung und Beteiligung, nachhaltiges Wirtschaften, Erhaltung des biologischen und kulturellen Erbes sowie »optimale Gesundheitsversorgung« und »niedriger Krankheitsstand« (WHO 1992, S. 4) – beides wird nicht weiter spezifiziert. Anhaltend verschleiert werden durch diese Programme und die an sie gebundenen Indikatoren- und Monitoringsysteme gesellschaftliche Machtverhältnisse und sozial wie räumlich verkörperte Ungleichheiten von Krankheit und Gesundheit (siehe Menton et al. 2020 am Beispiel der Kritik an der Agenda 2030; Letztere ähnelt ohnehin als Gesamtprogramm dem zur gesunden-nachhaltigen-lebenswerten Stadt, vgl. United Nations 2015). Wenn in all diesen politischen Programmen Krankheit und Gesundheit als *körperliche* Phänomene thematisiert werden, dann als Resultat eines *falschen* oder *richtigen* (Risiko-)Verhaltens.

Die gesunde Person und menschliches Verhalten

Das Pendant zum Raum bzw. zu den regionalen Verhältnissen gesundheitsrelevanter Infrastrukturen und positiver wie negativer Umweltstressoren in der Erklärung von Gesundheit und Krankheit ist das individuelle Verhalten. Als Risikoverhalten gelten vor allem Bewegungsmangel, Nikotin- und Alkoholkonsum sowie *schlechte* Ernährung. Dieses wird, so die Annahme, durch die sozialen Determinanten von Gesundheit relativiert bzw. intensiviert, d.h. durch den sozioökonomischen und -kulturellen Status entlang von Einkommen, Arbeitslosigkeit, Migrationserfahrung und sozialen Umweltverhältnissen. Als Teil des neoliberalen Gesellschaftsumbaus kommt dabei dem *präventiven Selbst* eine wachsende biopolitische sowie ethisch-moralische Bedeutung zu, also dem eigenverantwortlichen, proaktiv gesunden Verhalten und der Risikominimierung von Krankheit (vgl. Paul & Schmidt-Semisch 2010; Strüver 2012). In neoliberal regierten, ehemals wohlfahrtsstaatlichen Gesellschaften wurde Gesundheit zunehmend privatisiert und ökonomisiert, sowohl auf individueller wie auch institutioneller Ebene (d.h. von Kliniken, Pflegeeinrichtungen usw.). Zugleich verwenden Regionen, wie bereits oben illustriert, Gesundheit als Marketinginstrument und optimieren die *räumliche* Verteilung ihrer zunehmend privatisierten Gesundheitsinfrastruktur.

Um Gesundheit hingegen als *gesellschaftliches* Phänomen und Verteilungsproblem zu diskutieren, bedarf es der Berücksichtigung von biophysischen, diskursiven und sozialen Verkörperungsprozessen. Daran geknüpft ist ein Verständnis von biophysischen Ungleichheiten als *Effekte* sozialer Ungerechtigkeiten, zum Beispiel strukturellem Rassismus, und den aus ihnen resultierenden räumlichen Segregationsprozessen. Die soziale und physische Umwelt wird dann nicht nur sprichwört-

lich, sondern auch biologisch inkorporiert. Insbesondere Nancy Krieger (2001) erweitert mit diesem Ansatz die Annahmen der prägenden (sozialen und physischen) Umweltverhältnisse und des Verhaltens um die soziostrukturell produzierten biophysischen Verkörperungsprozesse.

Für mehr-als-menschliche Geographien spielen Verkörperungsprozesse im Sinne dieser biosozialen Verschränkung von Körpern und Umwelten eine wichtige Rolle, beispielsweise in Form transkörperlicher Relationen, »in which human bodies are not only imbricated with one another but also enmeshed with nonhuman creatures and landscape« (Alaimo 2016, S. 67). Diese Betonung von Verkörperung bietet neue Rahmungen von Umwelt- und Gesundheits(un)gerechtigkeit als verkörperte Ausdrucksformen gesellschaftlich strukturierter Geographien von Ungleichheit (Prior et al. 2019). Die Rahmung verweist zudem auf den zweiten Teil meiner Eingangsthese, dass die Abwesenheit von Krankheit und die Anwesenheit von Gesundheit ein sozial strukturierter Vermittlungsprozess jenseits von Umweltverhältnissen und individuellem Verhalten ist, der gleichermaßen in der Stadt wie in der Region wirkt (siehe Dzudzek & Strüver 2020 für die Stadtgeographie). Mit *sozial strukturierten Vermittlungsprozessen* sind allerdings lange nicht nur die sozialen Determinanten von Gesundheit gemeint, denn es gibt »einen Zusammenhang zwischen sozio-ökonomischer Lage, soziokulturellem Kontext, Wohnort und Gesundheit, zwischen Gesellschaft, Gesundheit und Geographie« (Dzudzek & Strüver 2020, S. 250).

Aus den USA gibt es zahlreiche Beispiele für *strukturellen Umweltrassismus*, die deutlich machen, dass insbesondere *People of Colour* von Umweltungerechtigkeit nicht nur soziokulturell, sondern auch biophysisch – im Sinne der Inkorporierung von Umweltverhältnissen und negativen Stressoren in transkörperlichen Relationen – betroffen sind (ausführlicher siehe Strüver 2019). Gesellschaftliche Einflüsse wirken buchstäblich als biophysische Merkmale, in Form von Krankheit oder Gesundheit. Vor diesem Hintergrund bezieht sich Verkörperung als Prozess somit auf die biophysische Verfasstheit des Körpers weder als angeboren noch als Produkt individuellen Verhaltens, sondern als sozial produzierten biologischen Organismus.

Sozioökonomische und -kulturelle Marginalisierungen resultieren nicht automatisch in Krankheit und in gleich starkem Aufkommen von Krankheit (These der sozialen Umweltverhältnisse). Zugleich machen auch positive wie negative Umweltstressoren in einer Region nicht alle Exponierten gleichermaßen gesund oder krank. Auf Basis dieser Feststellungen rücken die gesellschaftlichen Strukturen und biophysischen Prozesse in den Vordergrund, die *hinter* den Determinanten von Gesundheit – und auch hinter dem Risikoverhalten von Personen – liegen und die als Ursachen für die ungleichen Verkörperungen von gesellschaftlichen Machtverhältnissen in Form von Krankheit und Gesundheit betrachtet werden müssen.

Verkörperung und gesunde Region

In diesem Beitrag ging es weniger um die Region als um Gesundheit, da dem Raum in Fragen der *Verteilung* von Gesundheit (und Krankheit) im Vergleich zur Gesellschaft eine viel zu hohe Bedeutung zugestanden wird. Dies gilt sowohl im Zusammenhang mit den Ursachen von Krankheit und Gesundheit als auch den Maßnahmenkatalogen zu deren Bekämpfung bzw. Erreichung. Dennoch ist die Raumzentrierung im Kontext von Gesundheit häufig eine Form, die sich als Alternative zu individuellem Risiko bzw. Verhalten präsentiert. Dadurch bleiben Fragen zur gesunden Region und zur regionalen Gesundheit im Ping-Pong von *Verhältnissen* und *Verhalten* stecken und Eingriffe setzen entweder am Raum oder am menschlichen Individuum an – und nicht an den gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnissen. Für Technokrat:innen erscheint dabei der Raum die leichtere Möglichkeit, vor allem im Hinblick auf Interventionen in die Infrastruktur und gebaute Umwelt, da komplexe gesellschaftliche Fragen unberücksichtigt bleiben können. Bürokrat:innen hingegen appellieren an verantwortungsvolles, gesundheitsbewusstes Verhalten und verschleiern dies als Selbstermächtigung.

Das eigentliche Dilemma erscheint mir aber weniger eines zwischen Verhältnissen und Verhalten bzw. Region und Person zu sein: Es birgt, wenn auch gut versteckt, die Frage in sich, ob die allgemeine Verbesserung der menschlichen Gesundheit oder der generelle Abbau von sozialer Ungerechtigkeit in Gesundheitsaspekten erreicht werden soll. Ein Fokus auf Letzteres verunmöglicht regionale bzw. raumbasierte Ansätze und verschiebt personen-zentrierte Ansätze in den Bereich des Gesellschaftlichen und auch Mehr-als-Menschlichen. Denn wenn die Ursachen für soziale und räumliche Ungleichheiten in der Gesundheit ungerechte Gesellschaftsstrukturen sind, dann müssen diese Strukturen in den Fokus gerückt werden: als soziale und politische Alternative zu Verhältnis- und Verhaltensänderungen im Sinne von Symptombekämpfungen. Daher geht es weder um regionale bzw. um Umwelt-Verhältnisse noch um räumliche, soziale oder technologische Maßnahmen zur Verbesserung von Gesundheit (und/oder Nachhaltigkeit), sondern um Gesellschaft und Gesundheit. Und daran geknüpft ist eine Auseinandersetzung mit verkörperter Gesundheitsgerechtigkeit, nicht verräumlichter Umweltungerechtigkeit.

Die sozialstrukturellen Unterschiede in Krankheit und Gesundheit sind von individuell unterschiedlichen Gesundheitszuständen zu unterscheiden (Krieger 2001), denn am wichtigsten sind die gesellschaftlichen Strukturen, die zu sozialen und räumlichen gesundheitlichen Ungleichheiten führen. Vor diesem Hintergrund erscheinen die politischen Programme der *Healthy-Cities*- und *Healthy-Regions*-Ansätze sowie die verwandten politischen Programmschienen zur Nachhaltigkeit unterkomplex: Sie entwickeln Maßnahmen zur Verbesserung der (Umwelt-)Verhältnisse unter der Maßgabe von Gleichverteilung, nicht sozialer

Gerechtigkeit. Relevant und interessant ist somit weniger die Konzentration von Krankheiten in bestimmten Regionen als die komplexe sozial strukturierte Produktion der Verkörperung von Krankheit und Gesundheit. Verkörperung ist dann nicht nur Resultat von räumlich situierter biophysischer Umweltexposition; sie ist auch Effekt der gesellschaftlichen (Un-)Möglichkeiten, Arbeitsalltag und Wohnumgebung selbst zu bestimmen – und dieser Fokus auf Alltagsorganisation und *soziale* Teilhabe unterscheidet sich wiederum grundlegend von den Programmen zur individualisierten Risikoprävention und zur räumlichen Gestaltungsintervention.

Mithilfe der mehr-als-menschlichen Perspektive auf Verkörperungsprozesse lässt sich zeigen, dass die Fakten der evidenzbasierten Biomedizin nicht ausreichen, um die unterschiedlichen Verkörperungen von Umweltexpositionen zu erklären. Dafür bedarf es vielmehr einer gesellschaftstheoretisch fundierten Analyse von sozialen Strukturen. Erst dann lässt sich Gesundheit als ein Mehr gegenüber der Abwesenheit von Krankheit adressieren – als die Abwesenheit von Gesundheitsungleichheiten zwischen sozial hierarchisierten Gruppen.

Literatur

- Alaimo, S. (2016). *Exposed. Environmental Politics and Pleasures in Posthuman Times*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Bayerisches Staatsministerium für Gesundheit und Pflege (o.J.). *Gesundheitsregionen+plus*. München: Bayerisches Staatsministerium für Gesundheit und Pflege. Abrufbar auf: <https://www.gesundheitsregionenplus.bayern.de/> [Zugriff: 08. August 2022].
- Dzudzek, I. & Strüver, A. (2020). Urbane Gesundheitsgerechtigkeit: Öko-sozial-epidemiologische Forschungsperspektiven für eine kritische Stadtgeographie verkörperter Ungleichheiten. *Geographische Zeitschrift*, 108(4): 249-271. <https://doi.org/10.25162/gz-2020-0005>.
- Gebhard, U. & Kistemann, T. (2016). *Landschaft, Identität und Gesundheit: Zum Konzept der Therapeutischen Landschaften*. Wiesbaden: Springer.
- Jones, K. & Moon, G. (1993). Medical geography: Taking space seriously. *Progress in Human Geography*, 17(4): 515-524. <https://doi.org/10.1177/030913259301700405>.
- Krieger, N. (2001). Theories for social epidemiology in the 21st century: an ecosocial perspective. *International Journal of Epidemiology*, 30(4): 668-677. <https://doi.org/10.1093/ije/30.4.668>.
- Menton, M., Larrea, C., Latorre, S., Martinez-Alier, J., Peck, M., Temper, L. & Walter, M. (2020). Environmental justice and the SDGs: from synergies to gaps and contradictions. *Sustainability Science*, 15: 1621-1636. <https://doi.org/10.1007/s11625-020-00789-8>.

- Naturpark Dübener Heide (o.J.). *Gesundheitsregion Dübener Heide*. Bad Dübener Heide: Verein Dübener Heide e.V. Abrufbar auf: <https://naturpark-duebener-heide.de/naturgesund/> [Zugriff: 08. August 2022].
- NÖ Landesgesundheitsagentur (o.J.). *Gesundheitsregionen Niederösterreich*. St. Pölten: NÖ Landesgesundheitsagentur. Abrufbar auf: <https://www.landesgesundheitsagentur.at/gesundheitsregionen> [Zugriff 08. August 2022].
- Paul, B., Schmidt-Semisch, H. (Hg.) (2010). *Risiko Gesundheit. Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft*. Wiesbaden: VS.
- Prior, L., Manley, D. & Sabel, C. E. (2019). Biosocial health geography: New ›exposomic‹ geographies of health and place. *Progress in Human Geography*, 43(3): 531-552. <https://doi.org/10.1177/0309132518772644>.
- Rosenberg, M. (2017). Health geography III. Old ideas, new ideas or new determinisms? *Progress in Human Geography*, 41(6): 832-842. <https://doi.org/10.1177/0309132516670054>.
- SalzburgerLand Tourismus (o.J.). *Gesundheit erhalten*. Hallwang: SalzburgerLand Tourismus GmbH. Abrufbar auf: <https://www.salzburgerland.com/de/> [Zugriff: 08. August 2022].
- Schlicht, W. (2017). *Urban Health. Erkenntnisse zur Gestaltung einer »gesunden« Stadt*. Wiesbaden: Springer Spektrum.
- Stadt Wien (2018). *Gesunde Stadt*. Wien: Wiener Gesundheitsförderung. Abrufbar auf: <https://www.wig.or.at/Gesunde%20Stadt.168.o.html> [Zugriff: 05. Januar 2022].
- Standortagentur Tirol (o.J.). *Gesunde.Region*. Innsbruck: Standortagentur Tirol GmbH. Abrufbar auf: <https://www.standort-tirol.at/unternehmen/gesundtirol/gesunderegion>. [Zugriff: 08. August 2022].
- Strüver, A. (2012). Fit oder fett – Körperkult(-ur) und die Erforschung der Interdependenzen sozialer und räumlicher Kategorisierungen. *Geographische Zeitschrift*, 100(1): 17-33.
- Strüver, A. (2019). Von der Inkorporierung und Verkörperung des Sozialen zur Somatisierung der Umwelt: Posthumanistische Überlegungen zum biosozialen Subjekt. *Geographica Helvetica*, 74 (2): 223-233. <https://doi.org/10.5194/gh-74-223-2019>.
- United Nations (2015). *Transforming our world: the 2030 Agenda for Sustainable Development*. Abrufbar auf: <https://sdgs.un.org/2030agenda> [Zugriff: 05. Januar 2022].
- WBGU (Wissenschaftlicher Beirat Globale Umweltveränderungen) (2016). *Der Umzug der Menschheit: Die transformative Kraft der Städte (Zusammenfassung des Hauptgutachtens zur Habitat III)*. Berlin: WBGU.
- WHO (World Health Organization) (1946). *Preamble to the Constitution of the World Health Organization*. Abrufbar auf: <https://www.who.int/about/governance/constitution> [Zugriff: 05. Januar 2022].

WHO (1986). *Ottawa Charter for Health Promotion*. Abrufbar auf: <https://www.euro.who.int/de/publications/policy-documents/ottawa-charter-for-health-promotion,-1986> [Zugriff: 05. Januar 2022].

WHO (1992). *Gesunde Städte*. Hamburg: Verlag für Gesundheitsförderung.

WHO (2000). *Healthy Regions: New Policies for a New Century*. Abrufbar auf: <https://apps.who.int/iris/handle/10665/108358?locale-attribute=de&> [Zugriff: 05. Januar 2022].

Die geteilte Region

Malte Höfner

Was hat es mit dem Wort *teilen* auf sich? Was sich im Deutschen nicht sofort offenbart, erschließt sich uns näher beim Blick auf das Englische, wo es gleich zwei Bedeutungen für das Teilen gibt: *Sharing* oder *Dividing*. Beide Eigenschaften sind im deutschen Verb *teilen* enthalten. Die Bedeutung des Teilens kann, ähnlich wie es Weichhart (1996) bereits für den Regionsbegriff konstatiert, sehr vielfältig sein. Zur Veranschaulichung verschiedener Aspekte des Teilens möge der folgende fiktive Dialog zwischen der personifizierten *Landespolitik* einerseits und einer frisch getrennten *beziehungsweise geteilten Region* andererseits dienen:

Landespolitik: Wie geht's dir?

Region: Geht so... Platz hab' ich wieder viel, dafür bin ich nun aber allein.

Landespolitik: Oh, das hört sich nicht so gut an. Was ist los? Probleme mit ›Kom-mune‹?

Region: Tja, was soll ich sagen, wir sind nicht mehr zusammen, wir haben uns getrennt ... und du hast dich ja jetzt auch nicht gerade um uns bemüht.

Landespolitik: Davon wusste ich gar nichts, ihr schient doch so geeint. Das tut mir leid. Was soll das heißen, ich hätte mich nicht bemüht? Was meinst du damit?

Region: Naja, ist die Umsetzung der Gemeindestrukturereform nicht auf deinem Mist gewachsen? Egal, nun ist es so... nach wie vor eben kompliziert ... wir gehen erst mal getrennte Wege, teilweise jedenfalls...

Landespolitik: Das ist jetzt aber schon ein hartes Urteil von dir ... Was meinst du denn mit teilweise? Das musst du mir jetzt mal genauer erklären.

Region: Naja, wir versuchen uns eben hier und da klarer voneinander abzugrenzen. Räumlich jedenfalls, dann fällt es auch emotional leichter.

Landespolitik: Und klappt es denn? Wie macht ihr das? Habt ihr durch die Kinder nicht geteilte Aufgaben, die ihr nach wie vor untereinander organisieren müsst?

Region: Ja, genau. Seit dem Umzug fahre ich jetzt für die Arbeit in die Nachbargemeinde. Ist schon eine andere Region. Ich kann aber das Jahresticket vom Verkehrsverbund nutzen. Das ist super, das hätte ich vor der Trennung wegen des gemeinsamen Wohnsitzes nicht bekommen und meine Pendlerpauschale hat sich auch erhöht [lacht!]. Nur das mit dem Kindergarten nervt, weil es hier keinen kom-

munalen Kindergarten gibt, sodass wir jetzt den Anfahrtsweg für unsere Kinder zweiteilen müssen. Dafür gibt's aber jetzt so eine Art privates Car-Sharing. Wir organisieren das halbe-halbe im Wochenrhythmus. Geht nicht anders, da ich ja nicht mehr Teilzeit arbeite, wir aber ja geteiltes Sorgerecht haben.

Landespolitik: Aber hattet ihr nicht zwei Autos?

Region: Ja, aber ich musste meins verkaufen, da meine ›Kommune‹ (Ex) das Auto beruflich braucht, und jetzt mit dem ungeteilten Einkommen geht sich's einfach nicht mehr aus. Und wie gesagt, mit dem Jobticket ist es schon okay – die Gemeindestrukturereform hat also auch Vorteile [lacht!].

Landespolitik: Na dann wünsch ich alles Gute! Geteiltes Leid ist halbes Leid [lacht ebenfalls!] Auf dass du jemanden aus deiner Arbeitsmarktregion findest. Dann fällt vielleicht das Pendeln weg und du kannst dir deine Freizeit anders einteilen.

Das geteilte Land, die geteilte Stadt. Schnell tauchen zu diesen Begriffspaaren Assoziationen in unseren Köpfen auf. Manchmal sind sogar Stadt und Land gleichzeitig betroffen, wie das Beispiel der deutsch-deutschen Teilung in zwei Republiken (Bundesrepublik Deutschland und Deutsche Demokratische Republik) und der Stadt Berlin zeigt (Hollenstein 2012). Doch was genau soll eine *geteilte* Region sein? Um Antworten auf diese Frage zu finden, möchte ich einen Blick auf das Teilen und die Teilung als eine sozialräumliche Praktik werfen. Was verstehen wir eigentlich unter *Teilen* im Kontext des Regionsdiskurses? Ist die *geteilte* Region zum *Teil* Land, zum *Teil* Stadt? Ist sie nichts Halbes und nichts Ganzes oder gar doppelt geteilt? Was entsteht durch das Teilen? Wie und warum *wird* (als Prozess gedacht) eine Region geteilt, wie und warum *ist* (als Produkt gedacht) eine Region geteilt? Wer teilt sie, mit wem wird sie geteilt und was wird geteilt? Und nicht zuletzt die Frage: Welchen Mehrwert hat der Blick auf das Teilen und die Teilung für eine Begriffs-erkundung der Region?

Ich möchte in diesem Beitrag erläutern, warum das Teilen und die Teilung elementare Bestandteile von Regionsbildungsprozessen sind. Dafür verstehe ich auf meiner Erkundungstour das *Teilen als Prozess* und die *Teilung als Produkt* jenes Prozesses. Zu diesem Zweck gliedere ich meinen Beitrag in drei Teile:

Einleitend werfe ich in *Die Region – I. Teil* einen Blick auf die Geographie, deren disziplinäre Geschichte sich seit jeher mit Praktiken räumlicher beziehungsweise naturräumlicher Einteilungen und Gliederungen befasst. Genauer gesagt geht es in diesem Teil um herkömmliche Einteilungen von Räumen, die häufig mit dem Adjektiv *geteilt* geschmückt werden und spezifische Regionsbilder vermitteln.

Die Region – II. Teil geht auf konkrete Konzepte raumbezogener Auf- und Einteilungen innerhalb der Regionalforschung ein. Anhand von etablierten Regionsbegriffen zeige ich, wie es dazu kommt, dass wir Räume aufteilen und in geographische Einheiten und Konzepte zerlegen, und wie unterschiedliche Regionsverständnisse sowohl die Wissenschaft (begrifflich) als auch die Praxis in ihrer Regionsbil-

dung beeinflussen. Dafür beziehe ich mich auf die drei »Teilweisen« nach Raunig (2015) und begegne der *Region* aus der Perspektive der *Partition*, der *Partizipation* und der *Division*.

Ziel dieses Beitrags ist es nicht, eine idealtypisch *geteilte* Region nachzuzeichnen oder explizit Regionen zu nennen, die exemplarisch für die Teilung stehen.

Ich möchte vielmehr im abschließenden Kapitel *Die Region – III. Teil* zeigen, welchen Mehrwert uns eine Erkundung – durch die Brille des Teilens – im Zusammenhang mit der Region bringt. Diese Perspektive soll den Blick auf die vielfältigen Erscheinungsformen von Region schärfen und einen weiteren Beitrag für das Verstehen und das Verständnis des Regionsbegriffs leisten.

Die Region – I. Teil: Einleitung/Einteilung

Schon lange begegnen uns im Alltag Räume, die offenbar in besonderer Art und Weise mit dem Geteilt-Sein oder der Teilung verbunden sind. Ein Blick auf gängige Darstellungen geographischer Teilungen zeigt, dass es sich dabei vornehmlich um naturräumlich gewachsene, historisch und/oder politisch produzierte Räume handelt. So verbinden wir gewisse nationalstaatliche Grenzziehungen oft mit der Teilung bestimmter Gesellschaftssysteme. Man denke an die Abgrenzung zweier Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen durch eine ehemals zonierte Teilung Europas (Eiserner Vorhang) zur Legitimierung eines gegenseitigen Wettrüstens¹ oder an Beispiele wie Österreich-Ungarn, Nord- und Südkorea, Zypern oder Israel, die häufig – und je nachdem aus welcher Perspektive – als geteilte Nation gedacht und gelesen wurden oder werden. Regierungssysteme heutiger Nationalstaaten stehen dagegen mehrheitlich den Herausforderungen einer Kompetenzverteilung zwischen Globalisierung und Regionalisierung gegenüber (Kühn 1999). Auf kleinräumlicher Ebene kann nicht nur Berlin als historisches Beispiel kommunaler Teilung gelten. Auch an Städten wie Istanbul (Asien/Europa), Nikosia (kommunal verortete Teilung zweier Nationalstaaten) und Londonderry (Katholizismus/Protestantismus) lassen sich Teilungen beobachten, deren Entstehungsgründe zum Teil topographisch sind und auf geopolitisch (administrativ-territorial), kulturell und/oder historisch gewachsenen Grenzzuschreibungen² beruhen.

Das Teilen und die Einteilung war und ist für die Geographie als Disziplin ein integrales Moment gliederungs- und strukturbildender Prozesse innerhalb des ei-

1 Welches durch den Ukraine-Krieg zunehmend Brisanz erfährt, jedoch andere Abgrenzungseffekte in Wirtschaft, Energie und Migration zur Folge hat als damals.

2 Eine Wikipedia-Liste zu geteilten Orten in Deutschland zeigt eindrücklich, dass die Zahl von Städten, die auf eine gemeinsame Geschichte als Einheit zurückblicken und wieder durch nationalstaatliche Grenzziehungen geteilt wurden, lang ist.

genen Faches. Das Auf- und Einteilen unserer Welt (begreifen wir diese als Einheit beziehungsweise einen Gesamttraum) in mehrere Teilräume hilft uns bei der Orientierung in diesem Gesamttraum. Legt man das traditionelle Verständnis der Länderkunde zugrunde, so wurde die Geographie lange als ein Teilbereich dieses Faches definiert, indem sie »Räume unterschiedlichen Maßstabs als individuelle Ausschnitte aus der Erdoberfläche beschreibt und dabei besonders den komplexen Zusammenhang von natürlichen und anthropogenen Faktoren betont« (Wardenga 2007, S. 66f.). Auf diese Weise sind Regionsgliederungen verschiedener Erdteile, wie die in Bergregion, Wüstenregion, Küstenregion oder auch Klima- und Vegetationszonen entstanden (Hamm 1998, S. 7). Allein die Wortkreation *Erdteil* lässt unschwer erkennen, dass dem Teilen beziehungsweise der Aufteilung die Idee des Ganzen bereits sprachlich innewohnt. Verstehen wir die Erde als etwas Ganzes, dann ist das Teilen eine Praktik, um uns dieses Ganze durch den fokussierten Blick auf einzelne Gegenden (regionale Teilräume, Teilregionen etc.) zugänglich und räumlich beschreibbar (*geo-graphia*) zu machen.

Die *Partition* (Zerlegung des Ganzen in mehrere *partes* zum Zwecke der Abgrenzung) mit geographischen Zuschreibungen wie zum Beispiel Westeuropa, Nordeuropa, Südeuropa, Südosteuropa, Nordamerika, Mittel- und Südamerika zeigt, dass es selbst innerhalb eines Kontinents schwierig ist, Grenzen zwischen dem Konzept des Kontinents als Erdteil und dem von Regionen zu ziehen. In der MENA-Region³ und in Lateinamerika teilt man sich durch die regionale Abgrenzung eines (größtenteils) gemeinsamen Sprachraums sogar Räume zweier Kontinente. Wardenga & Miggelbrink (1998, S. 36) begründen diese Einteilung der Erde als »willkürlich«, da sich die geographische Forschung ihre Realitäten erst durch die Einnahme bestimmter Perspektiven zugänglich machen konnte. Demzufolge hat die Art und Weise des Teilens Effekte auf die von der Teilung betroffenen Akteur:innen. Für sie stellt sich die Frage nach der *Partizipation*. Wer nimmt wie und zu welchem Ausmaß an jenen Räumen teil, die geteilt werden und wer wird durch eine Teilung ausgeschlossen. Jedweder Form des Teilens und der Teilung, so argumentiere ich, liegt die Annahme zugrunde, dass es zunächst ein Ganzes gibt. Dieses Ganze ist sowohl Voraussetzung für ein Teilen im Sinne einer Zerteilung, Aufteilung oder Einteilung als auch dessen Folge, weil sich durch seine Einzelteile wiederum ein neues Ganzes ergibt. Folgt man diesem Gedankengang, so ist jede Form des Teilens immer mit einer Abgrenzung zu dem verbunden, was nicht dazu gehört, also zum übrigen Teil des Ganzen. Dadurch wird das aktive Setzen von Trennungslinien im Sinne einer *Division* evoziert. Der Prozess des Teilens impliziert daher immer beides: die Bestimmung eines (neuen) Ganzen durch die Identifikation gemeinsamer Verbindungen und die Abgrenzung zum Nicht-Identifizierbaren oder der Differenz.

3 Middle East and North Africa.

Die Region – II. Teil: Regionsbildung durch Teilweisen

Auch die Wissenschaft teilt auf und teilt ein, wo sie kann. Sie hat den Regionsbegriff bisher vor allem in deskriptiv-analytische Kategorien einerseits und normative Kategorien andererseits zerlegt. Weichhart (1996) systematisiert den Regionsbegriff, indem er ihn in drei Typen aufteilt: »Strukturregion«, »Verflechtungsregion« sowie »Planungs- oder Programmregion«. Die beiden ersten Regionstypen fasst er als »methodische Artefakte der Raumordnung« zusammen (Weichhart 1996, S. 38). Blotevogel (1996) teilt ähnlich nach »Realregion« (Typ 1 und Typ 2 bei Weichhart), »Aktivitätsregion« (Typ 3 bei Weichhart) sowie der »Wahrnehmungs- und Identitätsregion« ein. Letztere konstituiert sich durch soziale Kommunikation, welche durch das Handeln von Menschen (innerhalb der Aktivitätsregion) hergestellt wird (Blotevogel 1996, S. 59f.). Sinz beschreibt Regionen daher als »zweckgebundene Raumaufteilungen [...], deren Abgrenzung je nach [...] Absichten unterschiedlich ausfallen muss« (2018, S. 1977). Das Ziel der Abgrenzung liegt demzufolge in der Einteilung, mit der klar von jenen Merkmalen abgegrenzt wird, die sich außerhalb der als homogen betrachteten Struktur befinden. Mit dieser Form des Teilens wird der Zweck einer deskriptiv-analytischen Betrachtung – meist nach quantifizierbaren Faktoren – verfolgt, um räumliche Vergleiche anzustellen. Häufig führt eine derartige Regionskatalogisierung nach Prinzipien der Homogenität oder Verflechtung zu neuen Regionstypen, die als normativ kategorisiert werden. Für die empirisch-analytische Konzeption unterschiedlicher Regionsbegriffe und Regionstypologisierung wird also eine Aufteilung im Sinne einer *Partition* von räumlichen Einheiten vorgenommen. Normative Regionstypen wie die der Aktivitäts- und Handlungsregion betrachte ich als Produkt des Prozesses unterschiedlicher Partitionierungen des Raumes. Sie lassen sich nachfolgend mit den Formen der *Partizipation* und der *Division* im Rahmen der drei Teilweisen veranschaulichen.

Doch wieso Teilweisen? Was hat die Art und was haben die Weisen des Teilens mit unserem Regionsverständnis zu tun? Blickwinkel auf das *Raumteilen*⁴ können hilfreich sein, um sich dem eher diffusen und dennoch sehr populären und vielfältigen Raumkonzept der Region zu nähern (Clemens 2000; Paßlick & Terfrüchte 2012). Genauso wie sich der Prozess des Teilens im Ergebnis – also in der Teilung oder dem Geteilt-Sein – unterschiedlich materialisieren kann, ist auch *die Region* selten eine eindeutig abgrenzbare Einheit. In Anlehnung an Raunig (2015, S. 80f.), der »Dividualität«, also Geteiltheit und Teilbarkeit im Sinne einer »Gestreutheit« begreift, bediene ich mich seiner drei Teilweisen, um den hybriden Charakter des Teilens und der Teilung in Bezug auf Regionsbildungsprozesse zu verdeutlichen.

4 Das in diesem Beitrag eher als substantiviertes Verb zu verstehende Wort Raumteilen ist der Titel des gleichnamigen Forschungsprojekts, in dessen Rahmen der Autor zu alltagsbezogenen Praktiken des Teilens im urbanen Raum promoviert.

Die *Partition* ist eine Teilung im Sinne der Trennung und Ein- und Aufteilung von Zeit und Raum in einzelne Teile (*partes*), die eine Begrenzung zum Ziel hat. »Der Modus der Partition ist das Verfahren der Zählung und Messung, der Herstellung von Äquivalenz, von Quantifizierbarkeit« (Raunig 2015, S. 89).

Die *Partition* (oder das Partagieren) versteht Teilen als Prozess, der eine Abgrenzung zum Ziel hat. Sie verfolgt eine Aufteilung einer Einheit in mehrere Subeinheiten – in der Praxis abzulesen am analytisch geleiteten Ordnungsprinzip der Raumplanung und Raumordnung. Agglomerationsräume oder ländliche Räume sind Beispiele für homogene Regionstypen, bei denen das gemeinsame Teilen (als Abgrenzung) durch als ähnlich betrachtete Merkmale wie zum Beispiel Dichte und Landschaft festgelegt wird. Die funktionale Region orientiert sich am Interaktionsgrad. Praktische Beispiele sind Pendler:innen-, Arbeitsmarktregionen und kommunale Gebietskörperschaften mit überörtlichen Verflechtungsbereichen (Sinz 2018). Auch wenn die Fachplanung mit Region eine Ebene zwischen der Landesebene und der kommunalen Ebene anspricht, zeigt sich schnell, dass eine administrative Grenzziehung (zum Zwecke der Regierbarkeit – der politischen Kompetenzverteilung) kein Hindernis für das Teilen einer gemeinsamen Ressource in der Praxis sein muss, was über die Raumeinheit der administrativen Region hinausgeht. Das normative Konzept der Metropolregion Rhein-Ruhr zeigt, dass metrische Verfahren oft unzureichend für raumstrukturelle Analysen von polyzentralen Stadtregionen sind. Einteilungsversuche von Regionstypen in die als Realregionen bezeichneten Agglomerationsräume einerseits und sogenannte Handlungsregionen andererseits, rufen oft mehr Verbindungen hervor, als sie eine begriffseinheitliche Abgrenzung zu erzielen in der Lage sind (Paßlick & Terfrüchte 2012). Dass das Teilen als Prozess der Abgrenzung nur bedingt funktioniert und sowohl das Abgetrennt-Sein als auch das Teilnehmen (Inkludiert-Sein) beinhalten kann, zeigt sich auch in anderen Gegenden. Am Beispiel der Bergregion Tatra geht Hoenig (2018) der Frage des Eigentums von Natur und ihrer Nutzung in einer montanen Grenzregion nach und wirft dabei einen Blick auf die Konflikte der Ressourcenverteilung (*Dividing*) und die verbindende Chance einer gemeinsamen Nutzung (*Sharing*) der Ressource Naturraum in Form eines grenzübergreifenden Nationalparks.

Der *Partizipation* wohnt das Teilen als ein organischer Prozess inne. Ein Teil, das Ganze oder auch eine Einheit wird durch Teilung immer wieder zu neuen Teilen, die in sich ein Ganzes, eine ganze neue Einheit ergeben (Raunig 2015). Die einzelnen Organe (Teile) und Akteur:innen spielen hier eine bedeutende Rolle. »Die *partes* der Partizipation sind in ihrem Bezug aufs Ganze miteinander verbunden, benötigen den Austausch und Verkehr untereinander [...]« (Raunig 2015, S. 92).

Doch wem gehört *die Region*? Im Sinne der *Partizipation* impliziert Eigentum die Frage, wer etwas mit wem teilt und wer vom Prozess des Teilens einbeziehungsweise ausgeschlossen ist. Verteilung und Teilnahme wird durch verschiede-

ne Formen politischer Machtverteilung auf Regionsebene initiiert. Regionsbildende Prozesse sind damit das Ergebnis eines vielgestaltigen Akteur:innenhandelns, welches eine Raumeinheit im Sinne der Partizipation in viele kleine Einzelteile zerlegt, die (nur) durch die Verbindung zum Gesamttraum – dem Organismus – lebendig bleiben. Übertragen auf die Region unterscheiden Paßlick & Terfrüchte (2012) zwischen Top-down- und Bottom-up-Initiativen. Erstere sind strukturpolitische Förderprogramme der regionalen Wirtschaft wie die REGIONALE⁵, die bestimmen, wer in welchem Ausmaß bei der Inszenierung einer Region mitspielen darf. Bottom-up-Initiativen kommen häufig aus kooperativen Aktionsfeldern der kommunalen Ebene. Es handelt sich um Allianzen sogenannter *shared services* im Bereich der interkommunalen Entsorgungs- oder Mobilitätsinfrastruktur einerseits und um die Entwicklung von Einzelhandelskonzepten, Flächennutzungsplänen oder Regionalen Entwicklungskonzepten andererseits (Paßlick & Terfrüchte 2012, S. 24). Durch kategorial eingeteilte Real- oder Strukturregionen, deren Konzeption meist mit der Teilweise der Partition einhergeht, legitimiert sich in weiterer Folge die politische Willensäußerung in Form von geteilten Interessen und Machterhaltung. Diese normative Handlungsebene wird durch eine Vielzahl unterschiedlicher Akteur:innen charakterisiert, die sowohl auf Ebenen oberhalb der raumplanerischen Region (Staat) als auch unterhalb von ihr (Kommune) im Rahmen von EU-Strukturfonds (zum Beispiel EFRE⁶) teilnehmen und die Region hinsichtlich Wahrnehmung und Identität gestalten. Auch wenn Partizipation nicht wie die Partition durch Trennung und Einteilung operiert, so hat sie durch die Art und Weise der Zugangsmöglichkeiten dennoch erheblichen Einfluss auf das Ausmaß der Teilnahme⁷. Denn die Machtverteilung unter den Akteur:innen bestimmt über deren Grad des Handlungsspielraums und prägt nicht selten die Inszenierung und Identifikation regionaler Teilräume von und durch seine Bewohner:innen (Clemens 2000). Für eine gerechte Machtverteilung einheitlicher Teilhabe sollte strukturell lange Zeit das Leitbild zur »Gewährleistung gleichwertiger Lebensverhältnisse in den Teilräumen der Bundesrepublik Deutschland« in der Raumordnung Sorge tragen (Terfrüchte 2019, S. 24). Räumliche Ungleichheit anhand von Kategorien zu erklären, ist zunehmend schwieriger geworden, weshalb man sich zur Gewährleistung einer zeitgemäßen Daseinsvorsorge in der Raumordnung inzwischen weg von einem stark planenden Paradigma in Richtung einer entwicklungsorientierten

5 Strukturpolitisches Förderprogramm der nordrheinwestfälischen Landesregierung. Die diesjährige REGIONALE (2022) vereint Ostwestfalen-Lippe unter dem Titel URBANLAND.

6 Europäischer Fonds für regionale Entwicklung.

7 Im Gegensatz zur Teilhabe, die strukturelle und rechtliche Rahmenbedingungen für eine gerechte Teilnahme am gesellschaftlichen Leben schaffen soll, beschreibt die Teilnahme im Sinne der Partizipation die tatsächlichen Nutzungsformen und Prozesse von Teilhabemöglichkeiten in der Praxis.

Handlungsebene bewegt, um einer »teilräumliche[n] Differenzierung raumstruktureller Entwicklungsmuster« besser gerecht zu werden (Danielzyk 2017, S. 21).

Die *Division* erkennt Teilung als einen Prozess des Setzens einer (Trennungs-)Linie an. Es handelt sich hierbei nicht um eine arithmetische Operation, sondern vielmehr um die Entstehung einer gleichzeitig stattfindenden »Verzweiheitlichung« (Raunig 2015, S. 97). Sowohl Abgrenzung als auch Verbindung ist im Rahmen der *Division* möglich. »Die *Division* [...] ist [...] eine Teilung, die eine unbestimmt-verworrene Mannigfaltigkeit trennt und zugleich konsolidiert« (Raunig 2015, S. 92).

Die *Division* ist damit die wohl spannendste der drei Teilweisen. Ihre Aktivitätsform – das Setzen einer Linie – ist (idealtypisch gedacht) in der *Partition* bereits angelegt. Da es diese Form ob der Vielzahl der Akteur:innen (*Teilnehmer:innen*) – der vielen *partes* – aber nicht geben kann und generalisierende Begrenzungen oft an Grenzen stoßen, entstehen hier viele mosaikartige Muster, die das ständige *Raumteilen* zu einem ontologischen Kontinuum von Regionen werden lassen. Diese Form des Teilens hat das Potenzial, Abtrennung und Verbindung in derselben Weise zu vereinen. Egal ob normativ oder deskriptiv gesetzte Trennlinien, im Sinne eines *Divide*⁸ bergen sie zwar Konfliktlinien und Ungerechtigkeiten bei (un)geteilten Ressourcen, können aber auch intraregionale Potenziale hervorrufen. Veranschaulichen lässt sich die *Division* beispielsweise an Grenzziehungspraktiken ehemaliger Kolonialbeamter zur *Festlegung* afrikanischer Staatsgebiete. Allein das Setzen einer Linie trennt noch nicht eine als vermeintlich homogen beschriebene Gegend hinsichtlich Sprache, Identität oder Ethnie. Obschon Einschnitte in Form von Mauern Begegnung physisch verhindern, muss sich die gemeinsame Sprache der dadurch voneinander abgetrennten Personengruppen nicht zwangsläufig ändern.

Andere Beispiele dieser »Verzweiheitlichung« (Raunig 2015) sind Gemeindefusionen⁹, die durch Strukturereformen auf Landesebene erwirkt werden und einen nicht unbeträchtlichen Einfluss auf alltagsräumliche Bewegungen von Individuen und ihrer Daseinsvorsorge haben können, wie der fiktive Eingangsdiallog zeigt. Vielfältige (*mehrteilige*) Überlappungen räumlichen Alltagshandelns und normativer Regionsbildung machen *die Region* damit zu einer (*Mehr-als*-)Einheit mit Patchworkmuster (Paßlick & Terfrüchte 2012). So kann eine einzige Kommune – als administrative Subeinheit einer Region – bereits Teil mehrerer regionaler

8 Damit sind Chancenunterschiede im Zugang zu Ressourcen gemeint, die Abspaltungsprozesse disparater Sozialräume zur Folge haben können. Beispiele dafür sind der *Digital Divide* oder auch der *Gender-Pay-Gap*.

9 Zusammenlegung mehrerer Gemeinden (Eingemeindung) zu einer neuen Gemeinde mit dem Ziel, öffentliche Aufgaben zu bewerkstelligen.

Handlungsräume sein. Gleichmaßen kann eine Region ein Teilraum unterschiedlicher regionaler Handlungsräume sein oder werden. Im Sinne ihrer durch die Division erhaltenen Mannigfaltigkeit weist das Patchwork an der gesetzten Linie einen oder mehrere Reibungspunkte auf. Physikalisch gesprochen setzt die Region durch den *Prozess des Teilens* also Energie frei. Ihr *Produkt (die Teilung)* kann dabei in Bezug auf ihre räumliche Beschaffenheit positiv wie negativ *geladen* sein, da ihre im Handlungsraum ansässigen Akteur:innen miteinander reagieren und sich entweder voneinander abtrennen oder sich miteinander verbinden können. Ihre Geteiltheit ist demnach, wie Raunig (2015, S. 80f.; S. 246f.) es formuliert, »gestreut«. Unsere *Region* aus dem Dialog pendelt also nach ihrer Trennung für die Arbeit aus ihrer residentiellen Gebietskörperschaft, bleibt aber in ein und derselben Arbeitsmarktregion, die abermals Teil zweier Tourismusregionen ist. Sie kann den öffentlichen Personennahverkehr auch in der benachbarten Region mit ein und demselben Ticket nutzen. Verschieben sich Aufgabenbereiche, können Regionskonstrukte auch wieder aufgelöst werden und neue Konfigurationen eingehen (Rohe 1996, S. 104). Für den Entstehungsprozess einer sich dann (neu) bildenden Region ist wiederum das Setzen neuer Linien im Sinne der dritten Teilweise ebenso zweckmäßig wie notwendig, führt aber nicht zwangsläufig zu final voneinander abgegrenzten beziehungsweise abgrenzbaren Raumeinheiten.

Die Region – III. Teil: Geteilter Raum ist Mehr-als-Teilraum

Wichtig sind die Perspektiven, aus denen wir uns auf eine Erkundungsreise des Regionsbegriffs begeben. Damit ist die Frage verbunden, was (*die*) *Region* alles sein darf und kann. Regionen existieren nicht allein durch formale Abgrenzungspraktiken zum Zwecke wissenschaftlicher Auf- und Einteilung. Ihr Dasein und die Vorstellung über das, was sie waren, sind und werden, wird erst durch verschiedene raumgreifende Prozesse hergestellt. Einer davon ist das *Teilen*. Das Teilen und die damit verbundene Teilung ist, so meine Argumentation, zwar ein wichtiger Bestandteil von Einteilungen und Gliederungssystemen und damit auch einer taxonomischen Regionsbildung, entzieht sich gleichermaßen dennoch vielfach den Prozessen praktischer Regionsbildung. Dieses Paradoxon macht es reizvoll, *Region* als einen ständig *geteilten* Raum, einen kontinuierlichen Divisor, immer wieder neu zu denken. Das Setzen von Grenzen macht es mithin unmöglich, einer *tatsächlichen Region* dauerhaft Grenzen zu setzen, weil sich nach dem Teilen eines Ganzen immer wieder neue Einzel-Teile ergeben. Diese stellen ihrerseits wiederum ein neues Ganzes dar (Reproduktion durch organisches Teilen). Das Teilbare einer *Region* wird durch den Prozess des Teilens selbst unteilbar beziehungsweise setzt sich kontinuierlich durch das ständige Teilen von Raum unendlich fort. Der Versuch, *Region*

weiter zu definieren und abzugrenzen beziehungsweise einzugrenzen, wird folglich nie ganz gelingen (Wardenga & Miggelbrink 1998).

Ich möchte daher betonen, dass es hier explizit um *eine* unter vielen möglichen Begriffsannäherungen und nicht um neue Definitionsversuche geht. Begriffliche Fixierungen hätten zur Folge, dass wir alles Bisherige, was wir mit der Region verbinden, stark reduziert betrachten und wenig Platz für das lassen, was die Region und ihre räumlichen Konfigurationen ausmacht: ihre Nichtabgrenzbarkeit. Wir sollten uns diese Nichtabgrenzbarkeit vermehrt zunutze machen, wenn wir künftig – egal ob aus der akademischen Perspektive oder aus der Praxis heraus (Regionalmanager:innen, Bewohner:innen) – Region verstehen wollen. Dazu bieten die drei Teilweisen für die Sichtbarkeit von Regionsbildungsprozessen auf der Ebene zwischen Wissenschaft und Praxis neue Potenziale. Wie der Einleitungsdialog zeigt, entstehen diese Zwischenräume vor allem dort, wo Praktiken des Teilens und der Teilungen Auswirkungen auf unser Alltagsleben haben. *Die Region* wird zu einem oder mehreren Teilen immer in anderen Regionen (Räumen) enthalten sein oder aber neue Teile beziehungsweise Einheiten von weiteren Regionen (Räumen) bilden. Wenn wir das Teilen als notwendige Praxis begreifen, um das Ganze zu ergründen, hilft es uns dabei, die Region als eine Raumeinheit zugänglich zu machen, ohne sie dabei klar abgrenzen zu müssen. Beim Teilen passiert genau das in Reinform. Versuchen wir eine Sache von einer anderen klar abzugrenzen, schaffen wir nicht nur eine neue Begebenheit (Realität), die in sich eine neue Einheit darstellt. Denn auch das Setzen einer Trennlinie lässt zugleich neue Berührungspunkte für gemeinsame Verbindungen entstehen. Eine vollständige Trennung durch die Teilung kann es folglich nicht geben. Als statischer Terminus bleibt *die Region* für uns daher ein *Unbegriff*. Vor dem Hintergrund des Teilens, der Teilung und des Geteilt-Seins öffnet uns die Erkundung von Regionen neue Perspektiven, die sowohl für die Wissenschaft als auch für die Praxis fruchtbar sind.

Ganz gleich, aus welcher Perspektive wir auch immer auf den Begriff der Region schauen: Das, was die Wissenschaft aus ihrem Blickwinkel möglicherweise vom Einfallswinkel der Regionalplanung, Regionalentwicklung und des Regionalmanagements trennt, ist nicht selten genau das, was sie auf einer lebensweltlichen Ebene miteinander verbindet, wie es die Beispiele aus der Praxis zeigen. Das mag auf den ersten Blick widersprüchlich klingen. Doch der Blick auf die drei Weisen des Teilens hilft, dieses Paradoxon – zumindest *teilweise* – aufzulösen. Wie kann das sein? Der Blickwinkel, aus dem der Regionsbegriff betrachtet wird, ist richtungswesend (*regio*) für unterschiedliche Formen von Ver-, Auf- und Einteilungen. Er bestimmt über *geteilte* oder *ungeteilte* Meinungen zwischen Wissenschaft und Praxis mit. Die Momente des Liniensetzens (der *Division*) sollten demzufolge weniger als Grabenbildung oder Kluft (*Dividing*), denn mehr als potenzielle Punkte einer offenen Verbindung (*Sharing*) begriffen werden. Auf der erkenntnistheoretischen Ebene kann dafür das »Oszillieren zwischen realistischen und konstruktivi-

vistischen Ansätzen« hilfreich sein (Wardenga & Miggelbrink 1998, S. 44). Für die Erkundung eines Begriffs, der sich in der raumbezogenen Forschung weitgehend als »Teilraum mittlerer Größenordnung« (Sinz 2018, S. 1976) etabliert hat, stellt das *Raumteilen*, meinem Ausgangsgedanken folgend, eine wertvolle Abstraktionsebene für das Begriffsverständnis von Regionen dar. Der Teilraum als etwas Ganzes, als eine neue (*Mehr-als-*)Einheit ständig geteilter und ungeteilter Ressourcen wiederum ist eine wichtige Voraussetzung für das Verständnis regionsbildender Prozesse. Anders gesagt: Teilen kann damit als Wesensmerkmal wissenschaftlicher wie praktischer Regionalisierungen gelten. Durch seine Gesetzmäßigkeit werden widersprüchliche Verbindungen zwischen Praxis und Wissenschaft offengelegt, ohne dabei gleichzeitig unscharfen Konzepten anheimzufallen. Einerseits bleiben uns Einteilungen wie Struktur-, Ordnungs- und Gliederungsinstrumente im Sinne einer wissenschaftlichen Simplifizierung erhalten. Andererseits können wir damit gleichermaßen komplexe und relationale Beziehungen von Räumen kontinuierlich beschreiben.

Fassen wir die Bildung von Regionen und ihre Begriffsgenesen als etwas Prozessuales auf, ist es umso wichtiger, *geteilte* Meinungen aus der Praxis in den wissenschaftlichen Diskurs miteinzuflechten – und umgekehrt. So werden in beidseitiger Abgrenzung zueinander – ganz der Praktik des Teilens folgend – neue Verbindungen geschaffen und das ambivalente Verständnis von Region im Sinne *geteilter* Regionsbildungsprozesse zwischen analytisch-deskriptiven und normativ-programmatischen Denkmustern neu ausgelotet.

Literatur

- Blotevogel, H.-H. (1996). Auf dem Wege zu einer »Theorie der Regionalität«. Die Region als Forschungsobjekt der Geographie. In: Brunn, G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1: 44-68. Baden-Baden: Nomos.
- Clemens, C. (2000). Die »Inszenierung« regionaler Teilräume – ein Beitrag zur Bildung einer Region? *Raumforschung und Raumordnung*, 58(2): 201-210. <https://doi.org/10.1007/BF03185190>.
- Danielzyk, R. (2017). Raumstrukturelle Entwicklungsmuster in Deutschland: Raumtypen mit Problemlagen. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.) *Geteilte Räume. Strategien für mehr sozialen und räumlichen Zusammenhalt*. Schriften zu Wirtschaft und Soziales, 21: 16-24. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung.
- Hamm, B. (1998). Vorwort: Bemerkungen zum Begriff der Region. In: Klein, C. & Krüger, L. (Hg.) *Regionen in Europa*. Schriftenreihe des Zentrums für europäische Studien, 5-13. Trier: Universität Trier.

- Hoenig, B. (2018). Geteilte Berge: Eine Konfliktgeschichte der Naturnutzung in der Tatra. In: Mauch, C. & Trischler, H. (Hg.) *Umwelt und Gesellschaft*, 20: 7-25. 1. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hollenstein, O. (2012). Einleitung: Das doppelt geteilte Land. In: Hollenstein, O. (Hg.) *Das doppelt geteilte Land: Neue Einblicke in die Debatte über West- und Ostdeutschland*, 7-10. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19773-9_1.
- Kühn, S. (1999). Komplementärer Regionalismus: Analysen, Bausteine und Szenarien für die Restrukturierung politischen Handelns; eine Untersuchung am Beispiel des Ruhrgebiets. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
- Paßlick, S. & Terfrüchte, T. (2012). Region. Regionsbildung, Handlungsfähigkeit – Steuerungspotenziale auf regionaler Ebene. In: Growe, A., Heider, K., Lamker, C., Paßlick, S. & Terfrüchte, T. (Hg.) *Polyzentrale Stadtregionen – Die Region als planerischer Handlungsraum*. Arbeitsberichte der ARL 3, 22-29. Hannover: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Abrufbar auf: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0156-3755030> [Zugriff: 31. Januar 2022].
- Raunig, G. (2015). DIVIDUUM. Maschinischer Kapitalismus und molekulare Revolution. Band 1. Wien, Linz: transversal texts.
- Rohe, K. (1996). Die Region als Forschungsgegenstand in der Politikwissenschaft. In: Brunn, G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1: 100-111. Baden-Baden: Nomos.
- Sinz, M. (2018). Region. In: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung, 1975-1984*. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0156-55991848> [Zugriff: 11. Januar 2022].
- Terfrüchte, T. (2019). Gleichwertige Lebensverhältnisse zwischen Raumordnung und Regionalpolitik. *Wirtschaftsdienst*, 99: 24-30. <https://doi.org/10.1007/s10273-019-2428-6>.
- Wardenga, U. (2007). Länderkunde – Regionale Geographie In: Gebhardt, H., Glaser, R., Radtke, U. & Reuber, P. (Hg.) *Geographie. Physische Geographie und Humangeographie*, Seitenzahl x-z 1. Auflage. Heidelberg: Spektrum.
- Wardenga, U. & Miggelbrink, J. (1998). Zwischen Realismus und Konstruktivismus: Regionsbegriffe in der Geographie und anderen Humanwissenschaften. In: Wollersheim, H.-W., Tzschaschel, S. & Middell, M. (Hg.) *Region und Identifikation*. Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen, 1: 33-46. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Weichhart, P. (1996): Die Region – Chimäre, Artefakte oder Strukturprinzip sozialer Systeme. In: Brunn, G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1: 25-43. Baden-Baden: Nomos.

Die gezeichnete Region

Matthias Egersdörfer & Michael Jordan

Bahnhof Fürth



Auf der blauen Himmelsleinwand über dem sandsteinernen Bahnhofsgebäude wurde ein Pinsel mit weißer Tünche immer wieder über die ganze Fläche abgestreift, um die Farbe aus den Borsten zu bekommen. Daneben im grauen Hochhausklotz glotzten die hundert schmalen Fensteraugen in müder Verschlagenheit. Auf den Bahnsteigen hingen blau gerahmte Displays in der Luft und zeigten den Reisenden die nächsten und übernächsten Anschlüsse hin zu anderen Bahnsteigen. Ein Mädchen mit weißen Steinchen im Ohr bewegte die kreidebleichen Turnschuhe mit ihren munter wiegenden Füßen und sprach und lachte mit einer Person an einem anderen Ort. Sanft griff sie in eine lange Strähne und zwirbelte das blonde Haar. Der Mann daneben löste seine Maske vom Ohr und trank vorsichtig aus der Mineralwasserflasche. Ein anderer hielt sich fast klammernd am Riemen der Tasche. Eine Bahn fuhr heran. Seine Beine liefen zu den sich öffnenden Türen. Er verschwand. Die Türen schlossen sich. Die Bahn fuhr davon. Eine Frau mit gra-

dem schwarzen Scheitel ließ eine Tasche unter dem Hintern nach vorne und hinten baumeln. Sie trug noch einen Beutel über der Brust und einen Rucksack am Rücken, als wolle sie sich von allen Seiten beschweren, um der Gefahr zu entgehen, davonzufiegen wie der fliegende Robert. Dann pfiff hinten eine braune Lok, die sogleich geschäftig vorbeirollte, als habe sie im Lotto gewonnen. Dem geduldigen Postgebäude zur Linken war ein Lederdach aufgesetzt worden. Wie braune Kappen auf den Köpfen von Knechten, die im Viereck, Schulter an Schulter stumpf mit gestrecktem Rücken nebeneinander harren, stand es da und wartete auf Befehle. Direkt davor hatte man schwarze und gelbe Tonnen in einen engmaschigen Zwinger gesperrt. Die Quer- und Längsverstrebungen eines grünen Metallmasten überkreuzten sich im Blick darauf. Mit einer daran befestigten grauen Stangenkonstruktion wurde die elektrische Oberleitung recht aufwendig in die Luft gehalten. Weiße parallele Streifen flankierten im Sonnenlicht die Bahnsteigkante. Der Kabarettist stieg in die nächste Bahn nach Hersbruck ein und setzte sich zum Grafiker, der schon im Waggon saß.

Gasthaus und Metzgerei Michelmühle, Hersbruck, rechts der Pegnitz

Im Außenbereich direkt vor der Tür der Gaststätte war ein Tisch reserviert worden. Die Kuratorin, der Geograph, Grafiker und Kabarettist setzten sich auf die holzgerippten Stühle zu zwei Seiten des Tisches. Darüber hielten schwarze Holzbalken die verwitterte, schmutzige Plastikfolie über der Dachkonstruktion. Eine Fototapete an der Hausseite zeigte den nicht weit entfernten Michelsberg im grünen Baumbestand unterm zwischenzeitlich ausgebleichten Himmel. Der Geograph sagte den Beteiligten der Exkursion, er habe viermal das Tagesgericht »Rippchen mit Kloß« vorbestellt. Freilich könne sich aber jeder auch für ein anderes Gericht aus der Speisekarte entscheiden. Ein junger Mann in kurzen Hosen kam an den Tisch und erkundigte sich nach den Getränkewünschen. Die Kuratorin, der Geograph und der Kabarettist bestellten Bier. Der Grafiker entschied sich für ein Spezi. Aus seiner Gürteltasche entnahm der Ober einen Block, notierte die Wünsche und fragte dann die Biertrinker direkt: »Im Henkel oder Pokal?« Auf Nachfragen beim Geographen wurde erläutert, dass mit dem »Henkel« ein Bierkrug gemeint war und mit dem »Pokal« ein gläsernes Bierglas, auch bekannt unter der Bezeichnung »Willibecher«. Als die Bedienung wieder verschwunden war, holte der Grafiker sogleich seinen Block aus der Tasche und begann wortlos zu zeichnen. Der Kabarettist schrieb da schon stumm in sein aufgeschlagenes Notizbuch. Der Geograph und die Kuratorin unterhielten sich währenddessen. Hinter einem Jägerzaun floss lautlos und blaugrau ein kleines Flüsschen vorbei. Der Grafiker hatte sich erkundigt, welches Gewässer er da vor sich habe. Der Geograph hatte Auskunft gegeben, dass es ein Nebenarm der Pegnitz sei, die hier fließe. Der Grafiker meinte, da könne er sich ja

von hier aus direkt auf den Wellen zurück nach Erlangen treiben lassen. Denn dort befand sich dessen Hauptwohnsitz. Der Geograph bestätigte, dass diese Annahme richtig sei. Vier zusammengeklappte rote Sonnenschirme standen ohne Zweck zwischen den Tischen.



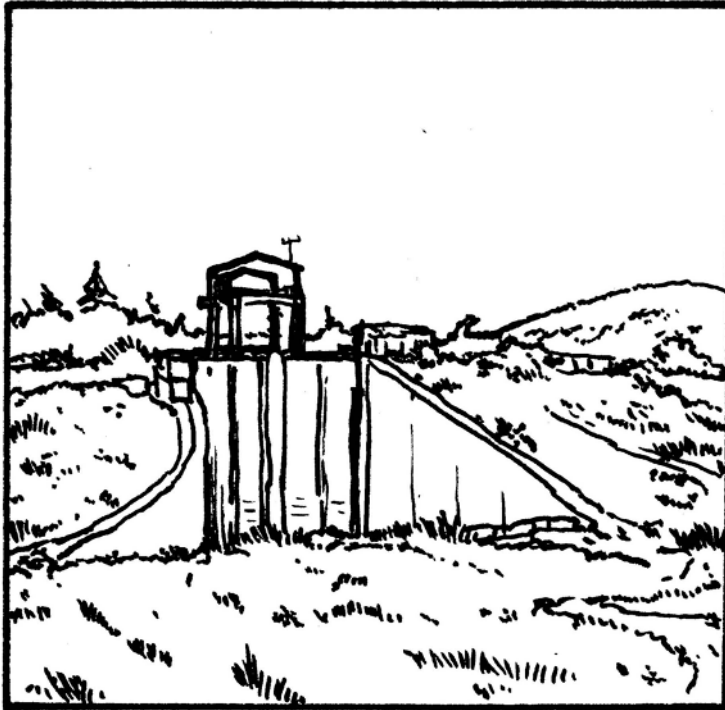
Am Tisch neben den vier Exkursionsbeteiligten saß ein junger Mann und aß von einem großen Teller Stadtwurst mit Musik. Sein linkes Hosenbein war mit einem Totenkopf verziert. Auf dessen Seite des Tisches saßen drei weitere Herren. Graue Haare. Blaugrünes Gittermuster auf dem Hemd. Ein blaugrün kariertes Oberteil trug der andere. In Beige mit dunklen orangen Streifen war der dritte gewandet. Gegenüber die Damen. Rosa Westchen, hellgrüne Hose, florale Muster in braun. Rosa Farbverläufe auf kurzärmeligem T-Shirt. Braun und weiß geblümt. Biere, Pils, dunkles Weizen. Teller mit Klößen und Fleischscheiben in Sauce, Schnitzel und Rippchen. Neben dem einen Ende der Fototapete öffnete sich ein schmaler Durchgang zu einem kleinen Hof. Dort tauchte jetzt ein Mann mit umgebundener Schürze auf, schaute kurz auf die Gäste an den Tischen und verschwand wieder so schnell, wie er aufgetaucht war. Hinterm Rücken wucherten Schlingpflanzen und Farn durch den dunklen, hölzernen Sichtschutz. Wenn die Wolken es zuließen, malte die Sonne rautenförmige Zaunschatten auf den rötlich gepflasterten Boden. Wasser-Sonnen-Reflexionen flimmerten dort. Zwischen den Holzstreben schiller-

ten silbrig-glitzernde Spinnweben. Am anderen Ufer wiegten sich die grünen Zweige der zarten Bäumchen sachte im Wind. Zum Teil waren die Blätter schon gelb von der Hitze der letzten Wochen. Auf dem Bierdeckel rannte ein Hirsch mit erhobenem Haupt auf einem schmalen Steg zwischen zwei runden Türmen hinauf. Der junge Mann servierte vier weiße Tellerchen mit gemischtem Salat. Einige Zeit später kam das Hauptgericht. Zum Schluss hin sollte dann die Kuratorin über zu wenig Sauce bei den Rippchen und dem Kloß klagen. Der Grafiker und der Kabarettist reichten dieser ihre Teller mit den flüssigen Restbeständen. Es wurde in der Gruppe über die sprachlichen Unterschiede in der österreichischen und deutschen Sprache gesprochen. Der Geograph arbeitete nämlich in Graz in der Steiermark. In Österreich wird der Salat *abgemacht*, während er in Deutschland *angemacht* wird. *Sessel* sagen die einen und meinen damit den *Stuhl*. Wobei die anderen wiederum den *Stuhl* nur als Ausscheidung kennen. *Staniolpapier* sagt man dort, während auf der anderen Seite *Alu* gesagt wird. In selbiges ließ sich die Kuratorin den Rest ihres Rippchens zum Mitnehmen verpacken. Der Geograph trank noch einen Schnitt und der Kabarettist gab an, dass er besser auch ein Spezi bestellt hätte, weil er jetzt müde sei und sich eine Trägheit in seinem Inneren ausbreite. Eine Wespe flog über den leeren Tisch und erforschte, ob dort noch etwas Essbares zu finden wäre.

Der Obersee auf dem Deckersberg

Spitz stach die Sonne, während Kuratorin, Geograph, Grafiker und Kabarettist zum Oberbecken hinaufliefen. Aus einem dunklen Gewölk blickten zwei kleine weiße Wolkenaugen auf den großen Krater. Dame und Herren schauten einem großen Hubschrauber mit zwei Rotoren nach, der in der Himmelsferne verschwand. Gedanken an den Krieg in der Ukraine tauchten auf in der Hitze des Nachmittags, wurden aber nicht ausgesprochen. Auf einem Teerweg umrundeten die drei Männer und die Frau im Uhrzeigersinn das steinerne Becken. Hinter einem verschlossenen Tor führte eine Fahrbahn auf den Grund. Sandige Wege mit ausgedorrttem Mittelstreifen schlängelten sich in verschiedene Richtungen und endeten in Büschen und Wiese. Dort unten wurden an verschiedenen Stellen auf Pfählen in regelmäßigen Abständen schwarze Schläuche in sanften Kurven entlanggeführt. Vereinzelt Tische gaben Rätsel auf. Am ansteigenden Rand wuchsen schwarze Moose zwischen den grauen Steinbrocken. Grüne Büsche, Disteln, Dorngewächse mit wolligen Knospen, ausgedörrte Grashalme und braune Zweige umwuchsen den steil abfallenden Rand neben vereinzelt gelb und weiß blühenden Blumen. Das Zwitschern von unsichtbaren Vögeln erklang. Der Grafiker begann in der Hocke die künstliche Vertiefung zu zeichnen. Geograph und Kuratorin liefen mit kurzen Schritten. Der Kabarettist schaute auf einen der vielen Transformatoren-Kästen. Daneben stand auf einem Schild:

Betreten des Betriebsgeländes
auf eigene Gefahr
Baden verboten
Grosskraftwerk Franken AG



Auf hohen Masten hingen im regelmäßigen Abstand große Lampen. An anderen Pfosten blickten installierte Kameras über das Gelände. Die vier Personen liefen im gemäßigten Tempo weiter im Kreis. In der Ferne über dem abgetragenen und ausgehöhlten Berg befand sich der hohe umzäunte Steinablauf. Darüber stand hinter Stacheldraht ein schlanker Eisenturm mit gelber Seilwinde auf vier Beinen, die am unteren Ende auf mehreren eisernen Rädern standen, welche auf zwei kurzen parallelen Schienen nach links und rechts bewegt werden konnten. Der Geograph wies darauf hin, dass in der Welt nichts ungeeigneter sei als Kalksteinkarst, um einen künstlichen See zu erschaffen. Mit Ton und mit Folie müsste man ständig das Becken abdichten, und die Bemühungen würden nie ein Ende finden. »Mit billigem Nachtstrom wurde hier Wasser hochgepumpt, um es dann, wenn man Strom brauchte oder der Strom knapp war, hier an dieser Stelle durch große Röhren hinterzulassen. Aber seit elf Jahren macht man das gar nicht mehr. Und deshalb haben die das Problem, dass das hier ständig zuwächst. Mein Vater hat vorhin

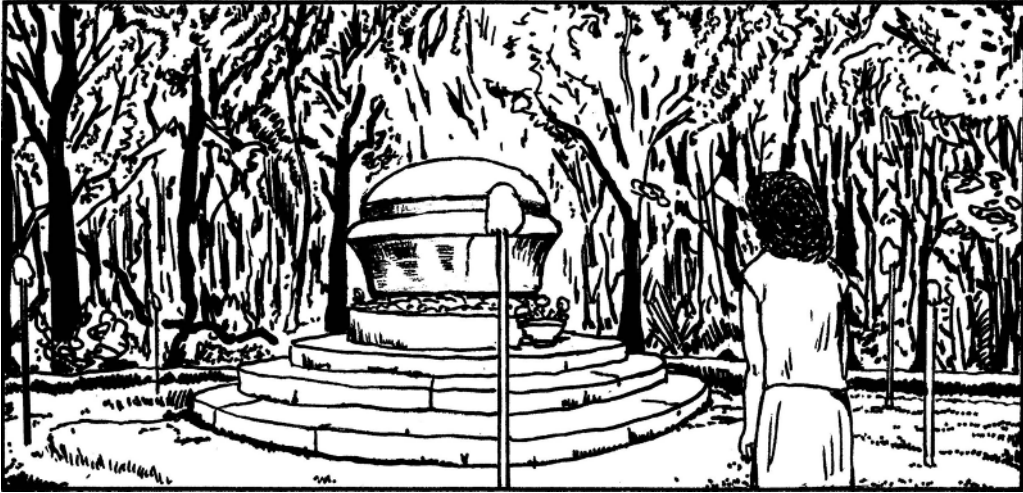
g'sagt, die ham eh erst kürzlich alles wieder frei g'macht. Die müssen ständig die ganze Vegetation da beseitigen, weil's sonst zuwächst«, erklärte der Geograph. Von 1956 bis 1958 fanden die Bauarbeiten statt. Südöstlich von Happurg wurde die Talsperre angelegt. Das Oberbecken diente zum Speichern des sogenannten Betriebswassers.

Die Speichermenge betrug 1,8 Millionen Kubikmeter Wasser. Der Höhenunterschied zwischen den beiden Becken betrug circa 200 Meter. Der Geograph sagte zu seinen Begleitern: »Sie wollen's jetzt tatsächlich reaktivieren. Das ist zwar umstritten, ob's sich überhaupt wirtschaftlich rechnet. Bis 2026 soll das wieder funktionsfähig sein. Das ist schon ein Wahnsinn. Unten dieser Stausee mit der Staumauer. Da ist ein Kraftwerk und dieses Kraftwerk muss ja laufend in Stand gehalten werden. Sonst kannst du es auch gleich abbauen. Und offenbar macht des jetzt durchaus wieder Sinn.« Ein lauer Wind wehte in das einsetzende Schweigen der Gruppe. Blicke schweiften über die bewaldeten Hügelketten und die sich bläuernden Höhen in der Ferne. Rote Hausdächer waren im Tal erkennbar. Von dort, wo die vier standen, konnte man auch gut auf die Houbirg hinübersehen. Oberhalb der versumpften Täler hatten sich dort die Kelten eingerichtet. Das Oppidum soll angeblich so groß gewesen sein wie Nürnberg innerhalb der Stadtmauern. Auch den Rand des Happurger Stausees konnte man von hier aus erkennen. An der Stelle, wo heute Menschen badeten und mit Booten über die Wellen paddelten, befanden sich Ende des Zweiten Weltkriegs ein Barackenlager und ein Krematorium.

Die Gruppe war fast wieder am Ausgangspunkt angekommen. Auf einem Schotterweg jenseits des Kessels stand eine einsame schwarze Taube mit roten Füßen und rührte sich kaum. Nach der Umrundung ging die Gruppe wieder zum Auto auf dem Parkplatz zurück. Unter den Bäumen stand ein anderes Fahrzeug, in dem ein Mann telefonierte. Weiter hinten hörte man leise Musik aus dem Inneren eines weiteren Wagens. Der Grafiker befand, dass sich diese Stelle sehr gut für geheime Rendezvous eignen würde.

KZ-Mahnmal Schupf

Beim Mittagessen in der Michelmühle hatte der Geograph von dem Gelände der KZ-Außenstelle in Hersbruck erzählt: »Hier ganz in der Nähe ist das Gelände, wo die KZ-Häftlinge in Baracken untergebracht waren. Wo sich jetzt das Finanzamt befindet, soll ein Galgen gestanden sein. Hunderte, Tausende von Menschen sind da zur Houbirg getrieben worden, wo sie in dem Berg für ein unterirdisches Flugzeugmotorenwerk diese Doggerstollen aushöhlen sollten. Das wurde aber nie fertiggestellt. Dort sind unglaublich viele Leute bei der Arbeit gestorben. Und die Leichen haben sie auch rund rum in der Gegend an verschiedenen Standorten in den Wäldern auf Scheiterhaufen verbrannt. Meine Eltern sind 1968 nach Hersbruck ge-



zogen. Die hat erst Anfang der 80er Jahre davon gehört, dass es damals so etwas hier gab. Da hat damals niemand darüber geredet. Das war dann ein Gymnasiast, der hat seine Facharbeit mit dem Titel »KZ-Hersbruck« geschrieben. Die ist dann veröffentlicht worden. Der Stadtrat Hersbruck hat versucht das zu verhindern mit dem Argument, dass es nie ein KZ-Hersbruck gegeben hätte. Es wäre nur in Flossenbürg ein Konzentrationslager gewesen. In Hersbruck selbst wäre nur ein Außenlager gewesen. Auch wenn da mehr Leute umgekommen sind.«

Die Gruppe fuhr weiter Richtung Kainsbach. »Kainsbach-Schupf und dann immer weiter geradeaus ist übrigens die direkte Verbindung von Hersbruck nach Graz«, sagte der Geograph und lachte dabei. Ein kleines Schild mit der Aufschrift »KZ-Gedenkstätte« tauchte am Fahrbahnrand auf. Man hätte das Schild sehr leicht übersehen können. Der Geograph bog nach links auf einen Feldweg ab, der nach einer Kurve in ein Waldstück führte. Dort lag ein Platz, von einer niedrigen, bemosten Mauer umgeben und zu allen Seiten flankiert von hohen Fichten. Der Wind raunte und bewegte die Äste der Bäume. Aus dem kühlen Schatten zwischen den schwarzdunklen Stämmen zwitscherten die Waldvögel. Einzelne Zweige leuchteten hell und schaukelten grün. Aus der Ferne rauschten Autos. In der Mitte des Gedenkraums führte eine breite Fläche mit winzigen grauen Steinchen zu drei Stufen, die ein Podest umrundeten. Darauf thronte ein steinerner Kubus, um dessen Füße man an allen Seiten kleinere Kiesel und eine Schale mit drei roten Geranien abgelegt hatte. Zudem hatte der Wind wohl noch einige verdorrte Blätter dazugelegt. Ging man im Kreis um die geschlossene Steinschale, konnte man am Rand folgende Worte ablesen: »Errichtet 1956 – Was Hass blind zerstreut – Treue fromm vereint«. Zu beiden Seiten des Gedenksteins standen im Licht und Schatten der Waldung zwei zarte Bäumchen. Zwei Schmetterlinge tanzten durch die

Luft. Auf der vermoosten, kurz geschnittenen Wiese sprossen vereinzelt Löwenzahn und Klee. Eine Fliege rastete auf einem Grashalm im hellen Licht. Einsame Stängel wuchsen aus geriffelten Blättern und streckten die beige-grünen Dolden empor. Der Grafiker packte seine Sachen zusammen. Blicke wurden ausgetauscht. Dann ein Nicken. Die Frau und die drei Männer gingen zum Auto zurück. Über der Lichtung zogen sachte die Wolken im blauen Himmel dahin.

Der Marktplatz in Happurg

»Metzgerei Gasthof Roth« stand über dem Erdgeschoss des dreistöckigen Hauses mit dem hohen Dach. Die Hauswand war mit grün-rosa-braun-metallischen Fliesen verblendet. Drei Stufen führten zu der breiten Terrasse davor. Sie wurde auf der einen Seite von einem kleinen Holzzaun mit dazugehörigem Zigarettensautomaten umgrenzt. Neben der von breitem Sandstein eingefassten zweiflügeligen Holztür befand sich die kleine Auslage, in der einmal die Speisekarte vorgezeigt worden war, um den Gästen vor dem Eintreten einen kulinarischen Einblick zu gewähren. Das geöffnete Sonnenfenster erlaubte einen Blick in die ehemalige, dunkle Wirtsstube. Über die anderen Fenster waren die blanken Holzrollläden heruntergelassen worden. Die oberen und unteren Lamellen ließen den Betrachter eine orange-braune Lackierung vermuten. Unter der ausgebleichten Markise der vormaligen Metzgerei saß ein junger Mann auf einem Gartenstuhl und telefonierte. Im ersten Stock improvisierte man hinter den Fenstern mit bunten Tüchern die nicht vorhandenen Vorhänge. Drei graue Satellitenschüsseln lehnten auf den Fensterbrettern und waren seitlich in den Himmel gerichtet. Eine verschleierte Frau mit einer grünen Hose schritt aus der Tür und beugte sich zu einem kleinen Jungen auf dem schattigen Vorbau. »Also ich kann mich erinnern, dass es schon seit Jahrzehnten für viele Dorfwirtshäuser in der Region, die ihren Betrieb schon aufgegeben hatten, aber sicher auch in anderen Regionen, sehr attraktiv gewesen ist, ihre Räume als Asylunterkünfte umzuwidmen. Oder halt wenig Betrieb und deshalb attraktiv. Oder halt weil's sich dadurch besser rechnet. Weil sie dadurch quasi Vollpension bekommen übers Landratsamt und immer ausgelastet sind. Und auf diese Weise – aber das war jetzt eher vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren – ist es passiert, dass gerade im oberen Pegnitztal, oder dann Hormersdorf, oder so, aus sehr vielen, ehemaligen Dorfwirtshäusern Asylunterkünfte geworden sind, mit allen möglichen Schwierigkeiten und Konflikten, die damit verbunden sind. Das musst du dir vorstellen, das sind dann schon so kleine Orte gewesen, wie Rupprechtstegen oder Lungsdorf. Wo dann halt auf siebzig Einwohner plötzlich nochmal so viele Menschen aus Pakistan, oder woher auch immer sie damals kamen, kommen. So dass dann plötzlich im Ort mehr Asylbewerber wohnen als Einheimische. Dass das nicht so ganz einfach ist, kann man sich denken. Vor al-

lem katastrophal für die Leute, weil's von dort dann kaum wegkommen«, erzählte der Geograph neben der Dorflinde dem Kabarettisten und der Kuratorin, die sich beide niedergelassen hatten.



Ein wenig abseits kauerte der zeichnende Grafiker. Der Baum in der Mitte des Platzes war unten mit Bambus umdeckt. Eine Jute-Ummantelung schloss sich darüber an. Zu mehreren Seiten wurde das kleine Gewächs noch im Haltegurt von langen Seilen aus Draht gehalten. Zarte Blumen standen in der Erde um den Stamm. Umfasst wurden die Pflanzen von einer breiten Betonkonstruktion mit drei integrierten Holz-Sitzmöglichkeiten für jeweils drei Personen, zweimal mit Lehnen und einmal ohne ausgestattet. Davor lagen große Steine auf schwarzen Plastikmatten. Eine luftige Welle aus Beton, auch wieder mit integrierten Verweil-Optionen, umschwappte den historischen Dorfbrunnen und verwies ihn damit auf die Hinterbühne des Podiums. Unter dem steinernen Buben, der grinsend einen Schwan

zwischen den Beinen und mit den Händen am Hals hält, streckten drei Kinder ihre Füße in das Brunnenbecken, in welchen durch zwei Zuläufe das frische Wasser plätscherte. In einem gelben Haus mit der braun gekachelten Unterkante schaute stumm ein Hund zwischen den Gardinen aus dem Fenster. Bei der staatlich geprüften Podologin hingen im Fenster an Spiralen drei Plastikvögel mit hängenden Drahtfüßen. Die Bäckerei Wacker war geschlossen. Niemand saß an den kleinen Tischen davor. »Hier vergeht die Zeit schon ein bisschen langsam«, sagte die Kuratorin. Bevor die vier Personen ins Auto stiegen, schauten sie noch kurz auf den Kondom-Automaten an dem gefliesten Hauseck. Oben auf dem Kasten stand ein kleines Feuerwehrauto aus Holz. »Wenn ich das zeichne, hält das jeder für eine Inszenierung«, sagte der Grafiker und lachte. »Das könntest du nicht einmal fotografieren«, entgegnete der Geograph. Dann setzten sich alle ins Auto und fuhren zurück nach Hersbruck.

Gespräch zur gezeichneten Region

Ulrich Ermann (U.E.): Soweit ich eure Arbeiten verfolge, hab ich den Eindruck, [...] dass das Regionale für euch beide nicht so ganz unbedeutend ist. Ich finde, in euren Kabarettauftritten, Texten, Zeichnungen, Comics, irgendwie spielen immer Beobachtungen von Orten oder auch Räumen eine wichtige Rolle. Ich würde meinen, auch Regionen, selbst wenn ihr es nicht unbedingt so nennt. [...] Würdet ihr das selber auch so sehen, dass das für eure Arbeiten eine Rolle spielt?

Matthias Egersdörfer (M.E.): Also ich könnte mir auch vorstellen, mit dem Michael Jordan nach New York zu fliegen und in einem Tabakgeschäft zwei Stunden zu hocken und das aufzuschreiben, was ich sehe, und der Jordan zeichnet eben, was er sieht.

Michael Jordan (M.J.): Das kann ich mir auch vorstellen.

U.E.: Mit Region meine ich jetzt vielleicht mehr, als ihr denkt. Natürlich könnte man sagen, Region ist von eurem Wohnort aus Franken. Und natürlich hat deine kabarettistische Arbeit, Matthias, irgendwas mit Franken zu tun allein schon durch den fränkischen Dialekt, aber ich glaube, vielleicht gar nicht allzu viel. Aber geht es nicht bei euch beiden um das Beobachten und Erkunden von Eigenarten und Schauplätzen, die einem bestimmten Raum zugeschrieben werden?

M.J.: Ja, ich habe z.B. mit »Genug ist genug« ein Comicprojekt initiiert, das sich auf das Triesterviertel in Graz konzentriert hat.¹ Da habe ich gemeinsam mit anderen Zeichner:innen eine gute Woche verbracht und Zeichnungen gemacht, aus denen kurze Geschichten entstanden sind. Das war eher ein Feldforschungsprojekt. Or-

1 Siehe <https://comicstonto.mur.at/publikation/genug-ist-genug/>.

te, an denen wir gezeichnet haben, waren unter anderem das Protestcamp gegen das Murkraftwerk, das Stadtteilzentrum oder das Ressorf für Obdachlose.

U.E.: Was reizt dich da an Orten wie dem Triesterviertel? Ist es eher die Besonderheit oder eher die Austauschbarkeit?

M.J.: Ich glaube, was das eigentlich Interessante am Zeichnen an einem bestimmten Ort ist: dass ich zeichnend eine ganz andere Wahrnehmung für den Ort entwickle, als wenn ich da nur so durchlaufe. Das kann man fürs Triesterviertel in Graz genauso sagen wie für Hersbruck oder Erlangen-Büchenbach.



U.E.: Oder New York.

M.J.: Oder New York, ja. Brooklyn, Greenpoint beispielsweise.

U.E.: Diese Zeichnung auf der Titelseite von »An den Rändern in Erlangen«, die gefällt mir besonders gut, vielleicht weil ich sie auch auf meine Rolle als Wissenschaftler übertragen kann; also du beobachtest dich da selber beim Beobachten einer bestimmten Szenerie, da sind so verschiedene Ebenen. Wobei, du schaust dich selber nicht wirklich an oder?

M.J.: Das ist am Parkplatz in Erlangen-Frauenaurach gezeichnet, da hab ich mich später quasi selber mit rein montiert. Das ist eigentlich absurd.²

U.E.: Ihr habt bei anderer Gelegenheit im Hinblick auf eure Biografie schon mal erwähnt, dass ihr beide nach gewissen anderen Stationen, vor allem von Hamburg aus, wieder in eure heimatliche Region zurückgekommen seid. Matthias, du meinstest dann so sinngemäß, möglicherweise, weil man da doch ganz gerne ist oder ganz gut lebt, was man aber nie zugeben würde. Kannst du dich daran erinnern?

M.E.: Ja, daran kann ich mich erinnern.

U.E.: Was meinst du damit? Warum will man es nicht zugeben?

M.E.: Ich glaube, diese Heimattümelei oder dieses Lob der Heimat, das kann ich nur sehr eingeschränkt aussprechen. Ich bin da sehr gebrochen in dem, was Region oder Heimat anbelangt, ich komm auch immer an den Punkt, dass ich sage, je länger ich hier bin, desto besser kenne ich mich aus, und desto besser kenn ich diese Scheußlichkeiten und Untiefen und Gaunereien, von denen ich mich nicht abwenden kann. Ich hab neulich auch gesagt, es wäre vielleicht vernünftig, alle zehn Jahre woandershin zu ziehen, um nicht ganz so in diesen Sumpf hineinzugelangen. Eine uneingeschränkte Liebe der Heimat, da fehlt mir das Zeug dazu, dass ich das aussprechen könnte. Nichtsdestotrotz sind meine besten Freunde und Freundinnen hier, das muss man schon auch zugeben, aber die Liebe zur Region, ich glaub, da muss ich nochmal neu geboren werden, um das hinzukriegen.

U.E.: Siehst du das auch so, Michael?

M.J.: Ja. Es hat schon seine Gründe, warum ich hier lebe. Ich bin auch gerne in anderen Teilen der Welt. Ich habe das Gefühl, dass ich hier relativ wenig abgelenkt werde, und künstlerisch arbeiten kann.

U.E.: Ihr habt jetzt eigentlich beide automatisch den Begriff der Region so als Heimat verstanden, das finde ich interessant. Mit diesem Regionalchauvinismus habe ich auch meine Schwierigkeiten. [...] Ich hab euch jedenfalls zu einer kleinen Exkursion in die Region eingeladen. Wobei ich zugebe, ich war mir selbst nicht im Klaren, was das in diesem Kontext bedeuten soll, *in die Region*. Wir waren dann gemeinsam an Orten, zu denen ich mich aufgrund des elterlichen Wohnorts verbunden fühle. [...] Ich leb da schon sehr lange nicht mehr. Wo waren wir denn dann

2 Siehe <https://www.ansichten-des-jordan.de>.

aus eurer Sicht da überhaupt? Matthias hat im Text geschrieben, Exkursion in die Hersbrucker Schweiz. Man könnte auch sagen: Landkreis Nürnberger Land oder Gesundheitsregion Nürnberger Land, wie ich jetzt häufiger höre. Oder ein bisschen kleiner, Hersbrucker Land? Wenn ich es genauer bedenke, waren wir aber nach dem Mittagessen in Hersbruck sogar nur ausschließlich im Gemeindegebiet von Happurg. In welcher Region waren wir?

M.E.: Also ich verwende *Region* beim Eierkaufen, da steht da glaub ich, dass die Eier aus der Region sind, oder es gibt einen Quark. Und dann denk ich mir, das ist gut, da ist der Lastwagen nicht so weit gefahren, und dann kauf ich das. Aber ansonsten verwende ich den Begriff eigentlich gar nicht.

M.J.: Mir geht's ähnlich. Bei mir in Erlangen gibt's ein Geschäft, das heißt *Dodal Regional*. Und da gibt es Lebensmittel aus der Region, da kauf ich auch manchmal ein. Die Frage, wo wir uns da befanden, ich würde sagen: Hersbruck und Umgebung.

U.E.: Kann man dann eigentlich eine Region zeichnen?

M.J.: Naja. Wo fängt die Region an und wo hört sie auf? Das wird man wahrscheinlich nicht merken, ob ich jetzt noch in der einen Region bin oder schon in der nächsten, solange es keine natürlichen Grenzen wie Flüsse gibt.

U.E.: Ich hab ja ein ähnliches Problem, wenn ich eine geographische Exkursion mach. Eine Region lässt sich ja nicht wirklich anschauen, man muss punktuelle Standorte auswählen. [...] Ich glaube, ich hab mich bei unserer Exkursion viel zu stark in die Wahl der Standorte eingemischt und hätte euch das mehr überlassen sollen. Ich wollte halt ein touristisches Bild dieser Gegend vermeiden und auch was weniger Schönes zeigen, wo ich mich auskenne und was euch interessieren könnte. So sind wir zu Orten gekommen, deren Geschichten alles andere als lustig sind. Das Leid und der Tod von KZ-Häftlingen hat nicht nur diesen konkreten Ort, sondern auch die Region *gezeichnet*, gewissermaßen. Aber fast unsichtbar, oder eben nur für Eingeweihte sichtbar, auch heute noch, obwohl sich da anscheinend viel getan hat in letzter Zeit. Dieser Gedenkort, zu dem wir spontan gefahren sind, da muss man schon wissen, wo der ist, um ihn zu finden. Auch das leere Oberbecken oder die triste Asylunterkunft sind ja nicht gerade Orte, die man sich besuchen würde, wenn man versucht, den landschaftlichen Reiz der Region zu zeigen. Wenn ich mit Studierenden unterwegs bin, dann hab ich oft das Bedürfnis, angenehme, erfreuliche, schöne Aussichten und Themen mit solchen Themen zu verbinden, die der guten Laune eher abträglich sind. Ich hab aber die Erfahrung gemacht, dass die Leute das meistens überfordert und mich selber auch. Emotional, aber auch im Hinblick auf die Frage, was tut man da eigentlich, was ist der Zweck einer solchen Erkundung? Wie habt ihr das bei unserem Ausflug empfunden?

M.J.: Die Gedenkstätte in Schupf war schon heftig und es war eine traurige Stimmung, aber ich würde jetzt nicht sagen, dass es uns überfordert hat.

M.E.: Also normalerweise ist es so, dass wir einen Ort besuchen, wo wir uns ungefähr zwei bis drei Stunden aufhalten, und ich schreibe dann auf, was zu sehen, zu hören und zu schmecken ist, und der Michael zeichnet. Insofern war das leicht überfordernd, weil es mehrere Stationen waren und weil es viel länger war, als der Michael und ich das sonst immer machen. Was ich erzählen will, wir waren in diesen Kulinarwelten im Nürnberger Hauptbahnhof, was eigentlich ein kompletter Unort ist.³ Wenn man aber dann dort zwei Stunden ist, und es so macht, wie wir es machen – und so ist, glaube ich, auch der Text geworden – dass man gar nicht mehr sagen kann, wie schrecklich das ist, sondern sich in den Beobachtungen fast auflöst. Wir waren zwei Stunden bei künstlichem Licht in diesem Verhau im Nürnberger Hauptbahnhof und irgendjemand hat mir danach gesagt, dass er den Text auch sehr schön fand. Da war ich sehr überrascht. Weil ich hingegangen bin und nichts erwartet hab. So geht's mir bei diesen Erkundungen, die der Michael und ich machen, dass sich das durch die Zeit irgendwie auflöst. Durch das Anschauen des Ortes verliert sich das. Oder ich hab die Hoffnung, dass es das tut.

U.E.: Aber das trifft jetzt nicht auf alle Orte gleichermaßen zu, oder? Ich meine, das ist etwas, wo du sagst, du hast einen Unort oder Nichtort erwartet.

M.E.: Nein, das trifft nicht auf alle zu, aber da war das ziemlich intensiv im Hauptbahnhof. Und dann gibt es Orte, wo ein Gespräch geführt wird, also wo uns jemand zu dem Ort was erzählt und das wird dann eingebaut, das ist dann, glaube ich, wieder die andere Ebene. So war es ja in dem Fall, dass du uns zu den Orten was gesagt hast und das ist dann mit in den Text geflossen.

M.J.: So war's ja auch beim Weinberg. Der Winzer hat ja auch recht viel Interessantes erzählt über den Weinanbau. Über Schädlingsbefall zum Beispiel.⁴

M.E.: Was versuchst du bei so einer Exkursion herauszufinden?

U.E.: Schwierige Frage. Da muss ich ausholen. In der Geographie war die Exkursion früher einmal das Nonplusultra aller Lehrveranstaltungen. Heute nicht mehr, auch wenn sie schon etwas Besonderes ist. Man hatte tatsächlich so einen Anspruch, dass man danach dann eine Region kennt und verstanden hat. So ähnlich wie man ja als Tourist auch manchmal meint, eine Region zu kennen, nur weil man halt an irgendeinem Ort in diesem Gebiet war und eventuell jemand einem was mehr oder weniger Schlaues erzählt hat. Der Anspruch, eine Region in ihrer *Ganzheit* wahrnehmen zu können, ist so esoterisch, wie es klingt. Die meisten Kolleg:innen orientieren sich heutzutage eher an bestimmten Fragen,

3 Siehe Kolumne im CURT: <https://www.curt.de/nbg/inhalt/artikel/14827/43/1/>.

4 Siehe Kolumne im CURT: <https://www.curt.de/nbg/inhalt/artikel/14981/43/>.

die sie sich auch in der Forschung stellen. Also zum Beispiel, warum sich bestimmte Industriebetriebe in einer bestimmten Region niedergelassen haben oder wie sich Landwirtschaft und Naturnutzung verändern. Oder eben auch, wie Erinnerungsorte ein Bild der NS-Vergangenheit in einer bestimmten Gegend zeichnen. Oder wie in einer Region Flüchtlinge untergebracht werden. Dann ist die Region nichts anderes als ein pragmatisch ausgewählter Raumausschnitt, innerhalb dessen man sich für irgendetwas interessiert. Es gibt aber schon auch die Möglichkeit, die Region in den Mittelpunkt zu stellen, indem man fragt, wie eine Region *gemacht* wird: Also zum Beispiel, wie eine Region, etwa ein Landkreis, politisch regiert wird. Oder man schaut sich an, wie eine Gegend als Tourismusregion oder Gesundheitsregion vermarktet wird. Das macht man dann aber auf Exkursion, indem man sich vor Ort mit Gesprächspartner:innen verabredet, mit dem Landrat, dem Bürgermeister oder der Regionalmanagerin. Meinetwegen auch mit einem Geschäft, das Lebensmittel aus der Region verkauft. Hätten wir auch machen können, aber das schien mir eher zu sehr aufgelegt zu sein. Oder indem man sich Websites oder Zeitungsartikel anschaut. Die Frage ist dann aber, ob es die unmittelbare Anschauung, das Beobachten vor Ort überhaupt braucht. Ich kann dazu selbst nur sehr widersprüchliche Antworten geben. Tatsächlich hatte ich mit Grazer Studierenden für die Pfingstwoche vor zwei Jahren eine Franken-Exkursion geplant. Wegen der Pandemie war ich dann gezwungen, diese Lehrveranstaltung als Online-Exkursion abzuhalten. Das war nicht wirklich machbar und wir haben uns dann letztlich mit allen möglichen Themen beschäftigt, aber fast nicht mit Franken.

Jedenfalls reizt es mich schon, auf Exkursionen Themen miteinander zu kombinieren, die auf den ersten Blick überhaupt nichts gemeinsam haben, außer dass sie sich am gleichen Ort oder in der gleichen Gegend lokalisieren lassen. Aber das kann schon auch ziemlich in die Hose gehen. Es spricht nichts dagegen, hintereinander einen Milchviehbetrieb, eine Schreinerei und einen Kletterfelsen anzuschauen, und es kann sogar gelingen, über Fragen zu Regionalentwicklung und Naturschutz eine Verbindung herzustellen. Am gleichen Tag eine KZ-Gedenkstätte, ein Flüchtlingsheim und eine Kirchweih zu besuchen, ist aber schon schwierig, selbst wenn sich auch da verbindende Fragen der historischen Erinnerung und Identität finden lassen. Das war bei unserem Ausflug ja auch nicht ganz einfach, aber das war auch nicht die Idee.

Die grenzüberschreitende Region

Florian Weber & H. Peter Dörrenbächer

Die Grenze innerhalb der Region

Mit dem Begriff *Region* kann fast jede:r sofort etwas anfangen – ein wunderbar alltagsweltlich anschlussfähiger Terminus, der sich inhaltlich irgendwo auf einer mittleren Größenordnung, also subnational und gleichzeitig überörtlich, einordnen lässt. Über Zuschnitte wie Landkreise lassen sich Regionen mitunter recht klar umreißen, gleichzeitig verbleiben sie diffus. Wie kann zum Beispiel der *Hochwald* exakt eingegrenzt werden? Immer wieder kommt es zudem zu Unschärfen unterschiedlicher regionaler Benennungen. Was lässt sich dabei als ein gemeinsames Kriterium zur genaueren Bestimmung identifizieren? Es sind Grenzziehungen als mehr oder weniger klare Abgrenzungen *nach außen*. Bei der Begrifflichkeit der transnational *grenzüberschreitenden Region*, mit der wir uns in diesem Beitrag auseinandersetzen, ergibt sich nun eine Besonderheit: Hier erfolgen Grenzziehungen nicht nur nach außen, sondern eine Grenze liegt auch *quer* zur Region *im Inneren*; die *innere* Grenze wird zum Trennenden und gleichzeitig Verbindenden, ausgehend von nationalstaatlichen Grenzen.

Im Folgenden nehmen wir Sie als Leser:innen mit auf eine Reise in solche *besonderen* Regionen. Wir beginnen mit einer ersten Einordnung, wie sich grenzüberschreitende Regionen über die wissenschaftliche Fachdebatte näher bestimmen lassen. Zur *Klammer* werden die *stages* der regionalen Institutionalisierung nach Anssi Paasi (1986). Wir verdeutlichen den konzeptuellen Zugang im Zusammenspiel mit europäischen und nationalstaatlichen Entwicklungsprozessen, indem wir uns mit Ihnen in die sogenannte Großregion begeben, in deren Mitte der geschichtsträchtige Ort Schengen liegt, wo 1985 auf der Mosel das Schengener Übereinkommen unterzeichnet wurde. Dieses Abkommen wirkt geradezu als Katalysator für den Aus- und Aufbau grenzüberschreitender Regionen als Verflechtungsräume. Auf diese Weise kann das Regionsverständnis auch unterschiedliche Teilkomponenten berücksichtigen: die Entstehung von Verflechtungsräumen mit grenzüberschreitenden Lebenswirklichkeiten (gesellschaftlicher Alltag) und Arbeitsmärkten (Wirtschaft) sowie das Zusammenspiel unterschiedlicher Maßstabsebenen, etwa zwischen der EU- und der lokalen Ebene

(Politik). Die COVID-19-Pandemie mit verstärkten Grenzkontrollen bzw. teilweisen Grenzschließungen beziehen wir in unsere Überlegungen als Zäsur bzw. Schock ein.

Grenzüberschreitende Regionen – eine Spurensuche

Wie können wir *grenzüberschreitende Regionen* genauer fassen? Wie einleitend bemerkt, besteht eine Besonderheit darin, dass im Inneren dieser Regionen eine nationalstaatliche Grenze liegt – oder auch mehrere. Souveräne Staaten werden so voneinander getrennt (Klatt 2021, S. 143). Aus nationalstaatlicher Perspektive handelt es sich damit um die Peripherien der jeweiligen nationalstaatlichen Territorien. Eindrücklich sichtbar wird dies unter anderem durch Zölle, Abgaben, Kontrollen mit wirtschaftlichen und alltagsbezogenen Auswirkungen, unterschiedliche Sprachen etc., die nicht immer ganz so einfach überwunden werden können oder durchaus in Teilen auch weiterhin Schutzfunktionen darstellen (dazu weiterführend beispielsweise Heintel et al. 2018; Wille & Nienaber 2020). Durch die spezifische Lage treffen also unterschiedliche Regelungen und Zuständigkeiten aufeinander und lassen Orte der »Konfrontation« – positiv wie negativ – entstehen (Klatt 2021, S. 145). Innerhalb der Europäischen Union haben mit dem europäischen Integrationsprozess und insbesondere dem Schengener Abkommen nationale Grenzen in den letzten Jahrzehnten vielerorts an Bedeutung verloren. In diesem Zuge sind unterschiedliche Formen des Austauschs und der Zusammenarbeit entstanden bzw. befinden sich diese im weiteren Entstehen. Grenzüberschreitende Arbeitsmärkte und Arbeitskräftepotenziale oder die Versorgung mit bestimmten Waren zeugen hiervon.

Was sagt uns dies nun? Zum einen lässt sich damit beobachten, dass im Zuge entsprechender Integrationsprozesse gerade in der EU unterschiedlich weitreichende Schritte hin zu immer stärker verwobenen *grenzüberschreitenden Regionen* – im Gegensatz zu *Grenzregionen* – unternommen wurden und analysiert werden können. Es kommt so nicht von Ungefähr, dass solche Regionen als Teil eines *Europas der Regionen* gerne als »Laboratorien« der europäischen Integration (Klatt 2021, S. 143) verstanden werden. Zum anderen müssen wir gleichzeitig konstatieren, dass grenzüberschreitende Regionen selbst bei einem stärkeren Zusammenwachsen nicht ohne Weiteres klar zu fassen sind. Sie sind nicht in sich homogen. Heterogenitäten kommen durch unterschiedliche Regime (z.B. Rechtssysteme), kulturelle Arrangements etc. zum Ausdruck und unterliegen konstanten Neuaushandlungen (Pallagst et al. 2018, S. 32).

Grenzüberschreitende Regionen können ferner als Scharnier des Zusammenspiels unterschiedlicher Maßstabsebenen im Rahmen sogenannter sozialer Strukturierung (Giddens 1997) aufgefasst werden. Sie stellen eine Verbindung zwischen

A) der räumlichen Makro- und Mikroebene *space* (Globalraum) und *place* (Örtlichkeiten), B) den zeitlichen und sozialen Makro- und Mikroebenen *longue durée/big structure* und *small events* (individuelle Alltagshandlungen) sowie C) *Struktur* (Gesellschaft) und *Handlung* (Individuum) her. Dabei sind sie selbst als im steten Wandel, als Prozesse des Werdens und damit als soziale Konstrukte zu begreifen (Pallagst et al. 2018, S. 32). Das heißt, sie werden durch soziale Praktiken im Rahmen raum-zeitlicher Transformation konstruiert und reproduziert und gewinnen dadurch überhaupt erst Bedeutung (vgl. Paasi et al. 2018, S. 3).

Mit dem von Paasi (1986; auch 2009, S. 134ff.) entwickelten Konzept der Institutionalisierung von Regionen (*stages of the institutionalisation of regions*) und mithilfe der Differenzierung unterschiedlicher Dimensionen von Distanz und Diversität können wir im Folgenden die Bedeutung grenzüberschreitender Regionen weitergehend erfassen.

Stages der Institutionalisierung von grenzüberschreitenden Regionen

Die bisherigen Ausführungen fortführend, lassen sich Regionen als kontingente Prozesse begreifen, die historisch bedingt ausfallen und sozial *hergestellt* sind. In der Forschung stellen sie flexible, sich wandelnde Untersuchungsobjekte dar. Folglich werden in der Alltagssprache verbreitete essenzialistische Container-Raum-Vorstellungen *über Bord geworfen*.

Im Rahmen von Institutionalisierungsprozessen unterscheidet Paasi vier *stages*, die sich für grenzüberschreitende Regionen zuschärfen lassen: Mit der territorialen Gestalt (*assumption of territorial shape*) wird auf die Entstehung eines abgegrenzten Territoriums als *Einheit* über nationalstaatliche Grenzen hinweg verwiesen, wobei sich die Grenzverläufe immer wieder verschieben können (Paasi 1986, S. 124f.; 2009, S. 134). Zur Verankerung sieht Paasi (1986, S. 125f.) die Herausbildung von territorialen Symbolen (*formation of conceptual (symbolic) shape*), wie beispielsweise die Wiedererkennung über eine Namensgebung für die grenzüberschreitende Region sowie Symboliken wie Flaggen oder Mythen, als entscheidend an. Daneben bedingt die Herausbildung von grenzüberschreitend agierenden Institutionen die (zumindest temporäre) Verankerung entsprechender Regionen (*formation of institutional shape*). Denken Sie an Dialekte, aber auch gerade an politische, wirtschaftliche, gesetzgeberische, verwaltungsbezogene etc. Institutionalisierungen (Paasi 1986, S. 126ff.; auch Paasi 2009, S. 135). Die Entwicklung regionaler Identitäten (*establishment as an entity in the regional system and social consciousness of the society*), die allerdings auch vielfältig und wandelbar ausfallen können (Paasi 1986, 130ff.), stellen schließlich eine weitere *stage* der Institutionalisierung grenzüberschreitender Regionen dar.

Interessant ist, dass der englische Begriff *stage* drei verschiedene Bedeutungen hat: 1) eine räumliche (Bühne/Schauplatz), 2) eine zeitliche (Stadium/Phase) und 3) eine hierarchische Bedeutung (Stufe/Maßstabsebene) (Dörrenbächer 2010). Damit verweist der Begriff auf die Räumlichkeit, Zeitlichkeit und Maßstäblichkeit des Regionsbegriffs, die bereits in dem zuvor angerissenen Konzept der Strukturierung und der Dreifachhelix aus unterschiedlichen Maßstabsebenen (Howitt 1993) adressiert wurden. Die vier *stages* müssen nicht zwingend nach und nach erreicht werden; vielmehr können Prozesse auch parallel ablaufen bzw. in Teilen ausbleiben. Je natürlicher Ausprägungen wiederum erscheinen, desto stärker sind Regionen im Alltag etabliert und unhinterfragt.

Dimensionen von Distanz und Diversität

Grenzüberschreitende Regionen konstituieren sich durch das Handeln und die Interaktion ihrer Bewohner:innen, wie wir bereits herausgestellt haben. Sie lassen sich – mehr oder weniger gut – nach außen entsprechend der im Vergleich zur Außenwelt relativ hohen Dichte und Intensität interner Bindungen abgrenzen. Dabei ist zu beachten, dass soziale Beziehungen in hohem Maße distanzempfindlich sind (Dörrenbächer 2020, S. 120). Mit zunehmender räumlicher Entfernung nehmen sie häufig ab (*distance decay*), wie auf der Gravitationstheorie basierende interaktionstheoretische Modelle zeigen. Neben der räumlichen, metrischen Distanz kommen weitere Dimensionen der Distanz und Diversität ins Spiel, wie etwa ökonomische, kulturelle und institutionelle Distanzen (Ghemawat 2001). So kann es durch verschiedene Preis- und Lohnniveaus beiderseits der Grenze (ökonomische Distanz) zu verstärktem, grenzüberschreitendem Einkaufsverkehr und erhöhter Arbeitsmobilität kommen. Kulturelle Distanz kann sowohl zu einer Erhöhung als auch zu einer Reduzierung grenzüberschreitender Beziehungen und Interaktionen führen. So hat etwa ein abweichendes regionales Warenangebot vielfach eine attrahierende Wirkung und führt zu verstärkten grenzüberschreitenden Beziehungen, während die jenseits der Grenze praktizierte Fremdsprache bei mangelnder Fremdsprachenkompetenz zu einer Verringerung grenzüberschreitender regionsinterner Kontakte führen kann. Als besonders hemmend für die Entwicklung grenzüberschreitender Beziehungen und Kooperation erscheinen institutionelle Distanzen, wie unterschiedliche Rechts- und Bildungssysteme. Gerade die grenzüberschreitende Mobilität von Grenzpendler:innen (Arbeitskräfte und Auszubildende) kann durch institutionell-kulturelle Distanzen zwischen nationalen Arbeitsmärkten und Ausbildungssystemen eingeschränkt werden, was spezifische Handlungsbedarfe zugunsten von Erleichterungen mit sich bringt (Dörrenbächer 2020, S. 122).

In der Zusammenschau zeigt sich, dass sich grenzüberschreitende Regionen durch Spezifika auszeichnen (können), die sich durch die besondere Lage im

transnationalen Kontext ergeben. Zur näheren Bestimmung können wir uns forschungsbezogen auf räumliche, zeitliche und soziale Maßstabsebenen in Verbindung mit Distanzen und den *stages* der Institutionalisierung stützen. Auf diese Weise kann dem zentralen Grundgedanken Rechnung getragen werden, dass grenzüberschreitende Regionen nicht statisch und unumstößlich sind, sondern immer wieder aufs Neue ausgehandelt und hergestellt werden.

Das Beispiel der Großregion im europäischen Kontext

Im Zuge der europäischen Integration werden transnational grenzüberschreitende Institutionalisierungsprozesse bereits seit mehreren Jahrzehnten vorangetrieben – und dies dadurch, dass europäische Integration insbesondere über die regionale Ebene, über das *Europa der Regionen* geschieht. Schritte zur Etablierung grenzüberschreitender Regionen wurden bereits 1958 mit der EUREGIO als lokale deutsch-niederländische Kooperation, die sich nach und nach vertiefte, unternommen. Zur Förderung grenzüberschreitender Belange wurde 1971 die Arbeitsgemeinschaft Europäischer Grenzregionen gegründet. Deutlich beflügelnd wirkte schließlich die grenzregionale Förderung durch die Europäische Union ab den 1990er Jahren. Seit 1993 erfolgt zudem über den Ausschuss der Regionen eine Berücksichtigung spezifischer Belange im EU-Gesetzgebungsprozess (Klatt 2021, S. 144). Mit Euroregionen und Eurodistrikten entstanden bzw. entstehen unterschiedlich weitreichende Formen der Institutionalisierung. Durch die Einführung des Instruments Europäischer Verbünde für territoriale Zusammenarbeit (EVTZ) im Jahr 2006 wurde des Weiteren eine formal-juristische Form der Institutionalisierung grenzüberschreitender Regionen geschaffen.

Die Institutionalisierung grenzüberschreitender Regionen werden wir im Folgenden anhand der sogenannten Großregion darstellen. Diese umfasst den deutsch-französisch-luxemburgisch-belgischen Grenzraum. Sie geht aber, wie sogleich gezeigt wird, weit über den direkten Grenzbereich hinaus. Hier sind über nationale Grenzen hinwegreichende Kooperationen entstanden, was aber alles andere als selbstverständlich ist, denn die Region stellt in der historischen Rückschau einen »Schauplatz zahlreicher Kriege mit daraus resultierenden Grenzverschiebungen« dar (Scholz 2016, S. 95). Elsass-Lothringen fiel nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870-1871 an das Deutsche Reich, nach dem Ersten Weltkrieg 1914-1918 zurück an Frankreich. Durch unterschiedlich verteilte Kohle- und Erzvorkommen entwickelte sich aber gleichzeitig auch ein industrieller Verflechtungsraum, in dem nicht nur grenzüberschreitende Liefer- und Arbeitspendelbeziehungen, sondern sogar unternehmerische Kooperationen über die Grenzen hinweg entstanden sind (Dörrenbächer 2015). Die Institutionalisierung der Großregion begann mit der Bildung einer deutsch-französischen

Regierungskommission im Jahre 1969, deren Arbeit stark von der Montankrise in beiden Staaten geprägt war. 1971 folgte mit der Gründung der gemischten deutsch-französisch-luxemburgischen Regierungskommission eine regionale Erweiterung der grenzüberschreitenden Kooperation. Von nun an sprach man vom SaarLorLux-Raum. 1980 wurde eine Regierungsvereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland, der Französischen Republik und dem Großherzogtum Luxemburg über die Zusammenarbeit in den Grenzgebieten geschlossen, getragen vom Wunsch einer sich vertiefenden Kooperation.

Im SaarLorLux-Kernraum lässt sich mit dem Saarland, der französischen Region Lothringen und dem Großherzogtum zunächst durch die Zusammenarbeit der territorialen Einheiten (deutsches Bundesland, französische Region, Nationalstaat Luxemburg) eine klare territoriale Gestalt erkennen, eine regionale Wiedererkennung mit dem Montanerbe ist gegeben, Institutionen kristallisierten sich heraus und durch die gemeinsame industriegeschichtliche Vergangenheit lässt sich von einer gewissen grenzüberschreitenden Identifikation ausgehen (Dörrenbächer 2015; Weber 2020). Erweiterungen um die Region Trier/Westpfalz und schließlich ganz Rheinland-Pfalz sowie Teile Belgiens führten allerdings zum Entstehen einer grenzüberschreitenden *Megaregion* (dazu allgemein Niedermeyer & Moll 2007; Wille 2015). Seit 1995 treffen sich Vertreter:innen der Exekutive bei den Gipfeln der Großregion, wie nunmehr der grenzüberschreitend regionale Zusammenschluss genannt wird. 2014 konnte das Gipfelsekretariat der Großregion als EVTZ etabliert werden, um die Kooperation zu forcieren. Darin zeigt sich gleichzeitig, dass eine Top-down-Institutionalisierung entstanden ist, die von einer gewissen »Exekutivdominanz« zeugt (Lorig et al. 2016, S. 39).

Vom einen zum anderen Ende sind große räumliche Distanzen zu überwinden, die mit weiteren Distanzen ökonomisch-demographischer, institutioneller, kultureller Art Hand in Hand gehen. Bewohner:innen der Großregion ist mitunter weder deren räumliche Gestalt bekannt noch haben sie territoriale Symbole vor Augen oder weisen eine *großregionale* Identität auf – wir können vielmehr von mehreren und unterschiedlich weitreichenden Identitäten ausgehen. Damit trifft also das politische Konstrukt auf divergierende Lebenswirklichkeiten. Scholz (2016, S. 112) kommt auf der Basis empirischer Erhebungen dahingehend zum Schluss, dass die territoriale Gestalt,

»wie sie von politischer Seite definiert wird, nicht mit den Vorstellungen der Bewohner übereinstimmt, die einen kompakten Raum wahrnehmen, der das Großherzogtum Luxemburg, den Großraum Trier, das Saarland und den nördlich von Nancy gelegenen Teil Lothringens umfasst. Enge alltägliche Verflechtungen bestehen nur im grenznahen Bereich, d.h. im Kern des ehemaligen Montandreiecks, in dem die Großregion SaarLorLux eine Lebenswirklichkeit ist«.

So ergibt sich ein »diffuses grenzüberschreitendes Bild variabler räumlicher Verknüpfungen von Städten, Regionen und Ländern« (Wille 2015, S. XIV), was die Identität und Identifizierung der Region variabel, wenn nicht diffus werden lässt (in Rückbezug auf Paasi 1986, S. 132). Distanzen werden hier zu einem zentralen *Schlüssel*.

Wird vom heutigen Zuschnitt der Großregion ausgegangen, so zeigen sich *Superlative*. Im Jahr 2021 waren über 250.000 Grenzgänger:innen zu verzeichnen, von denen mehr als 200.000 nach Luxemburg einpendeln. Auf diese Weise ergibt sich das größte Aufkommen an Grenzgänger:innen in der Europäischen Union, was den Grenzübertritt zur Alltagsroutine und zu einer aktiven Ressource werden lässt (vgl. allgemein Sohn 2014). Im März 2020 stellten fast 45 Prozent der Beschäftigten Luxemburgs Grenzpendler:innen aus den Nachbarländern dar (Pigeron-Piroth et al. 2021, S. 76). Regionale Asymmetrien bezüglich der Lohn- und Gehaltsniveaus, aber auch die ungleiche Verfügbarkeit von Arbeitskräften und Arbeitsplätzen sind für die außerordentlich hohen Grenzpendler:innenzahlen verantwortlich. In jüngster Zeit gewinnt darüber hinaus auch die grenzüberschreitende Berufsausbildung zunehmend an Bedeutung, wovon Rahmenabkommen zwischen den Regionen der Großregion zeugen (Dörrenbächer 2020).

Wie eng letztlich grenzüberschreitende Verflechtungen bereits ausfallen, machte die COVID-19-Pandemie mit zunächst von der deutschen Seite ausgehenden verstärkten Grenzkontrollen (ab 16. März 2020) und teilweisen Grenzschließungen (ab 19. März 2020) deutlich. Familien und Freund:innen wurden zeitweise voneinander getrennt, Einkaufen im Nachbarland war nicht mehr möglich, Arbeitskräfte mussten lange Schlangen an den Grenzübergängen und Umwege in Kauf nehmen bzw. sich mit den passenden Dokumenten ausstatten, um die Grenze überhaupt passieren zu können. Gerade für Luxemburg, mit seinen über 200.000 einpendelnden Grenzgänger:innen, wirkte die Pandemie im Hinblick auf den Arbeitsmarkt damit als eine markante Zäsur. Dies gilt im Übrigen auch beispielsweise für das Saarland, wo knapp 15.000 Grenzpendler:innen aus Lothringen arbeiten. Die verstärkten Grenzkontrollen zu Luxemburg wurden von Deutschland aus erst Mitte Mai 2020, zum Nachbarland Frankreich erst Mitte Juni 2020 aufgehoben. Zwischen März und Mai 2021 wurde dann das französische *département* Moselle als Virusvariantengebiet eingestuft, was die Pflicht mit sich brachte, als Grenzgänger:in alle 48 Stunden beim Einpendeln ins Saarland oder nach Rheinland-Pfalz im Kontrollfall einen negativen COVID-19-Test vorweisen zu können, was als gravierender Einschnitt in den grenzüberschreitenden Lebensalltag empfunden wurde. Das Leben im Verflechtungsraum im Hinblick auf Arbeiten, Einkaufen, Versorgung und private Zusammenkünfte wurde in der ersten Welle der Pandemie und durchaus auch noch in den nachfolgenden Wellen immer wieder »angegriffen« (Weber et al. 2021). Insbesondere im engeren Bereich dies- und jenseits der nationalstaatlichen Grenzen haben sich in

den letzten Jahrzehnten enge Verflechtungen entwickelt, die besonders durch die COVID-19-Auswirkungen ins *Scheinwerferlicht* rückten. Die Großregion als grenzüberschreitende Region manifestiert sich nicht nur als territorial-politischer Kooperationsraum, sondern stellt einen wirtschaftlichen und alltagsbezogenen Verflechtungsraum unterschiedlicher Reichweite dar. In ihr findet die Vielschichtigkeit der Institutionalisierung von grenzüberschreitenden Regionen ihren Ausdruck. Dabei werden nationalstaatliche Grenzen zum verbindenden Faktor.

Fazit und Ausblick

Was können wir nun aus unserer Reise in grenzüberschreitende Regionen *mitnehmen*? Unsere Beleuchtung hat verdeutlicht, dass innere Differenzierungen durch eine oder mehrere nationalstaatliche Grenze(n) zu einem entscheidenden Charakteristikum werden. Mancherorts sind Grenzen weiterhin durch Mauern oder Zäune *zementiert* (allgemein dazu Engelhardt 2020) oder fungieren als Instrumente der Abgrenzung und Filterung (Mau 2021). Andernorts – so beispielsweise innerhalb des Schengen-Raums – haben wir es eher mit Wirkungen aufgrund unterschiedlicher Wirtschafts- und Sozialsysteme, administrativer Strukturen oder Sprache zu tun, die bedeutsam werden und die dabei in Teilen trennend und in Teilen verbindend wirken können (siehe auch Weber et al. 2020). Grenzüberschreitende Regionen in der EU zu analysieren heißt damit, sie in einem *Europa der Regionen* auch als Verflechtungsräume zu denken.

Zu einer näheren Bestimmung haben wir sie als intermediäre Ebene sozialer Strukturation eingeordnet, wobei räumliche, zeitliche und soziale Relationen zu berücksichtigen sind. Dem prozesshaften Werden kommt in diesem Zuge entscheidende Bedeutung zu. Auch wenn die *stages* der regionalen Institutionalisierung nach Paasi bereits auf eine Veröffentlichung aus dem Jahr 1986 zurückgehen, ermöglicht diese Systematisierung heute eine gewinnbringende Einordnung, ohne dabei in essenzialisierende Container-Fallen zu *tappen* – denn der Zugang ist dezidiert konstruktivistisch zu denken: In den Fokus rücken kontingente Herstellungsprozesse grenzüberschreitender Regionen. Eine besondere Berücksichtigung verschiedener Dimensionen von Distanz – darunter ökonomische, kulturelle und institutionelle Distanzen – ermöglicht eine nähere Bestimmung grenzüberschreitender Spezifika.

Mit der Großregion haben wir illustrierend ein europäisches Beispiel herausgegriffen und dargestellt, da es eindrücklich für weitreichende Verflechtungen steht, ohne aber prototypisch in allen Belangen *eindeutige* Institutionalisierungen bereitzuhalten. Es kann zum Abgleich mit anderen Beispielen herangezogen werden – auch im Hinblick auf die Frage der Auswirkungen der COVID-19-Pandemie.

Literatur

- Dörrenbächer, H. P. (2010). La »Gran Región«. Institucionalización de una región europea tranfronteriza. *Documents d'anàlisi geogràfica*, 56(1): 185-200.
- Dörrenbächer, H. P. (2015). Ein grenzüberschreitender Wirtschaftsraum? Gemeinsame und individuelle Entwicklungen seit der Krise des Montansektors. In: Wille, C. (Hg.) *Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen: Das Beispiel der Großregion SaarLorLux: Wirtschaft – Politik – Alltag – Kultur*, 21-38. Bielefeld: transcript.
- Dörrenbächer, H. P. (2020). Die Entwicklung grenzüberschreitender Berufsausbildung im Spannungsfeld unterschiedlicher Dimensionen von Distanz – das Beispiel der Großregion. In: Weber, F., Wille, C., Caesar, B. & Hollstegge, J. (Hg.) *Geographien der Grenzen: Räume – Ordnungen – Verflechtungen*, 117-142. Wiesbaden: Springer VS.
- Engelhardt, M. (2020). In Beton gegossene Grenzen: Wie Mauern als Instrumente der Macht die Realität des Raums verändern. In: Weber, F., Wille, C., Caesar, B. & Hollstegge, J. (Hg.) *Geographien der Grenzen: Räume – Ordnungen – Verflechtungen*, 269-286. Wiesbaden: Springer VS.
- Ghemawat, P. (2001). Distance Still Matters: The Hard Reality of Global Expansion. *Harvard Business Review*, 79(8): 137-147.
- Giddens, A. (1997). *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.
- Heintel, M., Musil, R. & Weixlbaumer, N. (Hg.) (2018). *Grenzen: Theoretische, konzeptionelle und praxisbezogene Fragestellungen zu Grenzen und deren Überschreitungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Howitt, R. (1993). »A world in a grain of sand«: towards a reconceptualisation of geographical scale. *Australian Geographer*, 24(1): 33-44. <https://doi.org/10.1080/0049189308703076>.
- Klatt, M. (2021). Diesseits und jenseits der Grenze – das Konzept der Grenzregion. In: Gerst, D., Klessmann, M. & Krämer, H. (Hg.) *Grenzforschung: Handbuch für Wissenschaft und Praxis, Band 3*, S. 143-155. Baden-Baden: Nomos.
- Lorig, W. H., Regolot, S. & Henn, S. (2016). Die Großregion zwischen Bürgerorientierung und Effizienzoptimierung. Grenzüberschreitende Regionalpolitik im Wandel. In: Lorig, W. H., Regolot, S. & Henn, S. (Hg.) *Die Großregion SaarLorLux: Anspruch, Wirklichkeiten, Perspektiven*, 13-46. Wiesbaden: Springer VS.
- Mau, S. (2021). *Sortiermaschinen: Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert*. München: C. H. Beck.
- Niedermeyer, M. & Moll, P. (2007). SaarLorLux – vom Montandreieck zur »Großregion«: Chancen und Möglichkeiten einer grenzüberschreitenden Regionalpolitik in Europa. In: Dörrenbächer, H. P., Kühne, O. & Wagner, J. M. (Hg.) *50 Jahre Saarland im Wandel, Band 44*, 297-321. Saarbrücken: Selbstverlag.

- Paasi, A. (1986). The institutionalization of regions: a theoretical framework for understanding the emergence of regions and the constitution of regional identity. *Fennia – International Journal of Geography*, 164(1): 105-146. <https://doi.org/10.11143/9052>.
- Paasi, A. (2009). The resurgence of the ›Region‹ and ›Regional Identity‹: theoretical perspectives and empirical observations on regional dynamics in Europe. *Review of International Studies*, 35(S1): 121-146. <https://doi.org/10.1017/S0260210509008456>.
- Paasi, A., Harrison, J. & Jones, M. (2018). New consolidated regional geographies. In: Paasi, A., Harrison, J. & Jones, M. (Hg.) *Handbook on the Geographies of Regions and Territories*, 1-20. Cheltenham, Northampton: Edward Elgar Publishing.
- Pallagst, K., Dörrenbächer, H. P. & Weith, T. (2018). Grenzüberschreitende Kooperation theoretisch: Erklärungsansätze aus europäischer Integration, Regionalismus und Governance. In: Pallagst, K., Hartz, A. & Caesar, B. (Hg.) *Border Futures – Zukunft Grenze – Avenir Frontière: Zukunftsfähigkeit grenzüberschreitender Zusammenarbeit, Band 20*, 28-40. Hannover: Selbstverlag.
- Pigeron-Piroth, I., Funk, I., Nienaber, B., Dörrenbächer, H. P. & Belkacem, R. (2021). Der grenzüberschreitende Arbeitsmarkt der Großregion: Der Einfluss der COVID-19-Pandemie. *Informationen zur Raumentwicklung*, 26(2): 74-85.
- Scholz, G. (2016). Das Bild vom Nachbarn – wie die Bewohner die Großregion SaarLorLux wahrnehmen. In: Lorig, W. H., Regolot, S. & Henn, S. (Hg.) *Die Großregion SaarLorLux: Anspruch, Wirklichkeiten, Perspektiven*, 95-113. Wiesbaden: Springer VS.
- Sohn, C. (2014). The Border as a Resource in the Global Urban Space: A Contribution to the Cross-Border Metropolis Hypothesis. *International Journal of Urban and Regional Research*, 38(5): 1697-1711. <https://doi.org/10.1111/1468-2427.12071>.
- Weber, F. (2020). Grenzüberschreitende Governance in der Großregion SaarLorLux. *Forum Wohnen und Stadtentwicklung*, (4): 183-186.
- Weber, F., Theis, R. & Terrolion, K. (Hg.) (2021). *Grenzerfahrungen | Expériences transfrontalières: COVID-19 und die deutsch-französischen Beziehungen | Les relations franco-allemandes à l'heure de la COVID-19*. Wiesbaden: Springer VS.
- Weber, F., Wille, C., Caesar, B. & Hollstegge, J. (2020). Entwicklungslinien der Border Studies und Zugänge zu Geographien der Grenzen. In: Weber, F., Wille, C., Caesar, B. & Hollstegge, J. (Hg.) *Geographien der Grenzen: Räume – Ordnungen – Verflechtungen*, 3-22. Wiesbaden: Springer VS.
- Wille, C. (2015). Zur Einleitung: Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen. In: Wille, C. (Hg.) *Lebenswirklichkeiten und politische Konstruktionen in Grenzregionen: Das Beispiel der Großregion SaarLorLux: Wirtschaft – Politik – Alltag – Kultur*, ix-xvi. Bielefeld: transcript.
- Wille, C. & Nienaber, B. (Hg.) (2020). *Border Experiences in Europe: Everyday Life – Working Life – Communication – Languages*. Baden-Baden: Nomos.

Die kreative Region

Suntje Schmidt

Kreativ und Region – (Wie) passt das zusammen?

Für eine erste Orientierung zu neuen/alten Begriffen hilft manchmal ein erster Blick darauf, wie diese im allgemeinen öffentlichen Gebrauch verwendet werden. So habe ich mich für meine Annäherung an den Begriff *kreative Region* etwas im Internet umgeschaut und konnte feststellen, dass beispielsweise Deutschland scheinbar über zahlreiche *Kreative Regionen* verfügt. So zeigte sich, dass sich einige deutsche Metropolregionen als kreativ bezeichnen. Das erschien mir zunächst nicht verwunderlich, unterstrich doch bereits Jane Jacobs (1961), dass große Städte aufgrund ihrer Dichte, vielschichtigen sozialen Milieus, unterschiedlichen Branchen und Wirtschaftssektoren zufällige, wertvolle Begegnungen ermöglichen, die inspirierend wirken und Ausgangspunkte für kreatives Handeln darstellen können. Meine Recherche zeigte allerdings auch, dass sich einige kreative Regionen außerhalb von urbanen Verdichtungsräumen finden lassen. Dabei fällt auf, dass Kreativität in diesen Zuschreibungen oft eng mit einem ökonomischen Zugang verbunden ist, nämlich der Sichtbarmachung und Unterstützung der Kultur- und Kreativwirtschaft. Dies wird umso deutlicher, indem in jüngeren Diskursen der zumeist öffentlich geförderte Kulturwirtschaftsbereich zugunsten einer Fokussierung auf die Kreativwirtschaft kaum noch besonders betont wird. Gerade die Veröffentlichungen von Richard Florida (2003; 2011) haben das wirtschaftliche Potenzial der sogenannten »kreativen Klasse« für die städtische Entwicklung verdeutlicht. Zudem haben Floridas Arbeiten dazu beigetragen, dass sich regionale Wirtschaftsentwickler:innen oder Akteur:innen aus dem Stadt- und Regionsmarketing dem kreativen Potenzial ihrer Regionen (hier vor allem administrativ abgegrenzte räumliche Einheiten) gezielt widmen und dieses Potenzial zu fördern versuchen. Doch was ist eigentlich Kreativität und was hat Kreativität mit Regionen zu tun?

Kreativität kann zunächst als ein kollektiver Prozess verstanden werden, der Neues und Wertvolles hervorbringt (Amabile 1996). Das bedeutet, dass Individuen, Gruppen oder Organisationen durch aufeinander bezogenes Handeln neuartige Lösungen generieren können. Dies kann Lösungen im kreativ-künstlerischen Bereich umfassen, wie z.B. neue Spielemechanismen in Brettspielen oder aber neu-

artige Bestandteile in freizeitbezogenen Aktivitäten wie beispielsweise Fingerboarding oder Mountainbiking (Brinks et al. 2018). Kreative Lösungen lassen sich aber in allen gesellschaftlichen Handlungsbereichen finden, so auch in wissenschaftlichen und sozialen Kontexten (Ibert et al. 2021). Kreative Lösungen drücken sich folglich nicht nur in neuen Produkten oder künstlerischen Ausdrucksformen aus, sondern vor allem in neuartigen und wertvollen Prozessen und Praktiken (Fortwengel et al. 2017).

Kreative Prozesse sind soziale Prozesse, die aufeinander bezogenes Handeln von Akteur:innen einschließen. Diese nutzen sowohl physisch-räumliche Kontexte für die Umsetzung ihrer kreativen Handlungen und kreativen Formen des Zusammenarbeitens, wie zum Beispiel Musicalbühnen, Studios, Labore, Open Creative Labs (z.B. Makerspaces, Coworking Spaces, Fablabs, offene Werkstätten) als auch digitale Räume (z.B. soziale Plattformen wie Myspace, Instagram oder Songwriting-Plattformen) (Schiemer et al. 2022). Gleichzeitig bringt kollaboratives kreatives Handeln neue Räumlichkeiten hervor, die sich durch On-/Offline-Räume (zum Beispiel Gleichzeitigkeit von Aktivitäten auf Instagram und der Fashion Week) (Ibert et al. 2022; Repenning 2022) oder relationale Räume der Aufmerksamkeit (Aktivitäten in einem Labor bei gleichzeitiger Interaktion über räumliche Distanzen hinweg mit Hilfe von Skype, Telefon oder E-Mail) auszeichnen (Grabher et al. 2018).

Schließlich ist Kreativität ein meist positiv besetzter Begriff und erzeugt Vorstellungen von Dynamik, unkonventionellen Herangehensweisen, erlebbaren und spürbaren Neuerungen, Andersartigkeit oder gar Innovationsfähigkeit. Für Orte und Regionen ergeben sich daraus zwei gleichermaßen positiv besetzte Assoziationen: Wenn eine Region sich als kreative Region präsentieren kann oder sich so bezeichnen lässt, dann verdeutlicht dies einerseits, dass diese – wie auch immer abgegrenzte Region – in der Lage ist, Kreativität hervorzubringen. Andererseits verspricht eine kreative Region spannende, neue oder unerwartete Erlebnisse und erscheint somit zum Beispiel für Tourist:innen oder auch mobile Erwerbstätige besonders attraktiv.

Das Verständnis von Kreativität als sozialer, kollektiver Prozess und die oftmals administrativ abgegrenzten kreativen Regionen mit Fokus auf die Kultur- und Kreativwirtschaft scheinen sich mit Blick auf die kreativen Regionen zu widersprechen. Ich frage mich also: Was macht Regionen kreativ? Ist es überhaupt sinnvoll, Kreativität territorial – also in Bezug auf Regionen – zu denken? Und wenn ja, wie kann man kreative Regionen gar schaffen oder fördern?

Ein etwas anderer Blick auf kreative Regionen: Regionen mit besonderen Fähigkeiten

Ich möchte mich einer wie auch immer definierten kreativen Region über drei Perspektiven nähern: Zuerst möchte ich mir anschauen, wie sich Regionen präsentieren, die als kreativ bezeichnet werden oder sich selbst als kreativ bezeichnen. Um eines vorwegzunehmen: Kreativwirtschaft spielt in diesem Kontext eine wichtige Rolle. Daran anschließend möchte ich mit einer zweiten Perspektive darauf schauen, was die Besonderheiten von Kreativwirtschaft in Bezug auf die Organisation von Arbeit im Vergleich zu anderen Wirtschaftsbranchen sind. So soll verdeutlicht werden, warum überhaupt ein besonderes Augenmerk auf die Kreativwirtschaft geworfen werden sollte. Drittens möchte ich mich von der ökonomischen Perspektive lösen und einmal danach fragen, wie sich kollaborative kreative Prozesse über Raum und Zeit entfalten und welche Rolle dabei Regionen spielen. Die Kontrastierung dieser drei Perspektiven soll dabei zeigen, dass sich kreative Regionen vor allem dadurch auszeichnen, dass ihre Akteur:innen in der Lage sind – die Fähigkeit besitzen – neuartige und wertvolle Lösungen für eine große Bandbreite an gesellschaftlichen Herausforderungen zu entwickeln. Dies schließt explizit Lösungen ein, die nicht notwendigerweise ökonomischen Marktlogiken folgen oder aber sich im kreativwirtschaftlichen oder künstlerischen Bereich verorten lassen.

Annäherung an kreative Regionen 1: Beispiele für kreative Regionen

Die Bezeichnung *Kreative Region* kann zunächst positive Assoziationen erzeugen. Sie weist auf das Vorhandensein kreativer Köpfe hin, lässt spannende, vielleicht auch überraschende Erlebnisse erwarten oder soll signalisieren, dass Kreativschaffende besonders willkommen sind. Folgende Beispiele sollen dies verdeutlichen:

Einerseits tragen Kreativschaffende und ihre Interessensvertretung selbst zu einem *Branding* von kreativen Regionen bei. So setzt sich der Verband *Kreative* zum Beispiel das Ziel, den Aufbau von Landesverbänden der Kultur- und Kreativwirtschaft auf kommunaler und regionaler Ebene zu unterstützen. Mit Hilfe der Landesverbände sollen die Vernetzung von Akteur:innen auf regionaler Ebene unterstützt und die Interessen der Kultur- und Kreativbranche gegenüber »Politik, Wirtschaft und der Europäischen Union«¹ vertreten werden. Die Kultur- und Kreativbranche umfasst dabei in der Regel Akteur:innen der elf Teilmärkte der Kultur- und Kreativwirtschaft (Bundesministerium für Wirtschaft und Energie 2019). In diesem Zuge entstehen regionalisierte Bilder, wie zum Beispiel *Kreatives Leipzig*² oder

1 <https://www.kreative-deutschland.de/der-verband/>.

2 <https://www.kreative-deutschland.de/netzwerke/kreatives-leipzig-e-v/>.

*Kreatives Erzgebirge*³. Auch lassen sich Bottom-up-Interessensvertretungen finden, wie die *Kreativregion Braunschweig*⁴, die sich selbst als Netzwerkerin, Impulsgeberin, Kreativberaterin und Interessenvertreterin versteht. Der *Kreative Fläming* ist ebenfalls durch regionale Kreativschaffende initiiert worden und hat sich zu einem branchenübergreifenden Netzwerk entwickelt. Im Gegensatz zum Verband *Kreative* setzen sich Akteur:innen des *Kreativen Flämings* für eine gemeinsame Ideen- und Produktentwicklung ein, um den Fläming als Reiseregion sichtbar zu machen. Das bedeutet: Kreativität wird hier im Sinne einer Vermarktung der Region eingesetzt.

Andererseits verfolgen regionale Initiativen einen Top-down-Ansatz, der mit wirtschaftspolitischen Strategien und Maßnahmen die elf Teilmärkte der Kultur- und Kreativwirtschaft in einer Region unterstützen soll. Die *kreativregion.de*⁵ der Metropolregion Rhein-Neckar wurde durch die Industrie- und Handelskammer (IHK) Rhein-Neckar initiiert und versteht sich als Dienstleisterin für Kreativschaffende, indem unter anderem ein digitales Portal dazu beiträgt, die Kreativen sichtbar zu machen. Auch die Wirtschaftsförderung der Region Stuttgart fördert mit der *Kreativregion Stuttgart*⁶ die Kultur- und Kreativwirtschaft. Ziel ist es, ähnlich wie in Ansätzen der Förderung von anderen Branchenclustern, die Standortbedingungen für die Kreativwirtschaft, die als eine der Schlüsselbranchen für die Entwicklung der Region verstanden wird, durch Netzwerkarbeit, Standortmarketing und Weiterbildung zu optimieren. Ähnliche Ansätze lassen sich auch in anderen Städten und Regionen finden, wie beispielsweise in Linz (*Creative Region*⁷).

Diese hier skizzierten Beispiele verdeutlichen, dass *Kreative Region* zumeist auf eine bewusste Zuschreibung von unterschiedlichen Akteur:innen zurückzuführen ist, um vor allem wirtschaftliche Entwicklungen und Positionierungen der jeweiligen Region zu fördern und zu unterstützen. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf den strukturellen Merkmalen von kreativen Tätigkeiten, zum Beispiel auf den weitverbreiteten Solo-Selbstständigkeitsbeziehungsweise dem hohen Anteil von Kleinstunternehmen sowie auf der Organisation der Kreativarbeit in befristeten Projektverbänden. Was allerdings wenig berücksichtigt wird, ist die (kritische) Frage nach den Möglichkeiten der Teilhabe an kreativen Prozessen und Tätigkeiten. Aus meiner Sicht würde eine Berücksichtigung dieser Frage das Portfolio an Förder- und Unterstützungsmaßnahmen für kreative Regionen jedoch deutlich ausweiten und über den starken ökonomischen Fokus hinaus reichen.

3 <https://www.kreative-deutschland.de/netzwerke/branchenverband-der-kultur-und-kreativwirtschaft-im-erzgebirge-e-v/>.

4 <https://kreativregion.net/>.

5 <https://www.kreativregion.de/>.

6 <https://kreativ.region-stuttgart.de/>.

7 <https://creativeregion.org/creative-region/>.

Annäherung an kreative Regionen 2: Kritische Blicke auf Kreativität

Zunächst stellt sich jedoch die Frage, warum Kreativität besonders betont und im Vergleich zu anderen wirtschaftlichen Tätigkeiten gesondert betrachtet werden sollte. Im Kontext der Transformation zu Wissens- und Innovationsgesellschaften wird Kreativität als Schlüsselressource für Wirtschaftsakteur:innen interpretiert, um erfolgreich am globalen Wettbewerb teilzunehmen (Leslie & Rantisi 2012). Doch was bedeutet das im Umkehrschluss? Sind nicht-kreative Arbeitsplätze weniger wert, weil sie weniger flexibel und abhängig von hierarchischen Entscheidungen sind oder geringere Qualifizierungen voraussetzen? (Leslie & Rantisi 2012, S. 260).

Kritische Perspektiven auf kreative Ökonomien adressieren außerdem die zunehmende Verwundbarkeit und Prekarität kreativer Arbeit. Thematisiert werden in diesem Zusammenhang wachsende Einkommensdifferenzen zwischen unterschiedlichen Beschäftigungsformen (z.B. unbefristete Vollzeitbeschäftigungen im Vergleich zu temporären und atypischen Beschäftigungsformen), sich verändernde berufliche Identitäten sowie eine zunehmend ungleiche Beteiligung von Kreativschaffenden an kreativen Arbeitsmärkten, z.B. basierend auf Geschlechteridentitäten oder ethnischen Zugehörigkeiten (McDowell & Christopherson 2009; Reimer 2016; Virani & Gill 2019).

Schließlich hinterfragt eine weitere Perspektive die Konsequenzen von Flexibilität in kreativer Arbeit bzw. durch kreatives Arbeiten. So argumentiert Cockayne (2021), dass der Begriff *Flexibilität* die Deregulierung von kreativer Arbeit verdeckt: Vielmehr verbirgt sich hinter der Flexibilisierung von Kreativarbeit die Verlagerung von Arbeit sowohl konzeptionell, rhetorisch wie auch materiell ins Privatleben.

Bleibe man also bei einem Verständnis von kreativer Region, welches sich auf die Stärkung der Kreativwirtschaft und kreativen Klasse konzentriert, dann müssten Maßnahmen im Umgang mit diesen Formen von Unsicherheiten, ungleichen Entwicklungen und Möglichkeiten der Teilhabe an kreativen Arbeitsmärkten sowie den Konsequenzen der Flexibilisierung und Entgrenzung von Arbeit in das Portfolio an Unterstützungsmaßnahmen aufgenommen werden.

Annäherung an kreative Regionen 3: Kreative Prozesse aus einer raum-zeitlichen Perspektive

Eine dritte Perspektive, die ich kurz anreißen möchte, löst sich von einer ökonomischen und auf Teilmärkte der Kreativwirtschaft bezogenen Betrachtung und fragt danach, wie sich kreative Prozesse über Raum und Zeit entfalten. Amabile (1996) begreift Kreativität als Fähigkeit, wertvolle Neuerungen in einem Feld hervorzu- bringen. Auch Malecki (2013) unterstreicht, dass Kreativität die Kunst ist, Neues zu schaffen. Das bedeutet, Kreativität umfasst Handlungen, Kapazitäten und Fä-

higkeiten, die gezielt versuchen, neuartige Lösungen oder neues Denken anzustoßen und/oder etablierte Routinen, Denkmuster und Handlungen zu hinterfragen. Einige Autoren sehen eine enge Verbindung zwischen Kreativität und Innovation. Pratt & Jeffcutt (2011) unterstreichen zum Beispiel, dass Kreativität ebenso wie Innovation zu einem Schlüsselbegriff und -konzept im Kontext der Ausbildung einer globalen Wissensökonomie geworden ist. In diesem Zuge verschwimmen auch die konzeptionellen Grenzen zwischen diesen beiden Begrifflichkeiten. Daher schlägt Malecki (2013) vor, Innovationen als Prozesse der monetären Wertschöpfung aus Kreativität zu definieren. Im Gegensatz zu Innovationen zeichnen sich Ergebnisse kreativer Prozesse nicht durch ökonomische Erfolgsfaktoren aus, die sich durch die Einführung einer Neuerung in einen Markt und die räumliche Ausbreitung dieser Neuerung auszeichnen. Kreativität ist folglich mit Praktiken der Bewertung und Wertzuschreibung gekennzeichnet.

Dabei ist Kreativität keinesfalls ausschließlich eine individuelle Eigenschaft, die zu einem wie auch immer gestalteten kreativen Ergebnis führt. Vielmehr wird Kreativität zunehmend als kollektiver Prozess verstanden (Hautala & Ibert 2018), in dem neue Ideen durch die Interaktion zwischen Akteur:innen, Organisationen und ihren Umgebungen entstehen. Eine solche Prozessperspektive ermöglicht ein Verständnis für komplexe und vielschichtige räumliche wie auch zeitliche Interaktionen und Relationen des Hervorbringens von Neuerungen und dessen Bewertungen. Gleichzeitig öffnet sich eine Prozessperspektive für die Betrachtung von kollektiven und interaktiven Handlungen. So können komplexe Beziehungen zwischen räumlich, organisatorisch, institutionell, kognitiv oder sozial distanzierten oder nahen Individuen sowie materiellen und immateriellen Ressourcen, Konzepten und Ideen verdeutlicht und besser verstanden werden (Hautala & Ibert 2018). Im Kern umfasst Kreativität eine Form der Wissensarbeit, die die Fähigkeit von Individuen und kollektiven Akteur:innen beschreibt, um kontinuierlich neues Wissen zu generieren. Damit löst sich dieses Verständnis von Kreativität von einer deutlichen ökonomischen Branchenfokussierung und fragt danach, wie Neues entsteht.

Vor dem Hintergrund dieser drei skizzierten Perspektiven schlage ich vor, kreative Regionen neu zu denken und vor allem den Prozess des Hervorbringens von Neuerungen in den Mittelpunkt zu stellen. Dabei würde ich zuerst festhalten, dass eine kreative Region nur eine offene Region sein kann (Schmidt et al. 2018). *Offen* lässt sich dabei in Form von besonderen Qualitäten begreifen, die Eigenschaften wie Erreichbarkeit, Transparenz, Partizipation und Teilen umfassen (Lundgren & Westlund 2016). Erreichbarkeit schließt physische und soziale Möglichkeiten ein, durch die Akteur:innen aus einer betreffenden Region wie auch aus anderen Regionen Zugang zu kreativen Prozessen erhalten. Die Idee des *Summer of Pioneers* verdeutlicht diesen Ansatz sehr schön. Für bis zu sechs Monate wird es interessierten Kreativarbeiter:innen ermöglicht, in kleineren, zumeist ländlichen Kommunen zu leben und zu arbeiten. Ihnen werden Arbeitsräume einschließlich digitaler Infra-

strukturen (z.B. Coworking Spaces) und Unterkünfte zur Verfügung gestellt. Neben dem Ausprobieren von Leben und Arbeiten auf dem Land ist das Ziel der Initiative, dass sich sogenannte Pionier:innen in die Kommune vor Ort einbringen und dazu beitragen, dass lokale Mehrwerte geschaffen werden. Es wurden unter anderem Pop-up-Stores initiiert oder aber ein lokales Open-Air-Kino – kreative Projekte also, die dazu beitragen, dass Innenstädte belebt und soziales Miteinander gefördert werden. Dies ist unabdingbar mit Transparenz und Teilhabe verbunden. Um kreative Lösungen mit Hilfe sozialer, kultureller und teilweise auch wirtschaftlicher Partizipation zu ermöglichen, mussten sowohl die beteiligten Kommunen bzw. ihre Vertreter:innen mit den Pionier:innen in den Austausch treten und zeigen, wo ihre Herausforderungen liegen, und Informationen darüber bereithalten, welche lokalen Ressourcen verfügbar sind und mit welchen lokalen Schlüsselakteur:innen kooperiert werden kann. Gleichmaßen ist es wichtig, dass die Pionier:innen ihre Kompetenzen, Möglichkeiten und Perspektiven auf die lokalen Herausforderungen transparent machen, um so – wiederum in Form von sozialer, kultureller, wirtschaftlicher und politischer Partizipation – gemeinschaftlich kreative Lösungen zu entwickeln. Diese Form der Partizipation schließt ein, dass Wissen und Expertise geteilt und gemeinschaftlich weiterentwickelt werden. Aus dem *Summer of Pioneers* in Wittenberge 2019 ging zum Beispiel ein Stadtsalon hervor, der niedrigschwellige kulturelle Beteiligungsformate für Bürger:innen vor Ort ermöglicht und über die sechs Monate des Projekts hinausreichte. Offenheit ermöglicht also, kreative Prozesse zu steuern, zu koordinieren oder sich an ihnen zu beteiligen. Eine Region kann in dem Sinne eine temporäre Station von Akteur:innen sein oder sich mit Ressourcen an kreativen Prozessen, deren Zentren möglicherweise in anderen Regionen verortet sind, beteiligen. Auch können sich kreative Regionen zumindest als mittelfristige Fixpunkte positionieren, von denen aus kreative Prozesse eingerichtet und koordiniert werden. Offenheit kann auch bedeuten, Anlässe, Verläufe oder Bewertungen von Kreativität transparent zu gestalten, Möglichkeiten der kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Teilhabe zu schaffen oder gegebenenfalls auch Ressourcen, Informationen oder Wissen im Prozess zu teilen.

Dieser Argumentation folgend ist eine kreative Region also eine Region, deren Akteur:innen mit Fähigkeiten ausgestattet sind, die sich darin zeigen, dass territoriale, kulturelle, soziale oder epistemische Grenzen miteinander in Beziehung gesetzt, die dabei entstehenden Spannungen ausgehalten und in Wert gesetzt werden können. Dabei bezieht sich *Wert* explizit nicht vordergründig auf ökonomische Werte, sondern vielmehr soziale, kulturelle, gesellschaftliche Mehrwerte. Bereits bestehende Programme in anderen Feldern setzen genau an diesen kreativen Spannungen an. Auch hierfür kann der *Summer of Pioneers* beispielhaft stehen. Teilnehmende, oft digital arbeitende Kreativschaffende, stammen zumeist aus metropolitanen Räumen; im Falle von Wittenberge im Jahr 2019 vor allem aus Berlin und Hamburg. Sie treffen auf eine kleine Stadt in einer ländlich geprägten Region

mit einem anderen Rhythmus von Leben und Arbeiten und anderen Vorstellungen hinsichtlich der Gestaltung, beispielsweise von belebten Innenstädten. Gerade diese Spannungen und Gegensätze sind es, die neue Ideen und Initiativen entstehen lassen. Im Land Brandenburg wird ein Projekt umgesetzt, welches ebenfalls kreative Spannungen in wertvolle Begegnungen übersetzt. Mit dem Programm *Perspektivwechsel*, getragen durch das Brandenburger Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kultur (MWFK) und die Industrie- und Handelskammern des Landes Brandenburg, wird es Vertreter:innen aus Hochschulen und Unternehmen, die in der IHK organisiert sind, ermöglicht, für einen Tag Büros zu tauschen. Wenn es gelänge, solche Programme zu verlängern und zu verstetigen, erhielten die beteiligten Akteur:innen die Möglichkeit, noch tiefer in die jeweils fremden Praktiken und Routinen einzutauchen und könnten aus diesen Begegnungen und Erfahrungen Inspiration für neue, vielleicht sogar kreative Handlungswege schöpfen. Ähnliche Ansatzpunkte finden sich auch in sogenannten *Artist- oder Scientist-in-Residence*-Programmen.

Vor dem Hintergrund der Innovationsforschung haben Autor:innen des Leibniz-Instituts für Raumbezogene Sozialforschung (IRS) mit der Heuristik *Open Regionen* (Schmidt et al. 2018) Denkvorschläge für regionale Innovationspolitiken vorgelegt. Ziel dieser Heuristik ist es, dem offenen, zuweilen unterbrochenen und nicht geradlinigen, mobilen und multi-lokalen Charakter von innovativen Prozessen durch neuartige Denkrichtungen für territoriale Innovationspolitiken Rechnung zu tragen. Die Autor:innen bieten zwei Richtungen von Förderungen zur Unterstützung von Neuerungsprozessen an: Zum einen interpretieren sie Gelegenheiten, wie zum Beispiel wahrgenommene Probleme oder Handlungshindernisse, als Ausgangspunkte für Innovationen. Daher können regionale Innovationspolitiken Gelegenheiten für Innovationen sowohl schaffen als auch nutzen. Den mobilen Charakter von Neuerungsprozessen adressieren die Autor:innen damit, dass sie vorschlagen, Expertise zumindest temporär zu mobilisieren oder zu verankern.

Auch wenn kreative und innovative Prozesse nicht zwangsläufig identisch sind, so lassen sich doch einige Parallelen und Verschränkungen dieser beiden erkennen. Innovationen können als Ergebnisse von systematischen Prozessen der Generierung von neuen Produkten, Dienstleistungen, Prozessen, Organisationen oder aber neuartigen Lösungen für gesellschaftliche Herausforderungen (z.B. in Form von sozialen Innovationen) verstanden werden, die erfolgreich in ein soziales Feld oder in den Markt eingeführt werden (Brinks et al. 2018). Demgegenüber lassen sich kreative Prozesse als kollektive Prozesse der Erreichung von etwas Neuartigem und Wertvollem in einer bestimmten Domäne definieren (Csikszentmihalyi 1990). Im Gegensatz zu Innovation ist Kreativität nicht mit marktwirtschaftlichem Erfolg oder aber erfolgreichen Lösungen in einem sozialen Feld verbunden. Vielmehr ist Kreativität mit Wertzuschreibungen verknüpft, die sich Marktlogiken explizit entziehen können und die in kreative Prozesse eingebunden sind. Durch das aufeinander

der bezogene Handeln der beteiligten Akteur:innen in kreativen Prozessen können diese sich gegenseitig beobachten, Feedback geben, neue Sichtweisen transparent machen und die Qualität des Handelns immer wieder hinterfragen und einordnen. Das bedeutet, Bewertungspraktiken sind feste Bestandteile von kreativen Prozessen. Live-Konzerte, zum Beispiel, zeichnen sich dadurch aus, dass Publikum und Künstler:innen interagieren und damit eine geteilte Atmosphäre schaffen, die das Ereignis selbst einzigartig werden lassen. Im Gegensatz zu künstlerischen Wertzuschreibungen, die stark an ästhetische, emotionale und kulturelle Wertesysteme gebunden sind, wird wissenschaftliche Kreativität durch Bewertungssysteme des jeweiligen wissenschaftlichen Feldes eingeordnet, beispielsweise durch Begutachtung von Veröffentlichungen oder Rezensionen.

Was bedeutet das nun für kreative Regionen? In Anlehnung an offene Regionen zeichnen sie sich zunächst durch eine Durchlässigkeit territorialer Grenzen (insbesondere administrativer) und das proaktive Einbringen von vielfältigen sozialen Akteur:innen aus. Das bedeutet, dass regionale Akteur:innen in der Lage sind, Gelegenheiten für kreative Prozesse zu erkennen und zu nutzen und dafür notwendige Expertisen zu mobilisieren. So kann zum Beispiel die Planung eines Gesundheitshauses in einer ländlichen Gemeinde einen solchen Anlass darstellen. Soziale Gruppen, die an der Gesundheitsversorgung interessiert sind, lokale Unternehmer:innen wie Innendesigner:innen oder Holzverarbeitende Unternehmen, lokale Verwaltungsmitarbeiter:innen, Akteur:innen von Hochschulen, Bewohner:innen, Betreiber:innen von Gesundheitshäusern aus anderen Regionen, Fördermittelberater:innen und Physiotherapeut:innen können sich in die Planung konstruktiv einbringen. Die Gemeinde Baruth in Brandenburg hat diesen Weg beschritten. Im Rahmen von zwei Veranstaltungen wurden die oben genannten Akteur:innengruppen eingeladen, ein Zukunftsbild für ihr Gesundheitshaus zu entwickeln. Dabei haben sie eng mit Kreativen aus dem Design-Thinking-Bereich zusammengearbeitet. Gemeinsam haben sie zukünftige Angebote des Hauses entwickelt, Lösungswege für notwendige Finanzierungen angedacht, Kooperationen mit externen Hochschulen angebahnt und sich mit bestehenden Gesundheitshausinitiativen vernetzt. Die Veranstaltungen haben den Rahmen geboten, eine geteilte Wahrnehmung für die Herausforderungen zu entwickeln und Prototypen kollektiv zu bewerten und zu priorisieren. Auch haben die Veranstaltungen eine Mentalität der Offenheit aufgebaut, indem der Blick über den eigentlichen, sehr lokalen Ausgangspunkt des Gesundheitshauses erweitert wurde – nicht nur über territoriale Grenzen hinweg, sondern auch über die Grenzen von Wissensgemeinschaften, indem eine transdisziplinäre Zusammenarbeit ermöglicht wurde. Es wurden Türen geöffnet, indem scheinbar distanzierte Gruppen miteinander in Beziehung gebracht wurden: So meldete eine Teilnehmerin zurück, dass sie selbst nicht auf die Idee gekommen wäre, auf Hochschulen zuzugehen, dort nach Ansprechpartner:innen zu suchen und geeignete Unterstützung zu finden. Dieses Beispiel illustriert, dass besonde-

re Herausforderungen (wie z.B. Gesundheitsversorgung in ländlichen Regionen) Gelegenheiten für offene und kreative Prozesse anbieten.

Um auf die uns begleitenden Beispiele – *Summer of Pioneers* und Gesundheitshaus Baruth – zurückzukommen, stellt sich schließlich die Frage, ob und wenn ja, wie kreative Regionen gestaltet und aufgebaut werden können. Meine Antwort wäre: Ja, selbstverständlich. Jedoch unterscheiden sie sich deutlich von den eingangs kurz skizzierten kreativen Regionen mit ihren Schwerpunkten auf die Kreativwirtschaft. Aus meiner Sicht bedarf es Schlüsselakteur:innen in Regionen, die Engagement übernehmen und sich einbringen, die Wissen und Expertise mobilisieren und in Neuerungsprozesse einbinden. Initiativen wie die *Summer of Pioneers* oder der Aufbau von Gesundheitshäusern brauchen eine aktive Gestaltung und Kuratierung. Diese Aufgaben können beispielsweise Verwaltungen übernehmen, oder aber auch soziale Gruppen, Ehrenämter, Unternehmer:innen, die in der Lage sind, Gestaltungsspielräume (Gelegenheiten) zu erkennen und in Wert zu setzen, und im Stande sind, lokale, regionale, und trans-lokale Ressourcen zusammenzuführen. Ein für die (Förder-)Politik denkbarer Rahmen könnte sich hier in der Ergänzung (kreativ)wirtschaftlicher Unterstützungsschwerpunkte ausdrücken. Hinzu könnten Valuations-Politiken (Huguenin & Jeannerat 2017; Jeannerat & Crevoisier 2022) kommen, die im Sinne der offenen Partizipation die Identifikation, Definition und gemeinsame Entwicklung sozialer Werte in kreativen Prozessen berücksichtigen und fördern. Damit wäre eine kreative Region ein aus territorialer Perspektive flexibles Konstrukt, welches sich je nach Neuerungsprozessen und daran beteiligten Akteur:innen neu konstituiert, indem aufeinandertreffende (soziale, kulturelle, wirtschaftliche) Grenzen erfahrbar gemacht werden, um kreatives Potenzial zu entfalten.

Literatur

- Amabile, T.M. (1996). *Creativity and Context*. Boulder: Westview Press.
- Brinks, V., Ibert, O., Müller, F.C. & Schmidt, S. (2018). From ignorance to innovation: Serendipitous and purposeful mobility in creative processes – The cases of biotechnology, legal services and board games. *Environment and Planning A: Economy and Space*, 50(8): 1742-1763. <https://doi.org/10.1177%2F0308518X18758327>.
- Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (Hg.) (2019). *Monitoringbericht Kultur- und Kreativwirtschaft 2019*. Bearbeitet durch ZEW (Leibniz-Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung GmbH Mannheim) und Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI. Berlin: BMWi.
- Cockayne, D. (2021). The feminist economic geographies of working from home and »digital by default« in Canada before, during, and after COVID-19. *The Canadian*

- Geographer/Le Géographe canadien*, online first, 1-13. <https://doi.org/10.1111/cag.12681>.
- Csikszentmihalyi, M. (1990). The domain of creativity. In: Runco MA & Albertm, R.S. (Hg.) *Theories of creativity*, 90-212. Thousand Oaks: Sage Publications.
- Florida, R. (2003). Cities and the creative class. *City & Community*, 2(1): 3-19. <https://doi.org/10.1111/1540-6040.00034>.
- Florida, R. (2011). *The rise of the creative class, revisited*. New York: Basic Books.
- Fortwengel, J., Schüßler, E. & Sydow, J. (2017). Studying organizational creativity as process: Fluidity or duality? *Creativity and Innovation Management*, 26(1): 5-16. <https://doi.org/10.1111/caim.12187>.
- Grabher, G., Melchior, A., Schiemer, B., Schüßler, E. & Sydow, J. (2018). From being there to being aware: Confronting geographical and sociological imaginations of copresence. *Environment and Planning A*, 50(1): 245-255. <https://doi.org/10.1177/0308518X17743507>.
- Hautala, J. & Ibert, O. (2018). Creativity in arts and sciences: Collective processes from a spatial perspective. *Environment and Planning A: Economy and Space*, 50(8): 1688-1696. <https://doi.org/10.1177/0308518X18786967>.
- Huguenin, A. & Jeannerat, H. (2017). Creating change through pilot and demonstration projects: Towards a valuation policy approach. *Research Policy*, 46(3): 624-635. <https://doi.org/10.1016/j.respol.2017.01.008>.
- Ibert, O., Jackson, G., Theel, T. & Vogelgsang, L. (2021). Organizing uncertainty as an asset in creative collaboration: A comparison of the music and pharmaceutical industries. In: Schüßler, E., Cohendet, P. & Svejnova, S. (Hg.) *Organizing Creativity in the Innovation Journey*, 115-136. Bingley: Emerald Publishing Limited. <https://doi.org/10.1108/S0733-558X20210000075010>.
- Ibert, O., Oechslen, A., Repenning, A. & Schmidt, S. (2022). Platform ecology: A user-centric and relational conceptualization of online platforms. *Global Networks*, 22(3): 564-579. <https://doi.org/10.1111/glob.12355>.
- Jacobs, J. (1961). *The death and life of great American cities*. New York: Vintage Books.
- Jeannerat, H. & Crevoisier, O. (2022). From competitiveness to territorial value: Transformative territorial innovation policies and anchoring milieus. *European Planning Studies*, online first, 1-21. <https://doi.org/10.1080/09654313.2022.2042208>.
- Leslie, D. & Rantisi, N. M. (2012). The rise of a new knowledge/creative economy: Prospects and challenges for economic development, class inequality, and work. In: Barnes, T. J., Peck, J. & Sheppard, E. (Hg.) *The Wiley-Blackwell companion to economic geography*, 58-471. Sussex: Blackwell Publisher Ltd.
- Lundgren, A. & Westlund, H. (2016). The openness buzz in the knowledge economy: Towards taxonomy. *Environment and Planning C: Politics and Space*, 35(6): 975-989. <https://doi.org/10.1177/0263774X16671312>.

- Malecki, E. J. (2013). Creativity: Who, How, Where? In: Meusburger, P., Glückler, J. & el Meskioui, M. (Hg.) *Knowledge and the Economy*, 79-93. Heidelberg [u.a.]: Springer.
- McDowell, L. & Christopherson, S. (2009). Transforming work: New forms of employment and their regulation. *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society*, 2(3): 335-342. <https://doi.org/10.1093/cjres/rsp024>.
- Pratt, A. C. & Jeffcutt, P. (2011). Creativity, innovation and the cultural economy. Snake oil for the twenty-first century? In: Pratt, A. C. & Hutton, T. (Hg.) *Creativity, Innovation and the Cultural Economy*, 3-19. Abingdon: Routledge.
- Reimer, S. (2016). »It's just a very male industry«: Gender and work in UK design agencies. *Gender, place and culture: A journal of feminist geography*, 23(7): 1033-1046. <https://doi.org/10.1080/0966369X.2015.1073704>.
- Repenning, A. (2022). Workspaces of mediation: How digital platforms shape practices, spaces and places of creative work. *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, 13: 211-224. <https://doi.org/10.1111/tesg.12508>.
- Schiemer, B., Schüssler, E. & Theel, T. (2022). Regulating nimbus and focus: Organizing copresence for creative collaboration. *Organization Studies* accepted: 1-50. <https://doi.org/10.1177/01708406221094201>.
- Schmidt, S., Müller, F. C., Ibert, O. & Brinks, V. (2018). Open Region: Creating and exploiting opportunities for innovation at the regional scale. *European Urban and Regional Studies*, 25(2): 187-205. <https://doi.org/10.1177/0969776417705942>.
- Virani, T. E. & Gill, R. (2019). Hip hub? Class, race and gender in creative hubs. In: Gill, R., Pratt, A. C. & Virani, T. E. (Hg.) *Creative Hubs in Question*, 131-154. Cham: Palgrave Macmillan. https://doi.org/10.1007/978-3-030-10653-9_7.

Die Metropolregion

Markus Hesse

Mit dem Begriff der Metropolregion werden traditionell große Verdichtungsräume und ihr Einzugsbereich bezeichnet, gelegentlich auch Millionenstädte. Im europäischen Raum wurde der Begriff der Metropolregion seit den 1990er Jahren für die räumliche Planung und Forschung zunehmend relevant. Lag die klassische Rolle der Raumforschung im Metropolkontext bei Fragen der Identifikation, Abgrenzung und inhaltlichen Bestimmung von Raumeinheiten, wurde die Metropolregion zunehmend zum Gegenstand räumlicher Entwicklungspolitik gemacht. Dazu bediente man sich einer diskursiven Rahmung, eines *framings*, das spezifische Assoziationen um diesen Begriff konstruierte: die Verbindung von Großstadt und Moderne, die Konnotation von Region mit Wachstum und Wettbewerbsfähigkeit, der Anschluss der Raumplanung an den Geist der Zeit. Mehr als 25 Jahre nach Einführung der Metropolregionen als Kategorie der deutschen Raumordnung bietet sich eine kritische Reflexion dieser Praxis an: Welchen Einfluss hat diese Rahmung auf politische Diskurse ausgeübt, welcher Regionsbegriff wurde zugrunde gelegt, wie wurde diese Setzung empirisch begründet? Auf diese Weise werden das Metropolkonzept und sein diskursives *framing* problematisiert. Außerdem wird gefragt, ob es alternative wissenschaftliche Ansätze zur Analyse des Wandels von der Region zur Metropolregion gibt.

Metropole und Metropolregion: Historische und aktuelle Facetten des Begriffs

Der Begriff der Metropole kennzeichnet üblicherweise große Städte, die durch die Kombination von hoher Bevölkerungszahl, wirtschaftlicher Stärke und kultureller Ausstrahlung geprägt sind. Der etymologisch vom griechischen *Mutterstadt* abgeleitete Begriff der Metropole erhielt seine entscheidenden Impulse durch den Prozess der industriegesellschaftlichen Urbanisierung im sogenannten »langen 19. Jahrhundert« (Osterhammel 2009). Die Konzentration der Produktionsfaktoren – neben Kapital war das insbesondere Arbeitskraft – ging mit einer Konzentration der Wohnbevölkerung einher, die vor allem durch internationale Migration

befördert wurde. Dieser Prozess sollte zu einem bis dahin nicht gekannten Wachstum der Städte führen. Großstädte wie Berlin oder London galten an der Wende zum 20. Jahrhundert als Metropolen, wenn nicht gar als Weltstädte par excellence.

Die forcierten Verstädterungsprozesse, die sich seit den 1980er Jahren auf globaler Ebene vollziehen, haben dem Gegenstand der Großstadt beziehungsweise der Metropole eine neue Bedeutung zugewiesen und neue Sichtbarkeit verschafft. Dazu haben seitens der Stadtforschung insbesondere Friedmanns (1986) These von den *World Cities* sowie Sassens (1991) Arbeit zu den *Global Cities* beigetragen. Sie legten den Grundstock für eine Forschungstradition, die den Blick weg von den Nationalstaaten, hin zu den Metropolen lenkte. Diese wurden als Befehls- und Kontrollzentren der globalen Ökonomie betrachtet, und ihr Wachstum signalisiert zugleich die demographischen und sozioökonomischen Verschiebungen, die sich in der jüngeren Vergangenheit im Weltmaßstab ereignet haben: Die Mehrzahl der Metropolen lag in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis in die 1980er Jahre hinein in der alten Welt des Westens (sieht man etwa von Tokio ab). Die dynamische Entwicklung von China, Indien sowie Südostasien bzw. Ozeanien hat in den letzten Dekaden neue Metropolen hervorgebracht, die heute das Portfolio der globalen Verstädterung anführen.

Die nicht exklusiv, aber doch zentral mit dem Begriff der Metropolregion argumentierende neue Raumentwicklungspolitik entstand in Europa in Reaktion auf massive geopolitische Veränderungen zu Beginn der 1990er Jahre. Sie ist kein deutsches Spezifikum, sondern wurde und wird zum Beispiel intensiv in Frankreich diskutiert (vgl. Brunet 1989). Auslöser dieser Debatten waren die Einführung des europäischen Binnenmarktes 1988, die Auflösung der alten Blockkonfrontation infolge des Falls der Berliner Mauer 1989 und der deutschen Vereinigung 1990, schließlich die in mehreren Schritten vollzogene Erweiterung der Europäischen Union sowie der Entwurf einer europäischen Perspektive für die territoriale Entwicklung. Parallel dazu wurden wissenschaftliche Theorien popularisiert, die den Begründungszusammenhang für eine Neuorientierung der Raumordnungspolitik – und darin für einen Fokus auf Wachstum, Wettbewerb und Metropolen – lieferten. Dazu gehörten beispielsweise solche Ansätze, die ökonomisches Wachstum primär durch Agglomerationsvorteile erklären, etwa aus der Neuen Ökonomischen Geographie (NEG) (vgl. Krugman & Venables 1995; kritisch: Martin 1999). Politikwissenschaftliche Beobachtungen zielten auf die Gleichzeitigkeit von Prozessen der De- und Re-Territorialisierung und ihre Folgen für das Institutionensystem (Brenner 1999). Dabei stand einem vermuteten Bedeutungsverlust der Nationalstaaten eine Aufwertung der regionalen (nicht lokalen) Ebene gegenüber. Spiegelbildlich zu der allgemein wahrgenommenen Auflösung räumlicher Zusammenhänge im Licht von beschleunigter Globalisierung sowie wachsender Einflussnahme der EU wurden Potenziale einer kleinmaßstäblichen Regionalisierung gesehen; mitunter wurde die Region auch als Alternative

zu großräumigen Trends propagiert (vgl. Lindner 1994). Aus der Perspektive der Nationalstaaten wurde jedoch den großen Verdichtungsräumen, hier den Metropolregionen und vor allem ihren Kernen, eine besondere Rolle zugewiesen.

Diese Entwicklung setzte die Rahmenbedingungen für einen neuen Zugang zum Sujet der Metropole, sie bot die Bühne für einen Verständniswandel der Raumordnung. Infolgedessen konnten sich Stadtregionen weit unterhalb der Größenordnung von Millionen- oder Weltstädten als metropolitan positionieren. Im deutschen Diskurs, der durch die historisch gewachsene Kulisse eines polyzentrischen Städtensystems geprägt ist, verlief diese Entwicklung seit Anfang der 1990er Jahre beschleunigt. Metropolregionen fanden über den raumordnungspolitischen Orientierungsrahmen von 1993 sowie den raumordnungspolitischen Handlungsrahmen von 1995 Eingang in die offizielle Nomenklatur der Raumordnung (BMBau 1993; 1995). Definitionsgemäß zielt der Begriff der Metropolregion auf

»räumliche und funktionale Standorte, deren herausragende Funktionen im internationalen Maßstab über die nationalen Grenzen hinweg ausstrahlen. Als Motoren der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwicklung sollen sie die Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit Deutschlands und Europas erhalten und dazu beitragen, den europäischen Integrationsprozess zu beschleunigen« (BMBau 1995, S. 27).

Zu den Metropolregionen gehörten zunächst sechs bzw. sieben der größten Verdichtungsräume Deutschlands: Berlin, Hamburg, Hannover, der Raum Rhein-Ruhr (bestehend aus Metropole Ruhr und dem Rheinland), Frankfurt/Rhein-Main, Stuttgart sowie München. Diesem ersten konzeptionellen Schritt folgten eine gute Dekade später die *Neuen Leitbilder der Raumentwicklung* (BMVBS 2006), mit denen der Kreis der Metropolregionen um weitere kleine bis mittelgroße Stadtregionen ergänzt wurde; dies waren die Räume Bremen/Oldenburg, Rhein-Neckar, Nürnberg sowie Mitteldeutschland. Später wurden die Leitbilder dann noch einmal angepasst (MKRO 2016); unterdessen wandelte sich der Zuschnitt vieler Metropolräume. Außerdem konstituierten sich vier grenzüberschreitende Metropolregionen: Euregio Maas-Rhein, Großregion Saar-Lor-Lux, Oberrhein und Bodensee.

Die zentralen Annahmen im Metropolendiskurs

Die Metropolregion als Instrument räumlicher Entwicklungsvorstellungen entstand als gemeinsames Resultat politischen *framings* einerseits und wissenschaftlicher Evidenzproduktion beziehungsweise Sinngebung andererseits (Aring & Sinz 2006). Ohne das enge Zusammenwirken von Raumordnungspolitik und raumbezogener Forschung wäre das Konzept der Metropolregionen nie so populär geworden, wie es Mitte/Ende der 2000er Jahre war. Beide Ebenen, Wissen-

schaft und Praxis, spielten sich in einem wohlvorbereiteten diskursiven Raum die Bälle zu: Raumforschung orientierte sich an Theoremen einer wachstums- und agglomerationsbasierten Sicht der Dinge. Raumordnung übernahm die seinerzeit hegemonialen (das heißt mehrheitlich geteilten) Erklärungsmodelle von Wirtschafts- und Wohlstandswachstum sowie die Wettbewerbsorientierung in der lokalen, überörtlichen Entwicklung.

Damit sollte die Disziplin der Raumplanung modernisiert werden, deren historisches Erbe mehrfach belastet war: Sie trug nicht nur Reputationsaltlasten aus der Gründerzeit der Raumordnung im NS-Staat mit sich, sondern hatte auch ein etatistisch-verteilungspolitisches Image aus ihrer Blütezeit im Wohlfahrtsstaat. Nun wurde der Raumordnung ein neues, von Markt und Wettbewerb durchzogenes *Äußeres* gegeben. Diese Neuausrichtung, mit der nicht zwingend eine radikal neue *inhaltliche* Ausrichtung verbunden war, gründete auf mehreren Axiomen. Dem Geist der Zeit folgend, waren sie vom Individualismus der neoklassischen Ökonomie, der Entfesselung von Marktkräften und dem Abbau der Staatstätigkeit geleitet. Zentrale Elemente waren erstens die Akzeptanz von Ungleichheit als *natürliches Phänomen* offener Gesellschaften, die zugleich als notwendige Rahmenbedingung für die Entwicklung von Wettbewerbsfähigkeit auch unter Gebietskörperschaften galt; zweitens wurde im Fahrwasser der NEG auf die Mobilisierung von Agglomerationsvorteilen als Treiber der wirtschaftlichen Entwicklung gesetzt. Metropolen galten insofern als Motoren räumlich konzentrierten Wachstums, mit dem sich auch in aggregierter Form (das heißt aus volkswirtschaftlicher Perspektive) erhebliche Wohlfahrtsgewinne mobilisieren lassen würden.

Dies waren die programmatisch-ideologischen Leitideen, über die dann auch die Praxis der Raumordnungspolitik neu formuliert wurde. Anstelle des primär auf räumlichen Ausgleich setzenden klassischen Zielkatalogs der Raumordnung (Überlastung der Kernräume vermeiden, Peripherien stärken) wurde nun, mit der Metropolregion als Kern, im ersten von drei Leitbildern auf »Wachstum, Innovation und Wettbewerb« gesetzt; als Leitmetapher sollte sich »Stärken stärken« durchsetzen (Aring & Sinz 2006; BMVBS 2006). Gegen mögliche Kritik an einer solchen Ausrichtung wurden diesem Ansatz, praktisch vorsorglich, zwei weitere Leitbilder hinzuge stellt. Sie befassten sich zum einen mit räumlicher Kohäsion (»Daseinsvorsorge sichern«), zum anderen mit dem Ziel »Ressourcen bewahren, Kulturlandschaften sichern«. Einer Art entschiedenen Unentschiedenheit der Raumordnung folgend, sollte das eine (das Wachstumsziel) ins Zentrum gerückt werden, ohne das andere (die Resträume) zu vernachlässigen (Danielzyk 2012). Rein quantitativ gemessen standen zwei Begrifflichkeiten im Mittelpunkt der neuen Leitbilder: Metropolregion beziehungsweise Region waren die im Leitbilddokument am häufigsten verwendeten Begriffe.

Schließlich wurde regionale Kooperation mit dem Ziel lokaler und überörtlicher Initiativen propagiert, sowohl im metropolitanen Raum, später auch allge-

mein handlungsleitend. Auf diese Weise sollte die tradierte Praxis der hoheitlichen Planung und Förderung aufgemischt und der als wenig effektiv angesehenen Regionalplanung eine aktivierende, aus der Perspektive der Regionen selbst ermächtigende Entwicklungspolitik zur Seite gestellt werden. Die Metropolregion mit ihrer spezifischen Mischung aus Kernstadt und Umlandgemeinden sowie Landkreisen stellte die passende räumliche Konstellation für diese Initiative dar. Entsprechendes gilt für die nun favorisierte Einführung des Wettbewerbsprinzips in die Sphäre öffentlicher (Förder-)Politiken. Auch hier ließ sich beobachten – ähnlich wie bei der Wachstums- statt Ausgleichsorientierung der Raumordnung – dass die immanent unvollkommene Welt der Planungspraxis durch die neuen Leitideen eine Art Modernisierungsschub erfahren sollte. Nun fragt sich, ob dieses Versprechen durch die metropolitane Strategie eingelöst wurde bzw. ob es überhaupt einlösbar war. Dies lässt sich mangels empirischer Untersuchungen nicht auf dem Wege einer ex-post Beweisführung klären; dies bliebe im Licht des komplexen Gegenstands und seines evident politischen Charakters womöglich auch immer einseitig oder unvollständig. Allerdings ist die avisierte Wachstumsorientierung der Metropolregion, ihre zugedachte Rolle als Motor der wirtschaftlichen Entwicklung, offensichtlich ambivalent. Auch besteht der Eindruck, dass im Prozess der Definition und Ausweisung von Metropolregionen ein Phänomen zum Tragen kam, das Lovering (1999) anhand der Regionalpolitik in Wales als »theory led by policy« klassifiziert hat: Die normativen Ziele der neuen Leitbilder gingen ihrer empirischen Fundierung deutlich voraus.

Empirische Ambivalenz und politisches Bargaining

Die Praxis der raumbezogenen Planung war bereits vor der deutschen Vereinigung mit fundamentalen Koordinations-, Implementations- und Wirkungsgrenzen konfrontiert. Die Annahme, dass eine zunehmend komplexe, nach außen offene und vielfältig vernetzte Gebietskulisse nicht primär beziehungsweise ausschließlich mit territorial konstituierten Kriterien, Kennwerten und Handlungsstrategien steuerbar sein würde, traf schon in den 1990er Jahren zu. Ursächlich hierfür sind nicht nur veränderte Rahmenbedingungen der sozioökonomischen Entwicklung sowie der Druck eines als global wahrgenommenen Wettbewerbs; dazu tragen auch innere Widersprüche im System von Raumordnung und -planung selbst bei, vor allem der Anspruch, Impulse für Kontrolle und Entwicklung gleichzeitig setzen zu wollen. Insofern gab und gibt es sowohl Steuerungsgrenzen als auch stetigen Bedarf an Neuorientierung in der Raumentwicklungspolitik. Darauf sollte mit den neuen Leitbildern der Raumentwicklung reagiert werden. In Frage steht, ob der Leitbildwandel und die in seinem Zentrum stehende Metropolregion hierfür angemessene Strategien und Instrumente sind bzw. zu jener Zeit waren.

Die Debatte um wirtschaftliches Wachstum als zentrale Zielkategorie und die Metropolregion als ihr Vehikel hatte sich über die Aufstellung, Kommunikation und Verhandlung der neuen Leitbilder hinweg klar verändert. In einem sehr frühen Stadium des Prozesses hatte die Motivation der Initiatorinnen und Initiatoren (Bundesregierung, Ministerkonferenz für Raumordnung, Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, moderierendes Büro) durchaus den Geist des Neoliberalen. Im Zuge der weiteren Diskussion musste dieser Geist praktisch wieder eingefangen werden. Zu stark waren die Interessen der kleineren Stadtregionen sowie der Flächenländer, als dass man sich umstandslos beziehungsweise ohne Gegenleistung auf diese Bahn hätte begeben wollen. De facto wurde die anfängliche Zielsetzung per Aufweitung des inhaltlichen Zielkatalogs durch die beiden weiteren Leitbilder sowie durch Expansion der Metropolräume modifiziert. Aus Sicht der Initiatorinnen und Initiatoren hieß dies: verwässert. Hier liegen aber nicht die Ursachen dafür, dass das Konzept der Metropolregionen in jüngster Zeit erkennbar an Esprit eingebüßt hat. Zumindest sind sie in raumplanerischen Diskursen heute deutlich weniger präsent als zu jener Zeit – auch gemessen an der Euphorie, mit der diese Kategorie einst eingeführt wurde.

Auch der aus heutiger Sicht eher ambivalente Blick auf die Metropolregionen resultiert aus veränderten Rahmenbedingungen einerseits und der Konstitution des planerischen Systems andererseits. Die mit den Metropolregionen assoziierte, im Kern Kausalität unterstellende Annahme, es handle sich bei den Metropolen per se um Lokomotiven wirtschaftlichen Wachstums, war aus drei Gründen schon damals ziemlich gewagt: a) wachsen nicht alle Metropolregionen automatisch und gleichermaßen, und sie sind in sich sehr heterogen; b) finden sich zahlreiche wachstumsstarke Regionen auch im metropolenfernen Raum lokalisiert; schließlich ist c) hinterfragbar, ob das *Stärken stärken* aus der Logik der zu erwartenden Effekte überhaupt sinnvoll ist bzw. ob stattdessen nicht Potenziale für mehr Wachstum in bis dato wachstumsschwachen Räumen zu erwarten wären. Die Verbindung zwischen Größe, Prosperität und Förderwürdigkeit erscheint zumindest als konstruiert. Damit steht auch der Anspruch des Konzepts der Metropolregion an sich auf empirisch unsicherer Basis. Möglicherweise hat man im Begründungszusammenhang für das deutsche Konzept der Metropolregionen den seinerzeit freimütig eingeräumten »selektiven Umgang mit *evidence*« durch »Deutung und Gewichtung« (Hesse & Leick 2013, S. 347) auch nur übertrieben. Das Bemühen um Anschlussfähigkeit an den wirtschaftsliberalen Geist der Zeit war größer, als es die wissenschaftliche Erkenntnislage nahegelegt hätte; auch gilt für die Regionen, dass sie heterogener sind, als dass sie sich jeweils auf einen einheitlichen Nenner bringen ließen.

Dass das Schlaglicht raumwissenschaftlicher Diskurse in jüngerer Zeit weniger stark auf die Metropolregionen fällt, ist auch der Entwicklung nicht-metropolitane Räume geschuldet, die sowohl positive als auch negative Vorzeichen der demo-

graphischen und sozioökonomischen Entwicklung aufweisen können. Vor allem die krisenhafte Entwicklung in ländlich-peripheren, durch den montan-industriellen Strukturwandel massiv getroffenen Räumen hat im letzten Jahrzehnt zu einer spürbaren Abkehr von Ansätzen geführt, die einseitig auf Agglomeration als Erklärungsmodell und Ansatzpunkt für Handlungsstrategien setzen. Empirische Arbeiten haben die Deprivation sogenannter *places left behind* offenbart, als komplexe Reaktion auf De-Industrialisierung, Austerität und Auszehrung öffentlicher Budgets (Rodríguez-Pose 2018). Die damit einhergehenden Herausforderungen, die weit in Politik und Gesellschaft ausstrahlen, haben auch in Deutschland eine Neuformulierung der Raumentwicklungspolitik ausgelöst (MKRO 2016). Ihr materielles Fundament war die Aufwertung des ländlichen Raums in den programmatischen Leitlinien der Raumordnung. Ihre symbolische Entsprechung war die Einrichtung von Heimat-Ministerien in deutschen Bundesländern (2013 in Bayern, 2017 in Nordrhein-Westfalen) sowie 2018 auf Bundesebene. Dies wurde von konservativen Parteien forciert, die ihre Wählerbasis vor allem im ländlichen Raum verankert sehen. Von dieser eher fragwürdigen Instrumentalisierung von Heimat abgesehen, ist es in vielen Flächenstaaten mit ausgeprägten räumlichen Disparitäten zu einer Neubewertung des peripher-ländlichen Raums gekommen. Entsprechend intensive Debatten über räumliche Ungleichheit werden derzeit auch in Frankreich und Großbritannien geführt, so wie die Europäische Union das Thema *Territoriale Kohäsion* auf ihre Agenda gesetzt hat.

Robuste Analysen zu den Effekten der Ausweisung von Metropolregionen liegen indes nur in sehr allgemeiner Art vor (vgl. die Monitorings der Metropolregionen selbst oder BBSR 2021). Allgemein wird auf der Habenseite der neuen Raumentwicklungspolitik nicht das Metropolitane an sich, sondern vielmehr die Neuformierung der regionalen Handlungsarenen genannt. Die Bildung von Gemeinde- und Sektorgrenzen überschreitenden Allianzen gilt allgemein als der bleibende Erfolg der neuen Raumentwicklungspolitik. Bei der Konstituierung und Zusammensetzung der Metropolregionen hat man sich zwangsläufig politischer Kriterien bedient und gar nicht erst suggeriert, es würden evidenzbasierte Entscheidungen getroffen. Natürlich kann nur eine Formierung der Metropolregionen vor Ort dem Anspruch auf Selbstermächtigung (*empowerment*) und Selbstorganisation der Regionen gerecht werden. Allerdings wollten so viele Gebietskörperschaften diesem Kreis beitreten, dass die Allianzbildung zulasten der forcierten ökonomischen Leistungsfähigkeit (Agglomeration, Spezialisierung) gehen musste (Grove 2019, S. 1513). Insofern gibt es logische Brüche zwischen den beiden Maßstabsebenen im Konzept der Metropolregionen: der Außenorientierung im metropolitanen Wettbewerb einerseits und der Binnenorientierung in Richtung regionaler Kooperation, gemeinsamer Fördermittelbeantragung etc. andererseits. Die Schnittmenge zwischen beidem bilden Wirtschaftsförderung und Vermarktung der Regionen auf Immobilienmessen wie der *Expo-Real* in München oder der *Mipim* in Cannes.

Als Ausdruck der komplexen Interessenlagen zwischen Bund, MKRO und den regionalen Akteurinnen und Akteuren wurden indes eigendynamische Prozesse in Gang gesetzt, an deren Ende einige Metropolregionen immer größer wurden – erkennbar an den Abgrenzungen der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg, der Metropolregion Mitteldeutschland oder der Metropolregion Hamburg.

Fast 30 Jahre nach Veröffentlichung des raumordnungspolitischen Orientierungsrahmens und gut 15 Jahre nach Neuformulierung der Leitbilder hat sich das Konzept der Metropolregion im politisch-planerischen Kontext einerseits zweifellos etabliert. Es hängt jedoch nicht zwingend vom Status der Region als Metropolregion ab, ob innerhalb der Regionen regional- und siedlungsplanerische bzw. infrastrukturelle Sachverhalte erfolgreich aufgesetzt und realisiert werden können. Dies ist wohl eher ihrem institutionellen Gefüge und den erprobten Praktiken geschuldet, die die Beteiligten in die neue Konstellation eingebracht haben. Es gibt nur wenige Beispiele genuin regionaler Politik und Planung, die auf längerfristig erfolgreiche Aktivitäten zurückgehen, wie dies in Deutschland etwa für die Regionen Hannover und Stuttgart (vgl. Fricke 2020) oder Aachen und Saarbrücken gilt. Gehörten die ersten beiden von Beginn an zum Kreis der Metropolregionen, wurden die beiden letztgenannten erst später Teil der grenzüberschreitenden Metropolregionen. Metropolitan klassifiziert zu sein ist nicht zwingende Voraussetzung für gelungene Kooperation.

Mit Blick auf die wirtschaftliche Lokomotivfunktion ist das Bild, andererseits, wenig stringent. Interessanterweise wurden Wettbewerbsfähigkeit und Metropolregionen zu Aufmacher-Themen des jüngsten Raumordnungsberichts der Bundesregierung gemacht (BBSR 2021) – zu einem Zeitpunkt, als internationale Diskurse schon lange um Fragen der räumlichen Kohäsion und Gerechtigkeit oszillierten. Die empirischen Diagnosen, die der Bericht zum aktuellen Zustand der Metropolregionen gibt (BBSR 2021, S. 56ff.), lesen sich dann auch eher wie eine pflichtschuldige Legitimation der einst maßgeblichen politischen Raison, weniger wie ein überzeugender Beleg dafür, dass die hohen Erwartungen an das neue Instrument auch sichtbar erfüllt wurden. Entsprechendes gilt für die Ausführungen des Berichts zur Bedeutung der Landesplanung im Kontext der Metropolregionen (BBSR 2021, S. 66). Sie illustrieren die wohlbekanntes Grenzen der überörtlichen Planung beim Versuch der Steuerung kommunalen Eigensinns beziehungsweise privater Investitionen. Natürlich löst die Umwidmung der Region zur Metropole nicht die latenten Nutzungs- und Interessenkonflikte, mit deren Handhabung und Abwägung räumliche Planung umgehen muss. Ob das semantische *Upscaling* der Regionen auf das Niveau des Metropolitanen einen Beitrag zur Strategiebildung und institutionellen Neuaufstellung leisten kann, ist nicht generalisierend (das heißt über eine ganze Kategorie) zu bewerten. Es lässt sich nur im Einzelfall belastbar klären.

Von essentialistischen Metropoliskonzepten zu Metropolisierung als Prozess

Mit Blick auf die skizzierten empirischen Ambivalenzen und im Licht der konstruktivistischen Setzungen im Sujet der Metropolregion stellt sich dieser Gegenstand als durchaus schillernd dar. Dieses Konzept weist eine Reihe von Unklarheiten und Inkonsistenzen auf, die seine Umsetzung herausfordern. Deshalb wurde das Konzept im jüngeren Diskurs auch taktisch zweigeteilt (vgl. Growe 2019): Dient die *Metropolregion* fortan als analytische Raumeinheit, deren Stellenwert auf der Basis quantitativer Indikatoren messbar gemacht wurde, definiert man den *Metropolraum* als Objekt einer (raum)entwicklungspolitischen Handlungsstrategie (Growe 2019, S. 1513). Damit könnte ein Ausweg aus dem Dilemma gewiesen werden, dass Regionen hochkomplexe Aggregate darstellen, die sich zugleich historisch-spezifisch, gleichsam pfadabhängig entwickeln. Zumindest bietet diese Zweiteilung die Chance, das Konzept gegen zu hohe Erwartungen zu schützen und wissenschaftliche Analysen besser von normativen Ansätzen zu trennen. Damit verbinden sich unterschiedliche Bewertungen des Konzepts der Metropolregion.

Zur ersten Facette, der Konstitution der Metropolregionen: Der Prozess, in dem aus Regionen Metropolregionen gemacht wurden, lebt im Kern von territorialen Zuschreibungen. Diese waren von Beginn an weder selbsterklärend noch unumstritten. Entsprechend war ihre empirische Fundierung anhand quantitativer Indikatoren ein bemühter Versuch der Objektivierung, die ursprünglich auch erst erfolgte, als die Metropolregionen bereits benannt waren. Dagegen führten die stetige Moderation und Modifikation des Prozesses auf dem Verhandlungsweg zur Akzeptanz sachfremder Erwägungen in einem größeren Ausmaß, als die Initiatorinnen und Initiatoren es im Sinn hatten. Die Metropolregion als solche war jedoch keineswegs bedeutungslos. Sie hat vielleicht ihre größte Wirkung als Imagination oder »Raumbild« (Blotevogel 2001), als Signifikant für assoziative Deutungen (wie Wachstum und Modernität) sowie als Instrument, mit dem Raumplanung und Raumforschung Anschluss an aktuelle Zeitdiagnosen und Problemlagen gewinnen konnten. Die Metropolregion eignet sich aber nicht als Maschine, die komplexe Raumstrukturen umstandslos modernisiert oder optimiert.

Zum zweiten Aspekt, den Metropolräumen als politisch-planerische Konstellation: Bei der Mehrzahl der hier betrachteten Räume handelt es sich um Stadtregionen oder Agglomerationen, die nicht nur in sich sehr heterogen sind, sondern deren einzelne Teile ein ganz unterschiedliches Vermögen haben, sich in horizontale und vertikale Kooperationen einbringen zu können. Einige von ihnen, wie etwa München, werden angesichts ihrer wirtschaftlichen Prosperität mit Leichtigkeit der gefühlten Sinngebung des Labels Metropolregion gerecht. Andere, wie etwa das Ruhrgebiet, bleiben aufgrund der kommunalen Eigeninteressen mit den latenten Widersprüchen aus Wunsch und Wirklichkeit der Planung konfrontiert; Drit-

te wiederum agieren in einer Allianz aus großer Metropole und weniger großen, meist auch weniger durchsetzungsfähigen Umlandgemeinden oder gar ländlichen Kreisen (vgl. BBSR 2021, S. 58). Sie sind also Bündnisse eingegangen, die ungleiche Kräfteverhältnisse aufweisen und damit auch anfällig für interne Zielkonflikte sind. Wenig überraschend wird der Praxis der Metropolregionen eine Präferenz für strategische ökonomische Positionierungen der Regionen unterstellt. Dagegen sind die sperrigen Fragen der planerischen Ausgestaltung des überörtlichen Raums deutlich weniger populär. Die sorgfältigen Analysen von Fricke (2020) oder die internationale Zusammenstellung von Zimmermann & Feiertag (2022) bestätigen die Pertinenz, mit der die Stadtregionen ungelöste Governance-Probleme mit sich tragen.

Wo liegen künftige Aufgaben der Metropolregion als analytische Einheit sowie des Metropolraums als Movers der raumordnerischen Praxis? Der empirisch überprüfbare Stand der Urbanisierung deutet darauf hin, dass Stadtregionen – die eine mehr, die andere weniger – seit geraumer Zeit Gegenstand *forcierter* Veränderungsdynamiken sind. Damit sind demographische und sozioökonomische Wandlungsprozesse gemeint, die Stadtregionen verstärkt externen Verflechtungen und Interdependenzen aussetzen, bei zugleich wachsender interner Ausdifferenzierung (Nelles 2021). Bonneville (1994) hat diese Veränderungen seinerzeit als »Internationalisierung« der Städte verstanden. Dabei zielte er nicht nur auf die Teilhabe der Städte an mehr oder weniger unausweichlichen Tatbeständen wie der Globalisierung der Ökonomie oder den dadurch ausgelösten Wettbewerbsdynamiken. Er sprach von einem Prozess, den die Städte proaktiv für sich besetzen sollten: »(O)ur approach considered internationalization as a progressive process which opens local actors, urban economies and societies, to the international arena« (Bonneville 1994, S. 268).

Diese Veränderungen kann man daher auch als Ausdruck einer *Metropolisierung* verstehen, und zwar unabhängig davon, inwieweit die Regionen tatsächlich formale Kriterien zur Einstufung als Metropolregion erfüllen oder nicht. Hier kommen umfassende Prozesse der Aufwertung, Ausdifferenzierung und verstärkten Außenorientierung großer Stadtregionen ins Spiel. Diese sind zumindest primär beziehungsweise ursächlich nicht an ihre Ausstattung mit bestimmten metropoliten Merkmalen gebunden. Entsprechend kann man diese Beobachtungen auch zum Anlass eines Perspektivenwechsel nehmen: Weniger die Klassifikation und das Ranking der Raumeinheit an sich sind hier die relevante Ebene der Beobachtung, sondern die ablaufenden Prozesse der Urbanisierung und Metropolisierung. Cardoso & Meijers (2021, S. 4) definieren diesen Prozess wie folgt: »Metropolisation refers to the series of events through which institutionally, functionally, and spatially fragmented urbanized regions become integrated along various dimensions and emerge as connected systems at a higher spatial scale.« Damit zielen die Autoren nicht nur auf die Herausbildung der Stadtregion als Ergebnis einer Regio-

nalisation der Stadt, sondern auch auf die Urbanisierung ihrer Ränder – der (wie sie es nennen) »citification of the region«. Sie ist Ausdruck des Wachstums der Stadt auf der horizontalen Ebene, in die Region, aber eben auch ihre zunehmende Integration in übergeordnete Logiken und Funktionssysteme, einer Art *vertikalen* Urbanisierung.

Diese Sichtweise des Metropolitanen erscheint dem Gegenstand der komplexen Verstädterung angemessener als eine essenzialistische Perspektive, die mit vermeintlich eindeutigen räumlichen Abgrenzungen und Bedeutungszuweisungen operiert. Der Mehrwert dieser Sichtweise für die Praxis bestünde darin, dass der Disput um die Fragen *Was genau ist eine Metropolregion?* und *Welche Region gehört legitim dazu und warum?* obsolet würde. Stattdessen könnten sich regionale Akteurinnen und Akteure auf die Frage konzentrieren, welche Dynamiken ihren Raum prägen und wie sie diese Herausforderungen proaktiv annehmen können. Ob eine Region sich Metropolregion nennen darf oder nicht, ist dann nicht entscheidend, sondern es geht darum, was die treibenden Kräfte einer Region aus dieser Situation machen und auf welchen Feldern sie dazu ihre Schwerpunkte setzen. Dies wird mit temporären Formaten wie Internationalen Bauausstellungen (IBA) oder den REGIONALEN in Nordrhein-Westfalen quer durch alle Raumkategorien durchaus erfolgreich praktiziert. Ob der entsprechende Prozess (Weg) dann auch jeweils mit dem Ziel der regionalen Aktivierung gleichzusetzen ist, diese Bewertung bleibt den Beteiligten vor Ort selbst überlassen.

Literatur

- Aring, J. & Sinz, M. (2006). Neue Leitbilder der Raumentwicklung in Deutschland. Modernisierung der Raumordnungspolitik im Diskurs. *disP*, 2(165): 43-60. <https://doi.org/10.1007/BF03183111>.
- BBSR (2021). *Raumordnungsbericht 2021. Wettbewerbsfähigkeit stärken*. Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.
- BMBau – Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.) (1993). *Raumordnungspolitischer Orientierungsrahmen. Leitbilder für die räumliche Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland*. Bonn: BMBau.
- BMBau – Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau (Hg.) (1995). *Raumordnungspolitischer Handlungsrahmen*. Berlin: BMBau.
- BMVBS (2006). *Leitbilder und Handlungsstrategien für die Raumentwicklung in Deutschland*. Berlin: BBR.
- Blotevogel H.-H. (2001). Die Metropolregionen in der Raumordnungspolitik Deutschlands: Ein neues strategisches Raumbild? *Geographica Helvetica*, 56(3): 157-168. <https://doi.org/10.5194/gh-56-157-2001>.

- Bonneville, M. (1994). Internationalization of non-capital cities in Europe: Aspects, processes and prospects. *European Planning Studies*, 2(3): 267-285. <https://doi.org/10.1080/09654319408720268>.
- Brenner, N. (1999). Globalisation as reterritorialisation: the re-scaling of urban governance in the European Union. *Urban Studies*, 36(3) : 431-451. <https://doi.org/10.1080/0042098993466>.
- Brunet, R. (1989). *Les Villes Européennes*, RECLUS-DATAR. Paris: Documentation Française.
- Cardoso, R. & Meijers, E. (2021). Metropolisation: The winding road toward the citification of the region. *Urban Geography*, 42(1): 1-20. <https://doi.org/10.1080/02723638.2020.1828558>.
- Danielzyk, R. (2012). Der raumordnungspolitische Metropolendiskurs – Konstruktion von (neuen) Peripherien? *disP*, 48(2): 27-33. <https://doi.org/10.1080/02513625.2012.721601>.
- Fricke, C. (2020). *European Dimension of Metropolitan Policies: Policy Learning and Reframing of Metropolitan Region*. Cham: Springer.
- Friedmann, J. (1986). The world city hypothesis. *Development & Change*, 17(1): 69-83. <https://doi.org/10.1111/j.1467-7660.1986.tb00231.x>.
- Große, A. (2019). Metropolregion. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hg.) *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*. 1507-1515. Hannover: ARL.
- Hesse, M. & Leick, A. (2013). Wachstum, Innovation, Metropolregionen – Zur Rekonstruktion des jüngeren Leitbildwandels in der deutschen Raumentwicklungspolitik. *Raumforschung und Raumordnung*, 71(4): 343-359. <https://doi.org/10.1007/s13147-013-0243-x>.
- Krugman, P. & Venables, A. (1995). Globalization and the Inequality of Nations. *Quarterly Journal of Economics*, 110(4): 857-880. <https://doi.org/10.2307/2946642>.
- Lindner, R. (1994). *Die Wiederkehr des Regionalen: über neue Formen kultureller Identität*. Frankfurt a.M..
- Lovering, J. (1999). Theory led by policy: The inadequacies of the ›New Regionalism‹ (Illustrated from the case of Wales). *International Journal of Urban and Regional Research*, 23(2): 379-95. <https://doi.org/10.1111/1468-2427.00202>.
- Martin, R. (1999). The New ›Geographical Turn‹ in Economics: Some Critical Reflections. *Cambridge Journal of Economics*, 23(1): 65-91. <https://doi.org/10.1093/cje/23.1.65>.
- MKRO/Ministerkonferenz für Raumordnung (Hg.) (2016). *Leitbilder und Handlungsstrategien für die Raumentwicklung in Deutschland*. Beschlossen auf der 41. Sitzung der MKRO am 9. März 2016. Berlin: BBSR.
- Nelles, J. (2021). Alternative manifestations of metropolisation: Spatial dissimilarity and the tensions between heuristics and realities of metropolisation. *Urban Geography*, 42(1): 21-36. <https://doi.org/10.1080/02723638.2019.1670572>.

- Osterhammel, J. (2009). *Die Verwandlung der Welt*. München: C. H. Beck.
- Rodríguez-Pose, A. (2018). The revenge of the places that don't matter (and what to do about it). *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society*, 11(1): 189-209. <https://doi.org/10.1093/cjres/rsx024>.
- Sassen, S. (1991). *The Global City*. Princeton, Oxford: Princeton University Press.
- Zimmermann, K. & Feiertag, P. (Hg.) (2022). *Governance and City Regions. Policy and Planning in Europe*. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003201922>.

Die Modellregion

Martin Graffenberger & Romy Brödner

In den letzten Jahren haben sich in Deutschland zahlreiche Modellregionen zu verschiedensten Themen gebildet: darunter Modellregionen für Nachhaltigkeit, Klima- und Energie-Modellregionen, Modellregionen der Bioökonomie, Modellregionen für Telemedizin, Daseinsvorsorge, grünen Wasserstoff, Elektromobilität, digitale und inklusive Modellregionen. Der Ansatz hat hinsichtlich seiner thematisch-inhaltlichen Ausrichtung keine Grenzen und wird gleichermaßen auf soziale, gesellschaftliche, technologische und wirtschaftliche Kontexte bezogen. Aus dieser Breite ergibt sich jedoch die Frage, ob für das Konzept überhaupt ein roter Faden an übergeordneten Verständnissen, Ausrichtungen, Prinzipien und Zielen existiert. Aus räumlicher Perspektive ist zudem relevant, inwiefern neben der Fokussierung auf ein zentrales Thema Raumbezüge im Konzept der Modellregion gegeben sind und wie sich diese gestalten. Eine intensivere Beschäftigung mit dem Ansatz offenbart, dass eine dezidiert konzeptionelle Auseinandersetzung bislang kaum stattgefunden hat. So wird der Begriff *Modellregion* vielfach als Synonym für *Fallregion* oder *Untersuchungsregion* verwendet, ohne zu erörtern, inwiefern Modellhaftes konzipiert, erprobt, verstetigt oder transferiert wird. Vor diesem Hintergrund ordnet der Beitrag die Modellregion ein und arbeitet grundlegende Verständnisse und Ausrichtungen heraus. Dazu stützen sich die Autor:innen jedoch nicht auf umfassende Literaturanalysen oder eigene empirische Untersuchungen. Vielmehr werden Erfahrungen im Rahmen des Projektes *Modellregionen Bioökonomie im Mitteldeutschen Revier und im Lausitzer Revier (MoreBio¹)* reflektiert und mit Eindrücken der Sichtung von Konzeptpapieren anderer Modellregionen in Zusammenhang gebracht. Hintergrund von *MoreBio* ist der in Deutschland beschlossene Ausstieg aus der Kohleverstromung bis zum Jahr 2038. Das Wegbrechen der Kohlewirtschaft ist für die betroffenen Regionen Herausforderung und Gestaltungschance zugleich. In Mitteldeutschland und der Lausitz werden gegenwärtig unterschiedliche Transformationspfade entwickelt und auf

1 Das Projekt wird von 2019 bis 2022 am Deutschen Biomasseforschungszentrum (DBFZ) bearbeitet und durch das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) finanziert.

den Weg gebracht. Die regionale Transformation von einem fossil-basierten Wirtschaftssystem zu zukunftsweisenden, an natürlichen Stoffkreisläufen orientierten Modellregionen der Bioökonomie ist eine Zielvorstellung, die das Projekt *MoreBio* analytisch und kommunikativ begleitet.

Begrifflichkeiten

Was also meint *Modellregion*? Der Duden ist zu diesem Kompositum nicht auskunftsfähig. Vielmehr müssen für eine Annäherung die Elemente *Modell* und *Region* herangezogen werden. Der Modellbegriff wurde ursprünglich innerhalb der Künstler- und Architektursprache verwendet. Dahingehend verkörpert das Modell ein Objekt, das als Vorlage dient, zum Beispiel für eine spätere serielle Produktion. Modelle sind oft verkleinerte, eher rudimentäre Artefakte, die vorgesehene Details oder Funktionen nur eingeschränkt demonstrieren und hinsichtlich einzusetzender Materialien sowie zu nutzender Herstellungsverfahren spezifische Entwicklungsstufen darstellen. Wissenschaftlich wird ein Modell als vereinfachtes Objekt oder ideelles Abbild der Wirklichkeit verstanden, das als stellvertretender Untersuchungsgegenstand dient (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2022). Die *Region* repräsentiert in Fachkontexten wie den Geo- oder Humanwissenschaften einen durch bestimmte Kriterien definierten Teilraum innerhalb eines größeren geographischen Zusammenhangs (Weber 2014). Dies können politisch-administrative Kriterien, geschichtliche, kulturelle, soziale, naturräumliche, aber auch wirtschaftliche Zusammenhänge und damit einhergehende räumliche Abgrenzungen sein. Ausgehend von einem zu lösenden Problem oder einer zu bewältigenden Herausforderung, kann eine *Modellregion* demnach als Teilraum verstanden werden, der als stellvertretender Untersuchungsgegenstand als Vorlage und Orientierung für einen größeren räumlichen und inhaltlichen Zusammenhang dient. Im Konzept der Modellregion werden somit objekthafte Eigenschaften eines Modells mit den sozialen Zusammenhängen einer Region verbunden. Einer der wenigen konkreten Definitionsversuche entstand im Kontext der Entwicklung und Begleitung von Klima-Anpassungsmaßnahmen in Biosphärenreservaten. Diese fungieren inzwischen grundsätzlich als *Modellregionen für eine nachhaltige Entwicklung*. In diesem Kontext

»repräsentieren Modellregionen unterschiedliche Raumtypen, in welchen innovative Projekte mit einer multifunktionalen Ausrichtung durchgeführt werden. Die Entwicklung und Erprobung neuer Konzepte, Sach- oder Verfahrenslösungen soll übertragbar auf ähnliche Raumtypen sein. In der Regel werden [sie] durch einen politischen Rahmen und finanzielle Förderung begleitet, die es ermöglichen, Maßnahmen direkt umzusetzen« (Prüter et al. 2014, S. 91).

Diese Definition wird im Beitrag als Grundlage herangezogen, um die Kernelemente und Kernziele von Modellregionen im Sinne des Sammelbandes zu erkunden und unter Berücksichtigung eigener Erfahrungen im Projekt *MoreBio* sowie unter Rückgriff auf Ansätze anderer Modellregionen zu reflektieren.

Kernelemente von Modellregionen

Auf Basis der definitorischen Annäherung und Sichtung von Konzeptpapieren lassen sich vier übergeordnete Kernelemente identifizieren, die einen vom thematischen Schwerpunkt unabhängigen roten Faden im Konzept *Modellregion* bilden: Förderprogramme, kooperative Prozesse, räumliche Abgrenzung und Demonstrationsprojekte.

Förderprogramme

»Diese Bekanntmachung beschreibt die Rahmenbedingungen für eine finanzielle Förderung von ländlichen Landkreisen, die als Modellregionen für das Modellvorhaben »Smarte LandRegionen« [...] ausgewählt werden. [...] In den bis zu sieben ausgewählten Landkreisen sollen [...] innovative digitale Dienste und Anwendungen entwickelt und erprobt werden.« (Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung 2019)

Grundlegend stellt sich die Frage, warum sich Modellregionen für Telemedizin, Daseinsvorsorge, grünen Wasserstoff oder Digitalisierung überhaupt formieren und welche Prozesse der Etablierung von Modellregionen vorausgehen. Unbestritten ist, dass die Gestaltung, Entwicklung und Etablierung von Modellregionen Ressourcen verlangt: personelle, zeitliche, konzeptionelle und je nach inhaltlicher Ausrichtung insbesondere auch technologische Ressourcen. Demzufolge sind Modellregionen und die darin entwickelten Ansätze nicht das Ergebnis ausschließlich intrinsisch motivierter, ehrenamtlich agierender oder selbstfinanzierter Akteur:innen. Typischerweise sind Modellregionen und die ihnen vorausgehenden Initiativen zur Formierung an Förderprogramme gekoppelt, zum Beispiel von Ländern, Bund oder der europäischen Ebene. Diese stellen die notwendige finanzielle Ausstattung bereit. Somit fungieren Förderprogramme als *top-down* gerichteter Anstoß zur Etablierung von Modellregionen und sind wesentlicher Teil ihrer Genese. Damit reflektieren Modellregionen immer auch die inhaltlich-thematischen Orientierungen, Handlungsansätze und Ziele der Fördermittelgeber:innen. Modellregionen können somit Instrumente zur Gestaltung einer politisch-gesellschaftlichen Agenda sein, beispielsweise um die Digitalisierung, den Ausbau des Ökolandbaus oder das auf biogenen Rohstoffen basierende Wirtschaftssystem zu forcieren. Die-

ser förderpolitische Hintergrund impliziert, dass sich Regionen in wettbewerbsorientierten Verfahren mit Konzepten um den Förderzuschlag und Status einer Modellregion bewerben oder aufgrund regional-struktureller Merkmale als Modellregion ausgewählt und gefördert werden. In Deutschland werden aufgrund der Einordnung als Fördergebiete im Rahmen des *Strukturstärkungsgesetzes Kohleregionen* das Lausitzer und das Mitteldeutsche Revier als Modellregionen der Bioökonomie gefördert. Wettbewerbliche Verfahren gab es zunächst nicht. Unabhängig vom konkreten Hintergrund einer Modellregion sind öffentliche Förderungen zeitlich begrenzt. Kontinuität und Langfristigkeit der inhaltlichen und organisatorischen Aktivitäten, Prozesse und Projekte von Modellregionen stehen mit dem Ende einer Förderung zwangsläufig zur Disposition. Bestenfalls konnten sich Strukturen bilden, die die Aktivitäten und Prozesse einer Modellregion selbst oder flankiert von Anschlussförderungen und externen Mitteln tragen. Schlimmstenfalls werden inhaltlich wie organisatorisch vielversprechende Prozesse gestoppt und deren langfristige Etablierung verhindert. Auch für das Projekt *MoreBio* ist die Frage, wie es nach einer ersten Förderrunde weitergeht, gleichermaßen essenziell und offen.

Kooperative Prozesse

»Vernetzungsprozesse auf verschiedenen Ebenen, beispielsweise zwischen integrationspolitischen Akteuren, Institutionen, Trägern und Vereinen innerhalb sowie zwischen den Modellregionen sollen einen Beitrag zur Erreichung dieser Ziele leisten.« (Hessisches Ministerium der Justiz, für Integration und Europa 2013)

Während der Impuls zur Etablierung einer Modellregion durch die Förderlogik häufig *von oben* ausgeht, kann die inhaltliche Ausgestaltung der Themen und Schwerpunkte als ein *bottom-up* getriebener Prozess verstanden werden. In diesen können vielfältige Akteur:innen und Kompetenzen kooperativ und arbeitsteilig eingebunden sein. Modellregionen und die darin integrierten Maßnahmen und Projekte können nicht durch einzelne Akteur:innen gestaltet werden. Es bedarf der Mitwirkung und dem Commitment einer Vielzahl von Akteur:innen aus unterschiedlichen Wissens- und Praxisbereichen: darunter beispielsweise Akteur:innen der Wirtschaft, Wissenschaft, Verwaltung und Politik, ebenso wie Sozialpartner:innen, Verbände, Vereine, Kulturträger:innen und Bildungseinrichtungen. Im Sinne eines kooperativen Zusammenschlusses können Modellregionen Beziehungen verstetigen, neue Beziehungen und Schnittstellen schaffen und damit schlummernde Potenziale mobilisieren. Das Stakeholder-Engagement, also die kommunikative Einbindung verschiedener Akteur:innen und deren Sichtweisen, Interessen und Kompetenzen, ist damit wesentliches Element von Modellregionen; insbesondere wenn es darum geht, regionsbezogene Strategieentwicklung durch die gemeinsame Arbeit an Visionen, Leit- und Zielbildern zu forcieren. Auch

im *MoreBio*-Projekt ist das Stakeholder-Engagement durch die regionsinterne und -übergreifende Vernetzung von Ideengeber:innen und Umsetzer:innen wesentlicher Bestandteil. Auf strategischer Ebene mündeten diese Aktivitäten im Mai 2022 in der *Absichtserklärung zur Gestaltung der Bioökonomieregion Mitteldeutschland*. Diese formuliert zentrale Themenfelder und Eckpunkte künftiger Aktivitäten und wurde zunächst von etwa 30 Akteur:innen aus Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung unterzeichnet.

Typischerweise formiert sich bereits im Vorlauf einer Bewerbung bzw. Antragstellung als Modellregion aus einzelnen Akteur:innen ein Netz, das die Initiative zur Gestaltung übernimmt und sich den Hut der Verantwortlichkeit aufsetzt. Involviert sind zu diesem Zeitpunkt oft gut informierte, vernetzte und interessengeleitete Akteur:innen. Aufgrund eigener Ressourcen und Kontakte sind sie in der Lage, weitere strategisch wertvolle Partner:innen zu aktivieren und die Entstehung eines Konsortiums samt initialer Ideen zur Gestaltung zu koordinieren. Häufig bleibt dieser Akteur:innenkreis zentraler Knoten und übernimmt die koordinativen und strategischen Aufgaben eines Modellregionsmanagements. Solche Treiber:innen sind notwendig, um Initiativen wie eine Modellregion auf den Weg zu bringen. Gleichzeitig induzieren sie ein gewisses Maß an Selektivität, da Partner:innen im direkten Umfeld der Treibenden an Bord genommen, bestehende Netzwerke und Kontakte reproduziert werden – man bleibt unter sich. Die Akteur:innen- und Wissensbasis einer Initiative kann damit gerade in der Frühphase durchaus eingeschränkt und nur wenig zuträglich für wirklich neue Ideen sein.

Räumliche Abgrenzung

»Die strukturschwachen Regionen Thüringens stellen die Zielregionen [...] dar. [...] Die angestrebten Projekte zur Etablierung einer ganzheitlichen Gesundheitsversorgung sollen zunächst in den Landkreisen Weimarer Land, Saalfeld-Rudolstadt, Ilmkreis, Saale-Holzland-Kreis, Saale-Orla-Kreis entwickelt und umgesetzt werden.« (Koordinationsstelle WeCaRe 2021)

Modellregionen sind nicht zuletzt wegen des gegebenen Förderhintergrundes räumlich abgegrenzt. Das Wirkungsgebiet einer Modellregion ist klar definiert, bevor die Umsetzungsphase mit inhaltlichen Aktivitäten beginnt, und demnach eher starr. Es ist geregelt, in welchen Gebieten modellhafte Aktivitäten und Projekte entwickelt und umgesetzt werden und welche Akteur:innen Zugang zu Fördermitteln haben. Typischerweise ändert sich die Gebietskulisse im Verlauf einer Modellregion-Initiative nicht. Dies schafft Klarheit, erzeugt in gewisser Weise vom Start weg jedoch eine grundsätzliche Innenfokussierung. Administrative Einheiten sind in der Regel Orientierungspunkte der räumlichen Abgrenzung. Auf welche skalare Ebene sie sich beziehen, ist jedoch offen. Kommunen, Land-

kreise und Bundesländer können den räumlichen Kontext einer Modellregion darstellen. Es existieren jedoch ebenso Konstrukte benachbarter Kommunen und Landkreise. Der genaue Zuschnitt ergibt sich primär durch inhaltlich-thematische Orientierungen oder die Frage, welche räumlichen Einheiten von einer konkreten Herausforderung betroffen sind. Gerade dann orientiert sich die räumliche Abgrenzung von Modellregionen nicht selten, und getrieben durch spezifische Förderrichtlinien, an problemorientierten und zu hinterfragenden Kategorien wie *strukturschwach*, *peripher*, *abgehängt* oder *ländlich*. Werden diese in der Folge undifferenziert auf Modellregionen oder die darin versammelten Akteur:innen übertragen, können sich diese Label reproduzieren und auf inhaltliche Prozesse wirken.

Das Projekt *MoreBio* folgt in seiner räumlichen Abgrenzung der funktionell-administrativen Festlegung des *Strukturstärkungsgesetzes Kohleregionen*. Darin sind die vom Kohleausstieg betroffenen Landkreise und kreisfreien Städte als Fördergebiete definiert. Da sich das Mitteldeutsche Revier über Landkreise in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen sowie das Lausitzer Revier über Landkreise in Sachsen und Brandenburg erstreckt, ergeben sich zwei länderübergreifende Modellregionen. Für Modellregionen, die *harte* Verwaltungsgrenzen (z.B. Bundesländer oder Nationalstaaten) überschreiten, ergeben sich spezifische Herausforderungen. Diese reichen von praktischen Aspekten wie Datenverfügbarkeit bis zu erhöhtem Abstimmungs- und Koordinationsbedarf, um Interessen zu harmonisieren und betreffen mit Blick auf die Umsetzung von Modellprojekten nicht zuletzt die Verfügbarkeit von Fördermitteln oder Unterschiede des regulatorischen Rahmens.

Demonstrationsprojekte

»Im Fokus steht die [...] Entwicklung von Pilotprojekten und Umsetzung der Modellvorhaben [...]. Hierfür werden in den Modellregionen neue Ansätze konzeptionell erarbeitet und in der Praxis angewendet.« (Ministerium für Wirtschaft, Innovation, Digitalisierung und Energie des Landes Nordrhein-Westfalen 2021)

Modellregionen setzen einen übergeordneten inhaltlichen, koordinativen und räumlichen Rahmen. Ihre innere Dynamik wird von den durch die Akteur:innen entwickelten und umgesetzten Projekten und Maßnahmen getrieben. Im Rahmen einer Modellregion werden typischerweise mehrere Modellvorhaben, Pilot- oder Demonstrationsprojekte umgesetzt; je nach Ausrichtung mit eher technologischen, wirtschaftlichen, organisatorischen oder sozial-gesellschaftlichen Verwertungszielen. Im Zuge der modellhaften, praktischen Erprobung können neue oder effizientere Lösungen für existierende Probleme und Herausforderungen in spezifischen regionalen Kontexten demonstriert, sowie Ansätze für deren Übertragbarkeit auf Herausforderungen und Probleme in anderen Regionen er-

arbeitet werden. Die Erprobung von Ansätzen durch Projekte generiert wichtige Einschätzungen zur wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Reife und Durchsetzungsfähigkeit der Ansätze. Erfahrungsgemäß fließt ein Großteil der im Rahmen einer Modellregion-Initiative bereitgestellten Finanzmittel und Ressourcen in die Umsetzung und Erprobung konkreter Projekte. Darüber hinaus können im Zuge der Projektumsetzung in bestimmten Bereichen auch zusätzliche Investition (in Anlagen, Prozesse oder Geschäftsmodelle) stimuliert werden. Modellprojekten kommt somit eine Hebel- und Synergiefunktion zu.

Kernziele von Modellregionen

Die zuvor diskutierten Kernelemente sind eng mit unterschiedlichen Kernzielen von Modellregionen verwoben. Diese umfassen die Generierung von Sichtbarkeit für Themen und Regionen, die Stärkung der Innovationsfähigkeit sowie Übertragbarkeit und Transfer von Ergebnissen und Erfahrungen.

Sichtbarkeit für Themen und Regionen

»Durch die Modellregion Grüner Wasserstoff sollen [...] die Potenziale der Wasserstoff- und Brennstoffzellentechnologien sichtbar gemacht [...] und ein erhöhtes Interesse am Energieträger Wasserstoff ausgelöst werden.« (Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg 2021)

Strahlkraft, Leuchttürme, Pioniere, Vorreiter, Schaufenster – Begrifflichkeiten, die prominent in den Zielbeschreibungen von Modellregion-Initiativen vertreten sind. Sie lassen sich unter dem Aspekt der Generierung von Sichtbarkeit subsumieren. Diese Sichtbarkeit bezieht sich sowohl auf spezifische Themen als auch auf die räumlichen Kontexte der Initiativen. Regional wie gesamtgesellschaftlich bedeutenden Themen, Entwicklungen und Herausforderungen soll durch den Ansatz der Modellregion Aufmerksamkeit verliehen und ebenso Sensibilisierung dafür geschaffen werden. Beispielsweise zu sozial-gesellschaftlichen Aspekten wie einer flächendeckend adäquaten Gesundheitsversorgung, zu technologischen Entwicklungen wie der Stärkung der Wasserstoffwirtschaft oder – wie im *MoreBio*-Projekt – bezogen auf die biobasierte Wirtschaft. Gelingt es, solche Entwicklungen im Rahmen von Modellregion-Initiativen sichtbar zu machen, können damit das Profil einer Region geschärft, die entwickelten Ansätze und Kompetenzen gestärkt und letztlich das regionale Marketing unterstützt werden. Um eine Pionier- und Vorreiterrolle einzunehmen, gilt es, die eigenen Kompetenzen und Möglichkeiten sowohl nach innen als auch nach außen zu kommunizieren. Im eigenen Projektkontext ist die Etablierung der Reviere als weithin sichtbare Bioökonomieregion und Schaufen-

ter für nachhaltiges, sozial-ökologisches Wirtschaften erklärtes Ziel. Sichtbarkeit und regionales Branding können jedoch nur in langfristigen Prozessen aufgebaut werden. Einmalige Projektförderungen ohne längerfristige Horizonte greifen hier zu kurz.

Stärkung der Innovationsfähigkeit

»Neue Mobilitäts- und Energiedienstleistungskonzepte sollen [im Rahmen der Modellregionen] basierend auf erneuerbarer Energie, zur Entwicklung von [...] Verkehrskonzepten, sowie zur Stärkung der Technologiekompetenz österreichischer Unternehmen beitragen.« (Fabian et al. 2016)

Die Stärkung der Innovationsfähigkeit und damit das Anstoßen von Innovationsprozessen sind essenzielle Ziele von Modellregionen. Aufgrund der inhaltlichen Offenheit betrifft dies Produktinnovationen (Güter und Dienstleistungen) sowie technologische, organisatorische und soziale Prozessinnovationen gleichermaßen. Innovationen lassen sich grundsätzlich als interaktiver und wissensgetriebener Prozess verstehen, der darauf abzielt, neue Ideen und Ansätze erfolgreich in die Praxis zu bringen und langfristig zu verstetigen. Dieses Innovationsverständnis dockt an die Kernelemente der kooperativen Prozesse und Demonstrationsprojekte an. Hieraus können sich ideelle Werte wie neue Kooperationsstrukturen, Wissens- und Kompetenzzuwächse, die Schärfung regionaler Erfahrungsprofile oder in bestimmten Themenbereichen die Schaffung innovations- und gründungsfreundlicher Milieus ergeben – und damit letztlich die Stärkung der Innovationsfähigkeit einzelner Akteur:innen und des regionalen Verbundes einer Modellregion. Wenn es gelingt, neue Ansätze innerhalb und außerhalb der eigenen Modellregion sichtbar und populär zu machen, können sich zudem Möglichkeiten der wirtschaftlichen Inwertsetzung ergeben: neue Absatzmöglichkeiten für Produkte und Dienstleistungen, die Entwicklung neuer Geschäftsmodelle, die Schaffung zusätzlicher Stufen im regionalen Wertschöpfungsgefüge. Als Vorreiter können Modellregionen zum Anziehungspunkt für überregionale/internationale Akteur:innen, Umsetzer:innen und Investor:innen werden. Ebenso ist denkbar, dass Modellregionen als Partner in überregionalen Innovationsprozessen teilhaben und damit für ihre Region zusätzliche Werte und Wertschöpfung generieren (Müller et al. 2015). Um dies zu ermöglichen, sind Übertragbarkeit und Transfer der erarbeiteten Ergebnisse und Erkenntnisse essenziell.

Übertragbarkeit und Transfer

»Neu entwickelte, innovative digitale Lösungen und Zukunftstechnologien aus den Förderprojekten [der Modellregionen] sollen für alle Kommunen nachnutzbar sein.« (Ministerium für Wirtschaft, Innovation, Digitalisierung und Energie des Landes Nordrhein-Westfalen 2021)

Der Ansatz von Modellregionen ist eng mit der *Best-Practice*-Kultur verbunden. Hierbei lässt sich *Best-Practice* als Erfolgsmodell oder mit Fokus auf Prozesse und Vorgehensweisen als Erfolgsmethode verstehen. Viele Modellregion-Initiativen zielen darauf ab, getrieben durch entsprechende Fördervorhaben, *Best-Practice*-Ansätze zu erarbeiten und zu dokumentieren. Es steht außer Frage, dass die Dokumentation konkreter Beispiele guter Praxis inspirierende Lernpotenziale bietet. Allerdings kann die reine Fokussierung auf Erfolgsbeispiele auch den Blick auf schwierige und vielleicht gescheiterte Prozesse und Maßnahmen verstellen (Meijer 2020). Offene Berichte und Reflexionen zu gescheiterten Prozessen (innerhalb von Modellregionen) sind in konventionellen Transferkontexten bislang nicht Teil der gängigen Praxis. Dahingehend sind die inzwischen etablierten und beliebten *FuckUp Nights* der Gründer:innen-Szene, die das Thema Scheitern locker und humoristisch aufgreifen und damit zu einer neuen Kultur des Scheiterns beitragen wollen, eine erfrischende Ausnahme. Unstrittig ist, dass sich aus solchen Reflexionen für Anwender:innen in anderen räumlichen, sozialen und institutionellen Kontexten weitreichende Lernmöglichkeiten ergeben können.

Durch übergreifende Verwertung und effektive Übertragung können die in Modellregionen erzielten Erkenntnisse und angestoßenen Innovationen überregionale Anwendung finden und sich langfristig durchsetzen. Transfer ist ein zentrales Ziel, das an Modellregionen gestellt wird. Damit geht der Anspruch einher, Ideen und Lösungsansätze über den spezifischen räumlichen, sozialen und institutionellen Kontext einer Modellregion hinaus zu *exportieren* und neben dem nötigen Wissen auch konkrete Ansätze dahin gehend zu generieren, wie die Umsetzung gelingen kann. Das zu übertragende Wissen nimmt hierbei vielfältige Ausprägungen an: Es kann sich um Projektergebnisse in Form von Faktenwissen, Prozesswissen, Handlungswissen, kreativen Fertigkeiten oder auch um Wissen zur konzeptionellen Entwicklung von technischen, organisatorischen und sozialen Maßnahmen handeln. All diese Ausprägungen umfassen implizite und explizite Wissensanteile. Explizites Wissen ist vergleichsweise leicht zu übertragen. Es lässt sich in Form von Veröffentlichungen, Protokollen, Manuals, Leitfäden, Datenbanken, Lizenzen oder Patenten dokumentieren. Hingegen ist implizites Wissen personengebunden und kann primär nur im persönlichen Austausch transferiert und gedeutet werden (Hamm & Koschatzky 2020). Zugleich bergen gerade die nur aufwendig zu aktivierenden, impliziten Wissensreservoirs nicht selten die größten Potenziale für

Innovation und Erneuerung. Die auf den Weg gebrachten Prozesse und aufgebauten Kompetenzen sind allerdings insofern einzigartig, als sie eng mit den sozialen und institutionellen Kontexten (Konstellationen an Akteuren, Ressourcen, raumstrukturellen Gegebenheiten etc.) einer Modellregion verknüpft sind (Tödtling & Trippel 2005). Ihre Anwendung und Übertragung auf andere soziale, institutionelle und räumliche Kontexte bedarf daher immer auch komplexer Übersetzungs- und Filtermechanismen. Auch im Kontext von Modellregionen ist der Transfer von Wissen und Lösungsansätzen keine triviale Aktivität nach dem Prinzip *copy & paste*. Eigentlich bieten gerade Modellregionen einen idealen Rahmen, um neue Ansätze und Methoden zur effektiven Gestaltung von Wissenstransfer zu entwickeln und zu erproben, aber allzu oft wird Transfer als nebenbei zu erledigende Pflichtaufgabe gesehen, die mit der Organisation von Workshops oder der Ergebnispublikation erfüllt ist.

Typisch ist weiterhin, dass die Transferaktivitäten einer Modellregion zunächst auf den wechselseitigen Austausch mit anderen Modellregionen eines Förderprogramms ausgerichtet sind – auch um erste Schritte einer Dekontextualisierung von Ergebnissen und Erfahrungen vorzunehmen. Zudem sind auch Fördermittelgeber:innen und politische Institutionen selbst wichtige Zielgruppen des Transfers. Die im Rahmen von Modellregionen erzielten Ergebnisse sollen durch Praxisnähe und Aktualität nämlich dazu beitragen, Empfehlungen zu erarbeiten und damit der förderpolitischen Entscheidungsfindung dienen.

Modellregionen als Prozess und koordinativer Rahmen

Im Sinne einer Begriffserkundung reflektiert der Beitrag den roten Faden des Ansatzes der Modellregionen und arbeitet konzeptionelle Grundlagen und Gemeinsamkeiten inhaltlich äußerst unterschiedlich orientierter Modellregionen heraus. Modellregionen bedürfen einer räumlichen Abgrenzung und sind vielfach das Ergebnis von Förderprogrammen. Diese Förderprogramme sind zugleich Finanzierungsinstrument und zielgebender Rahmen. Weitere wesentliche Elemente von Modellregionen sind kooperative Prozesse. Diese organisieren die interne und externe Vermittlung von Interessen und manifestieren sich beispielsweise in der gemeinsamen Entwicklung regionaler Strategien oder der Umsetzung wirkungsvoller Pilot- und Demonstrationsprojekte. Modellregionen setzen einen inhaltlichen, organisatorischen und räumlichen Rahmen für konkrete Aktivitäten und Maßnahmen. Sie leben von internen Dynamiken, von Kompetenz- und Erkenntniszuwachs. Dahingehend lassen sich Modellregionen selbst als dynamischer Prozess verstehen. Dieses Prozessverständnis findet sich auch in den Kernzielen des Ansatzes wieder: Die Generierung von Sichtbarkeit, die Stärkung regionaler Innovationsfähigkeit sowie Ergebnis- und Erfahrungsdiffusion mittels Transfer sind

allesamt langfristige und strategische (Prozess-)Ziele. Im prozessualen Charakter des Modellregion-Ansatzes lassen sich zudem diverse Raumbezüge feststellen. Die (notwendige) Abgrenzung des räumlichen Wirkungsgefüges einer Modellregion geht mit einem hohen Maß an räumlich-institutioneller Kontextualität von Aktivitäten, Projekten und erzielten Ergebnissen einher. Im angestrebten Transfer der Ergebnisse und Erfahrungen einer Modellregion tritt diese Kontextualität zu Tage. *Export* und *Import* von Wissen und Ansätzen im Sinne zielführenden Lernens von regionalen Vorreitern wird zu einer komplexen Aufgabe. Das konzeptionelle Prozessverständnis konfligiert in der praktischen Umsetzung jedoch mit vorab getroffenen Festlegungen (räumliche Abgrenzung, Kernnetzwerke und Kernakteur:innen, zeitliche Begrenzung etc.) und spezifischen Erwartungen (Erfolgszentrierung, *Best-Practice*-Kultur, Innovationsgenerierung etc.). So wird an Modellregionen der Anspruch gestellt, als Experimentierräume unkonventionelle, modellhafte Erkenntnisse zu generieren, die über die Modellregionen hinaus einen Mehrwert bieten und Verwertung finden können. Dadurch bewegen sich Modellregionen, ihre Aktivitäten und Akteur:innen immer auch in einem sich selbst entwickelnden Spannungsfeld zwischen Wunsch und Wirklichkeit.

Literatur

- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hg.) (2022). *Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS)*. Abrufbar auf: <https://www.dwds.de/> [Zugriff: 01. Juni 2022].
- Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (2019). *Bekanntmachung Nr. 03/19/42 über die Beteiligung von Landkreisen am bundesweiten Modellvorhaben »Smarte LandRegionen« im Rahmen des Bundesprogramms Ländliche Entwicklung*. Bonn.
- Fabian, J., Wieland, T., Ernst, M., Schmautzer, E., Fickert, L., Slupetzky, W. & Schmied, R. (2016). *Ergebnisse und Schlussfolgerungen zur Begleitforschung der Modellregion Elektromobilität Großraum Graz*. Graz: Technische Universität Graz.
- Hamm, R. & Koschatzky, K. (2020). Kanäle, Determinanten und Hemmnisse des regionalen Transfers aus Hochschulen. In: Postlep, R.-D., Blume, L. & Hülz M. (Hg.) *Hochschulen und ihr Beitrag für eine nachhaltige Regionalentwicklung*, 11: 14-75. Hannover. Forschungsberichte der Akademie für Raumentwicklung in der Leibniz-Gemeinschaft.
- Hessisches Ministerium der Justiz, für Integration und Europa (Hg.) (2013). *Landesprogramm Modellregionen Integration. Ergebnisse der wissenschaftlichen Begleitung und Handlungsempfehlungen*. Wiesbaden.

- Koordinationsstelle WeCaRe (2021). *Internetauftritt des WeCaRe-Bündnisses*. Jena: Friedrich-Schiller-Universität. Abrufbar auf: <https://wecare-agentur.de/ueber-uns/> [Zugriff: 01. Juni 2022].
- Meijer, M. (2020). When it goes wrong... learning from challenged (and revived) community initiatives. *Journal of Rural Studies*, 74: 1-9. <https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2019.11.006>.
- Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg (Hg.) (2021). *Förderaufruf Modellregion Grüner Wasserstoff. Demonstrationsprojekt zur Abbildung einer regionalen Wertschöpfungskette und Begleitforschung*. Stuttgart.
- Ministerium für Wirtschaft, Innovation, Digitalisierung und Energie des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.) (2021). *Digital. Kommunal. Vernetzt. Digitale Modellregionen in Nordrhein-Westfalen*. 3. Düsseldorf.
- Müller, F. C., Brinks, V., Ibert, O. & Schmidt, S. (2015). *Open Region. Leitbild für eine regionale Innovationspolitik der Schaffung und Nutzung von Gelegenheiten*. Working Paper 53. Erkner: IRS.
- Prüter, J., Keienburg, T. & Schreck, C. (Hg.) (2014). *Klimafolgenanpassung im Biosphärenreservat Niedersächsische Elbtalaue – Modellregion für nachhaltige Entwicklung*. Berichte aus den KLIMZUG-NORD Modellgebieten, Band 5. Hamburg.
- Tödting, F. & Trippel, M. (2005). One size fits all? Towards a differentiated regional innovation policy approach. *Research Policy*, 34: 1203-1219. <https://doi.org/10.1016/j.respol.2005.01.018>.
- Weber, M. (2014). *Region*. Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Abrufbar auf: <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/region> [Zugriff: 01. Juni 2022].

Die nachhaltige Region

Andreas Exner

Wir sind Region, proklamieren Plakate entlang der Straßganger Straße in Graz, die an mir vorüberziehen, während ich schwitzend heimwärts radle. Das klingt nach Slogans wie *Wir sind Weltmeister*, *Wir sind Papst*, oder *Wir sind das Volk*. Ich frage mich, ob ich mich durch dieses *Wir*, das mir entlang einer stark von Autos frequentierten Straße entgegenruft, angesprochen fühlen soll. *Wir sitzen alle in einem Boot*, heißt es häufig in politischen Diskussionen. Diese anachronistische Metapher stammt aus einer Zeit, wo die kollektive Anstrengung und Zusammenarbeit, die es braucht, um ein Boot sicher von einem Hafen in den anderen zu steuern, noch nicht durch die individualisierte Unabhängigkeit abgelöst worden war, die uns die Verbrennung fossiler Ressourcen scheinbar ermöglicht. Inzwischen ist weithin bekannt, mit welchem hohem Preis diese Unabhängigkeit erkaufte wird, und dass ihn vor allem jene bezahlen werden, die nach uns kommen; im übertragenen wie auch im wörtlichen Sinn.

Doch sitzen die Menschen, die sich auf dieser Straße bewegen, wirklich alle *in einem Auto*? Ich denke dabei nicht nur an die unterschiedlichen Möglichkeiten, sich fortzubewegen, die der Klimaaktivismus zusehends politisiert. Denn das Plakat lässt eine Definition der *Region* vermissen, die *wir* vorgeblich bilden. Also geht der *Region* das *Wir* voraus? Das scheint auf den ersten Blick durchaus Sinn zu machen. Allerdings befinden sich in den Autos, auf den Fahrrädern und im öffentlichen Bus, der hier verkehrt, oder auf den Gehsteigen, die wie eine harte Flussverbauung diesen Strom an Autos kanalisieren, sehr verschiedene Menschen. Keinesfalls sind sie in der gleichen *Region* geboren. Leben sie denn überhaupt in derselben *Region*? Bilden ihre Weltsichten und Gefühle, die Schemata ihres Denkens und ihre kulturellen Muster nicht recht verschiedene Regionen – Signaturen gleichsam, die sich in ihre Körper und Konzepte, in die Routinen und Gegenstände ihres alltäglichen Lebens eingeschrieben haben, Spuren ihrer Biographien, Wünsche, Träume? Wo aber läge dann der Unterschied zwischen *Ort*, *Region*, und *Gebiet*, der *Heimat* oder einem *Kontinent*, der *Landschaft* oder einer *Gegend*? Sind dies alles doch Begriffe, die erst der Deutung der unterschiedlichen Räume von Alltagsroutinen und politischen Diskursen entspringen, die immer auch umkämpft und uneindeutig bleiben – flüssig gewissermaßen, und porös. Die *Region*, die *wir* bilden, ist also mit Sicherheit kein

physisch abgrenzbares Territorium. Es handelt sich aber auch nicht um ein soziales Territorium, dessen *Wir* vom Straßenrand aus bloß adressiert zu werden braucht. Ich frage mich, ob jene, die dieses Plakat zur Förderung der *regionalen Wirtschaft* entworfen haben, sich dessen wohl bewusst gewesen sind und gezielt mit dem Paradoxon werben, eine Entität anzusprechen, die nicht existiert?

Die eingangs erwähnten Slogans, die sich der gleichen Paradoxie bedienen, scheinen darum bemüht zu sein, sich ein äußerliches Subjekt symbolisch einzuverleiben: den Papst, einen Weltmeistertitel, die Gesamtheit der scheinbar Gleichen, die ein Volk bilden sollen; und ja, die Region, die wie ein von ihnen unabhängiger Raum die Menschen zu umfassen scheint. Der Effekt dieser Einverleibungen besteht darin, eine kollektive Identität zu konstruieren. Diese Identität konstituiert sich mit Bezug auf ein spezifisches Objekt (den Papst, den Weltmeistertitel etc.), mit dem sich das *Wir* gleichsetzt, identifiziert. Der Weltmeister ist dann keine Fußballtruppe, deren Leistungen belohnt werden, sondern eben *wir*. Die Region erscheint in diesem Licht wie eine Souveränität, ein Subjekt beinahe, gleichsam ein Weltmeister oder Papst, ein Volk. Dieses Subjekt erscheint in seiner Äußerlichkeit der Aneignung zu bedürfen: *Die Region, das sind doch wir!* Seltsam im Dunkeln freilich bleibt die Quelle dieses Rufs. Sicherlich weist das deutlich sichtbare Logo auf den Werbeplakaten bestimmte soziale Akteur:innen als dessen Ursprung aus. Doch scheinen diese im selben Moment alle Spuren zu verwischen, uns als Autor:innen dieses *Wir*, das diese Akteur:innen erst konstituieren, zu entgehen. Das *Wir* dieses Plakats bezieht alle ohne Unterschied mit ein, und obwohl der Ruf eindeutig bestimmbar Akteur:innen entspringt, sagt er damit das genaue Gegenteil. *Wir* alle, so könnte die Botschaft übersetzt werden, sind die *Autor:innen* der *Region*. Dass damit die partikularen Interessen der eigentlichen Autor:innen als die Interessen aller dargestellt werden, sofern sie dem Ruf auch folgen, ist ein Effekt, der erstere durch Zuspruch letzterer hegemonialisiert. Dieser Mechanismus ist an sich wohl bekannt (Althusser 1977). Nicht nur die Region, sondern auch die Nation oder die *Heimat* zählen zu seinen Resultaten. Damit werden verschiedene Gesichtspunkte und heterogene Lebensrealitäten nivelliert, Differenzen scheinbar eingegeben.

Dieser Mechanismus entspricht der weit verbreiteten Rhetorik der *Win-Win-Situationen*, die unvereinbare Ziele ideologisch in einem von bestimmter, interessierter Seite konstruierten *Wir* zusammenschließen, dem nur allzu viele zu folgen bereit sind, die sich in NGOs, zivilgesellschaftlichen Initiativen und öffentlichen Debatten engagieren. Im Rahmen dieses *Wir* erscheinen etwa Wirtschaftswachstum und Klimaschutz als miteinander kompatible Zielsetzungen, die *wir alle* mit Blick auf ökonomische und ökologische Interessen teilen.

So werde also auch ich nolens volens in ein *Wir* einbezogen, das zum überwiegenden Teil aus Menschen besteht, die sich im Auto fortbewegen, während ich am Rad schwitze.

Der nachhaltige Reiz der Region

Was überhaupt macht die Region – ich lasse die Anführungsstriche ab hier der Einfachheit halber weg – zu einem derart wichtigen, ja, zunehmend attraktiven Begriff mit Blick auf eine nachhaltige Entwicklung? Erst die assoziativen Bedeutungen, die sich an die Vorstellung von Regionalität heften, verleihen ihr einen sozialen, ökonomischen und politischen Gehalt. So wird der Begriff der Region oft mit räumlicher Nähe verbunden, die vielen das Gefühl einer auch sozialen Nähe vermittelt. Diese Nähe weckt unter anderem die Hoffnung, die sozial-räumlichen Verhältnisse besser gestalten zu können. Dies kann offen regressive Züge annehmen, wenn jene Hoffnung mit der Idee einer naturhaften Abstammungsgemeinschaft verbunden wird. Oder sie wird mit einem vagen Verständnis von Nachhaltigkeit liiert. Dabei kommt die Notwendigkeit, die Beziehungen der Menschen untereinander sowie zur Natur demokratisch zu gestalten, um eine nachhaltige Entwicklung auf den Weg zu bringen, in der verdinglichten, zu einer Wesenheit *sui generis* essenzialisierten Idee der Region mystifiziert zum Ausdruck. *Regional ist das neue bio*, heißt es deshalb zum Beispiel häufig in der aktuellen Diskussion. Freilich folgt in Wahrheit aus räumlicher keineswegs auch eine soziale Nähe, ebenso wenig wie soziale Nähe einer räumlichen Nachbarschaft bedarf. Es ist höchst fraglich, dass die politische Gestaltung gesellschaftlicher, das heißt sozial-räumlicher Verhältnisse, Nahebeziehungen räumlicher wie sozialer Art voraussetzt.

Einige Tage nachdem mich dieses *Wir* auf seine eigentümlich schillernde Weise angesprochen hat, sehe ich es erneut bei meinem Gang zur Apotheke. Nun aber trägt das Plakat einen anderen Ruf, der mich nicht betrifft. Nicht ich werde hier adressiert, sondern das Plakat proklamiert: *Wir steirischen Bäcker*. Die uferlose Uneindeutigkeit des *Wir sind Region*, die mich zur kritischen Reflexion anregte, und in der ich mich zu verlieren drohte, verflüchtigt sich mit einem Schlag wie Morgennebel im Tageslicht. Alles klingt nun ganz profan: Steiermark, Bäcker. Das *Wir*, das waren die Bäcker! Das erste Sujet fungiert offenbar nur als eine rhetorische Eintrittspforte einer Serie von Proklamationen, die uns zuerst einbeziehen und in der Region aufgehen lassen, um uns im zweiten Schritt wieder davon zu entfernen. Dieses Gleiten des Signifikanten, wie wir mit Jacques Lacan konstatieren könnten (Lang 1973), erweist sich als politisch produktiv: Die Chronologie der Plakate vermittelt eine Identifikation von mir auf dem Rad, Menschen in ihren Autos, Bäckern, und der Steiermark als Region. Die Bäcker der Steiermark (verschwiegen werden uns die Bäckerinnen), die mich zuvor womöglich kalt gelassen haben, rücken plötzlich so nah an mich heran, dass nun sie die Region, die mich im ersten Schritt mit anheimelndem Unterton angesprochen hatte, zu verkörpern scheinen: *Wir = Region = Steiermark = Bäcker*. Der Signifikant *Region* gleitet dabei zwischen zwei verschiedenen Positionen. Der Abschnitt *Wir = Region* der Bedeutungskette konstituiert die Lesenden per Anrufung als Subjekt, wogegen der Abschnitt *Steiermark =*

Bäcker das Subjekt mit dem Territorium der Steiermark identifiziert und die Bäcker als Metonym für die Region einführt, womit die Identifikation mit der Region in eine Identifikation mit Bäckern umschlägt.

Dieses Spiel wiederholt sich tags darauf bei einem Spaziergang in der Innenstadt. Am Eingang einer versteckten Gasse, die in einen der luftigen, eleganten Innenhöfe führt, lese ich: *regional können wir!* und *regional wollen wir!* Auch das ist reichlich nebulös. Fast klingen diese Sätze, als wäre Regionalität eine Fähigkeit und ein Wunsch zugleich. Ich denke an ein Bewerbungsgespräch, in dessen Verlauf die Aspirantin unterstreicht, dass sie den Job will und den Job auch wirklich machen kann. Das Schild, auf dem ich die beiden Sätze lese, signalisiert schon optisch *Nachhaltigkeit*, mit einer wie von Hand geschriebenen Schrift, indem es die verbreitete Assoziation von Nachhaltigkeit mit Handwerk aufruft. Sei es, dass Regionalität doch nicht so sexy wirkt, wie ein Werbetext eigentlich wirken sollte; sei es, dass gerade darin ihr eigentlicher Reiz zu liegen scheint: Das Schild ergänzt ganz unten noch ein *Da gibt's was zu entdecken!* Angelockt von dieser verheißungsvollen Vision trete ich in die Gasse, die das Geschäft beherbergt, das sich hier bewirbt. *Schmankerl* gäbe es hier, so wird mir mitgeteilt, *Kreatives* und *Design*, Souvenirs auch, und das alles *Made in Styria*. *40 Schritte*, so sagt die nächste Wegmarke, trennten mich noch von diesen *Entdeckungen*. Doch ähnlich wie im Fall der Plakatserie, folgt die Enttäuschung wahrlich auf dem Fuße. Prangt doch einige Meter weiter der Umriss der Steiermark in Großformat; grün, natürlich, mit einer Reihe von braunen Symbolen, die sich um Graz herum zentrieren und an hölzerne Schubladen erinnern. Dort also warten die *Entdeckungen*, denke ich bei mir.

Die Region, so scheint's, ist eine Mogelpackung. Sie verspricht viel, und bleibt doch dürftig. Am Ende, das illustrieren nicht allein die beiden Beispiele dieses Essays, ist die Region nichts anderes als die altbekannte Steiermark. Der undefinierte Charakter der Region, der durch das Gleiten des Signifikanten beinahe beliebige Bedeutungsketten zu erzeugen erlaubt, die spezifischen politischen und ökonomischen Strategien dienen, macht dieses Wort zunächst zu einem *leeren* Signifikanten. Der verspricht allen alles, weil er nichts Konkretes zu beinhalten scheint, auf nichts Genaues verweist, und gerade deshalb den Raum für unsere Imaginationen öffnet. Als leerer Signifikant wirkt die Region wie ein Vergrößerungsglas, das alles in unserer Nähe unscharf macht; sie ist ein Tagtraum, Fata Morgana. Im zweiten Schritt gleicht die Region einem Kameraobjektiv, dessen Fokus scharf gestellt wird. Es ist dies der Punkt, an dem die Region sich auf die konventionelle politische Geographie zurückzieht. Die Region wird von klaren Grenzen eingeschlossen. Nichts fließt über sie hinaus. Sie kann dingfest gemacht werden, eingetragen auf einer Landkarte. Hier ist nichts mehr zu entdecken.

Nachhaltige Grenzen?

Die seltsame Oszillation der Region zwischen unscharfer Weite und eindeutiger Enge ähnelt auf bezeichnende Weise einem Wort, das der Region häufig zugesellt wird: der Nachhaltigkeit. Auch sie fungiert als leerer Signifikant (Brown 2016). Seit die Bundeswehr jüngst ihr Wirken der Deutschen Bundesregierung als sozial nachhaltig anempfohlen hat, ist restlos klar geworden, dass diesem Wort kein Inhalt eignet. So ubiquitär ist die Nachhaltigkeit geworden, dass selbst diese Diagnose nicht mehr provoziert. Dies hindert freilich nicht daran, Nachhaltigkeit begrifflich präzise zu konkretisieren: als ein gutes Leben für alle in einer friedlichen, das heißt auf freier Kooperation beruhenden Gesellschaft, die keine inhärente Krisentendenzen aufweist, wie dies für Gesellschaften der Fall ist, in denen die kapitalistische Wirtschaftsweise dominiert. Demnach sind Armeen grundsätzlich Ausdruck nicht-nachhaltiger gesellschaftlicher Zustände, deren Lösung eine sozial-ökologische Transformation erfordert.

Was bedeutet das für die Region? Nachhaltigkeit wird häufig darauf bezogen, und es ist wohl der Glaube daran, gesellschaftliche Verhältnisse ließen sich mit Verweis auf Regionalität besser gestalten – also irgendwie *nachhaltiger* – der die Paarung dieser Worte aus sich hervortreibt. Aber auch die Nachhaltigkeit fungiert als leerer Signifikant. Mögen bestimmte Akteur:innen konkrete Vorstellungen, gar Maßzahlen damit verbinden, so sind doch diese Vorstellungen insgesamt derart verschieden, dass Nachhaltigkeit vor allem *eine* Funktion erfüllt: eine gesellschaftliche Einheit zu bezeichnen, die *realiter* nicht besteht, sondern bestenfalls die Hegemonie bestimmter Gruppen zementiert; in Gesellschaften mit vorrangig kapitalistischer Wirtschaftsweise sind das zunächst die Interessensgruppen des Kapitals. Die Region erscheint in der Folge wie eine feste Entität, die sich im wogenden Meer weltweiter Turbulenzen, der Verkettungen internationaler Unruheherde und in den unberechenbaren globalen Verflechtungen wie eine Insel aus Stein und Fels ausnimmt, die eins auch gut dem Faktum der Globalität entziehen könnte – fast so, wie das Werbeschild in der Innenstadt die Steiermark imaginiert: Ihr grüner Umriss schwebt auf weißem Grund wie ein Territorium, an dessen Grenzen die Welt endet. Sie scheint für sich und aus sich zu existieren. Mittendrin ist's braun. Dieser defensive Lokalismus (Winter 2003) bleibt politisch fragwürdig, weil er von falschen Annahmen ausgeht, und falsche Werte vertritt. Sie sind falsch, weil sie sich nicht verallgemeinern lassen – in einer Welt, die schon seit Langem den ganzen Planeten umfasst, also von vornherein und immer eine globale Welt darstellt.

Selbst wenn die Werte moralisch gutzuheißen wären, ließen sie sich nicht umsetzen. Denn konsequent gedacht müssten die Steiermark und jene, die dieses Konstrukt über bloß pragmatisch-administrative Funktionen hinaus mit Glanz und Glorienschein versehen, dann alles Nicht-Steirische verwerfen, sich davon kulturell reinigen und auf eigenen Füßen stehen.

Die Absurdität eines solchen Unterfangens lässt sich zum Beispiel mit einem Blick auf die hiesige Kulinarik illustrieren. So ist etwa der Kürbis, der in der Werbung und im öffentlichen Bewusstsein eng mit der Steiermark verbunden wird, kein steirischer, sondern – wenn schon – ein Gemüse der alten Maya, das sich spanische Kolonisten angeeignet haben. Mais, Fisolen und Bohnen entstammen ebenfalls der züchterischen Genialität der Indigenen und dem natürlichen Reichtum Südamerikas, wie auch die Kartoffel. Das oft der hiesigen Folklore als ein steirisches eingemeindete Backhendl beruht tatsächlich auf einem historischen Import aus Indien. Und während sich Mais, Kürbis, Fisolen und Bohnen durchaus leidlich auf den Äckern Mitteleuropas machen, wächst der Pfeffer weiterhin in den Tropen, nicht in der Steiermark. Ziehen wir das koloniale Raubgut und zufällige historische Einwanderungen von der steirischen Küche ab, bleibt wenig von ihr übrig. Die Steiermark wäre kaum etwas ohne den Rest der Welt. Zur Insel taugt sie jedenfalls nicht.

Doch dieser erste Rundgang durch die unauflösliche Verflechtung der hiesigen Imaginationen von Regionalität mit dem, was das Regionale sich als das Globale allzu oft vom Leibe halten will, betraf nur das Essen. Zwar wird dieses gemeinhin als besonders wichtiger Ansatzpunkt für Regionalität und Nachhaltigkeit betrachtet, doch besteht das moderne Leben nicht nur aus steirischen Backhendln und Kürbiskernöl, sondern ebenso aus Laptops und Brillengläsern, Fahrrädern und PKWs, aus Kühlschränken, Waschmaschinen und Bahnverbindungen; von Unterhosen, Socken, T-Shirts, Duschgel und allerlei anderen Alltagsdingen ganz zu schweigen.

Die in der Steiermark ansässigen Menschen könnten sich selbst ohne Verzicht auf Mais und Bohnen nicht mit den landwirtschaftlichen Produkten ernähren, die unter den ökologischen Verhältnissen dieses Raums gedeihen. Sie hätten auch keine Metalle mehr zur Verfügung, die großteils schon in der Neuzeit ausgebeutet worden sind, und nicht einmal näherungsweise an die heute erforderliche Palette verschiedener metallischer Rohstoffe heranreichen. Die gesamte Petrochemie würde ihnen fehlen, und damit der Großteil der chemischen Industrie überhaupt. Und wir dürften dabei nicht nur von den Aktiva sprechen, die sie ihrer Regionalbilanz konsistent verbuchen könnten, sondern müssten auch von den Passiva sprechen, denn zu den Werten des defensiven Lokalismus zählt ja zumeist auch die Imagination eines besonderen Fleißes, dem die Region angeblich ihre nachhaltige Prosperität verdankt.

Einmal ganz davon abgesehen, dass der willkürliche Umriss der Steiermark als politisch-administrative Einheit keinen Bezug auf sinnvolle soziale, ökologische oder kulturelle Kriterien einer Wendung einer in vielfacher Weise krisenhaften gesellschaftlichen Situation zum Besseren aufweist oder herstellen lässt, so entbehrt auch ihre Identifizierung mit der Region als einer nachhaltigen jeder Grundlage. Weder ist die Steiermark nachhaltig, wenn damit ein Ausmaß von Mitweltschaden gemeint ist, das sich moralisch im Sinn einer planetarischen Globalität beinahe

noch vertreten ließe, noch kann sie je nachhaltig sein; nicht jedenfalls auf einem angemessenen Lebensniveau. Die Paarung der beiden leeren Signifikanten *Region* und *Nachhaltigkeit* ergibt somit ein doppeltes Nichts, das – ganz im Gegenteil zum wirklichen ideologischen Effekt dieser Paarung – in Hinsicht auf die Bemühungen zu einer besseren Gestaltung sozial-räumlicher Verhältnisse wirkungslos bleibt, ja kontraproduktiv sein kann und in vielerlei Art auch ist.

Doch selbst wenn wir dem Regionsbegriff eine ökologische Fundierung geben wollten, würden wir ins Leere greifen. Der Bioregionalismus hat sich an dieser Frage erfolglos versucht (Hamm & Rasche 2002). Dieser Ansatz geht von einem »ökologischen Lebensraum« aus, »in dem alle Kompartimente, also Pflanzen, Tiere und der Mensch eine das Überleben sichernde Gemeinschaft bilden« (Hamm & Rasche 2002, S. 13). Die Natur kennt zweifelsohne Grenzen, angefangen beim Organismus bis hin zur Rasenkante. Doch bleiben diese Grenzen immer relativ und sind einer bestimmten, durchaus menschlichen Perspektive geschuldet. Auf der subatomaren Ebene hat der Organismus keine Grenze, die sich der menschlichen Betrachtung als offensichtlich anbieten würde, und die Rasenkante ist eine bloß lokale Diskontinuität, zudem vom Menschen hergestellt, die sich verflüchtigt, werden die Konstellationen der Pflanzenarten, die einen Rasen bilden, mit vielen anderen verglichen. Grenzen lassen sich durchaus ziehen, doch zieht sie in allen Fällen ausnahmslos der Mensch. Sind die Alpen eine Übergangszone zwischen der nord- und süd-alpinen Bioregion? Oder doch eher eine Grenze zwischen beiden? Stellen die Alpen eine Bioregion für sich dar, oder sind sie nur integraler Randbereich viel weiter ausgreifender Bioregionen? Es nimmt daher nicht Wunder, dass sich in regionalen Monographien wie ein Stehsatz die Bemerkung wiederholt, die in Rede stehende Region befinde sich am Schnittpunkt verschiedener Floren- und Faunenregionen, was ihre besondere Charakteristik und Vielfalt erkläre. Dieser sich wiederholende Eindruck entsteht schlicht aus dem Umstand, dass sich ökologische Grenzen, die sich durchaus objektivieren lassen, doch immer aus der menschlichen Betrachtung ergeben. Sie verschieben sich bei wechselnden Maßstäben, Abgrenzungskriterien und Methoden.

Es ist auch gar nicht zu begründen, warum eine Orientierung an sogenannten Bioregionen dafür eine Richtschnur abgeben sollte, wie die vielfältigen Beziehungen zwischen Menschen und Nicht-Menschen im Feld ihrer abiotischen Lebensbedingungen zu gestalten wären (vgl. Hamm & Rasche 2002). Selbst wenn ein behauptetes natürliches Sein im Sinn wesenhaft zusammengeschlossener räumlicher, sozialer und ökologischer Eigenschaften ein menschliches Sollen implizierte, kommen wir damit keinen Schritt weiter. Denn wie gesagt lässt sich dieses natürliche Sein erst unter den Auspizien menschlicher Zwecke, Kriterien, Maßzahlen und Maßstäbe in Regionen untergliedern, die mit jedem Wechsel derselben auch ihre Umrisse verändern. Die Natur *ist* objektiv und bleibt dennoch vieldeutig.

Die Region wird freilich nicht in allen Fällen mit existierenden politisch-administrativen Grenzen identifiziert. Mitunter setzt das ebenso Unbestimmte wie Unbestimmbare der Region auch eine eigene Kreativität frei, die zu neuen Regionalisierungen führt. Diese verbleiben zwar in vielen Fällen innerhalb der Grenzen politisch-administrativer Einheiten wie etwa der Steiermark, oder bedienen sich der Bezirksgrenzen, um ihren eigenen Umriss zu bezeichnen. Dennoch hat Nachhaltigkeit auf dieser Skalenebene eine andere Bedeutung als auf der Ebene von Bundesländern. Daran wird noch einmal die Hoffnung deutlich, mit der nachhaltigen Region würden besondere Gestaltungspotenziale zugänglich, die gerade die üblichen Ebenen politischer Entscheidungen – das Bundesland oder der Nationalstaat – nicht zu bieten scheinen. Die Region wird dabei auch kaum je auf eine einzelne Stadt bezogen, sondern umfasst in der Regel mehr, und vorzugsweise im sogenannten ländlichen Raum, das heißt unter Einschluss dünn besiedelter Gebiete. Dabei hat Nachhaltigkeit eine zweifache Rolle. Entweder die Region wird vorrangig für die Zwecke der Vermarktung von Produkten und Dienstleistungen – vor allem im Tourismus – konzipiert, wobei Nachhaltigkeit sekundär hinzutritt, um die Hegemonie solcher Regionen und der sie bestimmenden Akteur:innen und Interessenslagen abzusichern. Oder aber es werden von vornherein Regionen der Nachhaltigkeit imaginiert, so etwa im Fall der österreichischen Klima- und Energie-Modellregionen. Diese bleiben jedoch eher administrative Konstrukte, die keine politische Zugkraft entfalten und kaum Impulse setzen können, was freilich auch für andere Ansätze sozial-ökologischer Transformationen bislang gilt.

Bezeichnenderweise scheint demgegenüber die Imagination der Grenzlandregion einer Zeit anzugehören, als die Europäische Union für die Akteur:innen der Regionalisierung in Österreich noch keine Rolle spielte, sich die Traumlandschaften Österreichs noch entlang von Grenzlandwanderwegen und in quer zu etablierten politisch-administrativen Grenzziehungen liegenden territorialen Allianzen entfaltet, die Alpen-, Alpen-Adria-, Alpen-Adria-Pannonia- oder Donau-Regionen gebaren. Diese leben zwar in diversen institutionellen Namen und Dokumenten fort, haben jedoch kaum Attraktivität und reale politische Bedeutung entfaltet. Auch wenn der Ansatz, Regionalität von ihren Grenzen her zu denken und diese in die Elemente neuer Verbindungen umzudeuten, politisch nach wie vor interessant sein kann, entgeht auch dieser freilich nicht der Problematik, dass sich die notwendigen ökologischen Begrenzungen menschlichen Handelns nicht umstandslos mit räumlichen Grenzen identifizieren oder von dort aus sinnvoll denken und in soziale Praktiken, Institutionen und Normen übersetzen lassen.

Orte und Beziehungen

Lässt sich angesichts des schwarzen Lochs, in dem die nachhaltige Region umso mehr zu verschwinden scheint, je mehr eins sich ihr kritisch widmet, noch Positives zum Verhältnis von sozial-ökologischen Transformationen und Raum aussagen? Anders gefragt: Wo könnten politisch verallgemeinerbare und ökologisch sinnvollere Regionalisierungen ansetzen?

Solche Ansatzpunkte lassen sich durchaus ausmachen. Sie finden sich allerdings weder im *Wir* hegemonialer Strategien noch in politisch-administrativen Schablonen; sie leuchten uns nicht in einer vermeintlich grundlegenden ökosystemischen Natur entgegen und befinden sich nicht auf der Ebene der rhetorischen Techniken touristisch-kulinarischer Vermarktung. Sozial-ökologische Transformationen nehmen vielmehr von den Orten des alltäglichen Lebens ihren Ausgang. Damit ist nicht gemeint, dass sich die Alltage von Menschen von vermeintlich höheren Sphären der Politik oder der Entscheidungen eines Subjekts namens Wirtschaft unterscheiden ließen, sondern dass alle diese niederen und höheren Sphären eine einzige ontologische Ebene teilen, nämlich die der Orte sozialer Praktiken. Diese stellen die Subjekte der Beharrung, des Widerstands oder der Veränderung mit Blick auf sozial-ökologische Transformationen ebenso her wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen sich Praktiken und ihre Subjekte reproduzieren. Die Subjekte produzieren ihrerseits im selben Zug jene Verhältnisse. Diese umfassen spezifische Verräumlichungen, unter anderem der Region.

Mit Blick auf eine Veränderung zum Besseren, die im Abbau von Herrschaftsverhältnissen, im Respekt für die nicht-menschliche Mitwelt und ihre Lebensinteressen, und in der so weit irgend möglichen Wiedergutmachung historischen Unrechts im Globalen Süden bestehen, sind vor allem die Praktiken der Herstellung von Beziehung von entscheidender Bedeutung. Sie folgen einer anderen Rationalität als die der Markttransaktion und bergen das Potenzial, sich an einer Demokratisierung aller Lebensbereiche im Sinn von Demokratie als Lebensform auszurichten. Die sozial-ökologischen Transformationen der verorteten Beziehungen, von denen her sich die Veränderung von Subjekten und gesellschaftlichen Verhältnissen bewirken lässt, können nicht auf derselben territorialen Ebene oder einer einheitlichen territorialen Dimension von kleineren und größeren Skalenebenen abgebildet werden, gerade weil sie sich allesamt auf einer einzigen ontologischen Ebene befinden. Vielmehr schaffen sie eine Vielzahl von Territorialisierungen, die sich in komplexen Geweben und Querungen ineinander verstricken. Sie lassen sich immer nur von konkreten Orten sozialer Praktiken aus denken. Das Territorium einer Solidarischen Produktionskette, innerhalb derer verschiedene Unternehmen faire Preise untereinander aushandeln, die beispielsweise abweichende Lebenshaltungskosten berücksichtigen, sowie die Kapazitäten der korrespondierenden Betriebe, ist dann nicht deckungsgleich mit der Territorialisierung, die sich im Ver-

lauf der Praktiken fairen Handels mit den Haushalten des Konsums ergibt. Solche vielfältigen Territorialisierungen überlappen und überschneiden sich, ohne je einer einzigen politisch-administrativen Einheit zuzugehören. Sie können prinzipiell gesprochen alle Produkte und Prozesse eines Ortes umfassen, dessen Grenzen immer im Ungefähren bleiben, auch wenn er sich von einem Zentrum her genau bestimmen lässt. Viele Naturen würden sich in ihnen kreuzen und sich aus allen Richtungen kommend in ebenso viele Richtungen zerstäuben. Die Welt dieser Form von Nachhaltigkeit hätte keinen Mittelpunkt. Sie hätte vielfache Begrenzungen, die sich aber nicht mehr vom scheinbaren archimedischen Territorium schlechthin, der einen einzigen Region der Nachhaltigkeit, oder einer nestförmig angeordneten Hierarchie von Regionen, ableiten oder damit vermitteln ließen.

Literatur

- Althusser, L. (1977 [2010]). *Ideologie und ideologische Staatsapparate*, 1. Halbband. Hamburg: VSA.
- Brown, T. (2016). Sustainability as Empty Signifier: Its Rise, Fall, and Radical Potential. *Antipode*, 48(1): 115-133. <https://doi.org/10.1111/anti.12164>.
- Hamm, B., Rasche, B. (2002). *Bioregionalismus. Ein Überblick*. Abrufbar auf <http://www.uni-trier.de/fileadmin/forschung/ZES/Schriftenreihe/053.pdf> [Zugriff: 06. Juli 2022].
- Lang, H. (1973 [1986]). *Die Sprache und das Unbewusste. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Winter, M. (2003). Embeddedness, the new food economy and defensive localism. *Journal of Rural Studies*, 19(1): 23-32. [https://doi.org/10.1016/S0743-0167\(02\)00053-0](https://doi.org/10.1016/S0743-0167(02)00053-0).

Die persistente Region

Gerhard Karl Lieb & Peter Čede

Region und Persistenz

Wir beide Autoren sind Steirer, eine Herkunftsangabe, mit der die meisten unserer Landsleute wenig zufrieden wären und weiterfragen würden – in Erwartung der Antwort Ober-, West-, Ost- oder Südsteiermark. Diese Gebietsangaben sind im alltäglichen Sprachgebrauch für die meisten Steirer:innen eine Selbstverständlichkeit, und zwar sowohl zur Kennzeichnung der eigenen regionalen Herkunft bzw. Zugehörigkeit als auch zur regionalen Verortung anderer. Sie sind wohl ein Stück Identität, mit dem der steirische Literat Reinhard P. Gruber in seinem *Hödlmoser* – dem »Klassiker der steirischen Nationalliteratur« (lt. Buch-Rückseite) – spielt, indem er die bloße Herkunft von Personen aus der Ober- und Weststeiermark zum handgreiflichen Konflikt ausarten lässt (Gruber 1984, S. 18). Dies ist zwar eine persiflierende Überzeichnung von Identitätsverständnissen, dennoch zeigt sich darin die soziale Bedeutung jenes Regionstypus, mit dem wir uns in diesem Beitrag unter folgender Arbeitshypothese befassen wollen: Es gibt auf mittlerer Maßstabebene Regionsbegriffe, (a) deren Konstruktion lange zurückliegt, (b) die alltagsweltlich und überwiegend unbewusst laufend reproduziert werden sowie (c) als Teilaspekte individueller und kollektiver Identität nach innen und außen (kommunikative) Bedeutung haben.

Damit unterscheiden sie sich, wie wir zeigen wollen, von anderen Regionsbegriffen insofern, als ihre allenfalls absichtsvolle Konstruktion weit zurückliegt und ihre laufende Reproduktion meist keine Zweckbestimmung besitzt, die über bloße Orientierung bzw. räumliche Zuordnung der Herkunft von Kommunikationsteilnehmer:innen hinausgeht. Wir nennen die solcherart bezeichneten Gebiete persistente Regionen und wollen mit diesem Begriff sowohl die Historizität der betreffenden Konstrukte als auch die un gelenkte oder zumindest nicht gezielt geförderte lange Andauer der Begriffsverwendung verdeutlichen. Wir gehen zuerst knapp auf Prozesse der Regions- und Raumkonstruktion ein und setzen die solcherart konstruierten Regionen mit dem in der Geographie kaum rezipierten Landschaftskonzept von Küster (2012) in Beziehung, das aus unserer Sicht den Blick auf die Vielfalt der mit persistenten Regionen verknüpften Assoziationen schärft. Darauf beru-

hend stellen wir einige Beispiele für persistente Regionen in Österreich vor und erörtern diese mit Fokus auf deren historische Dimension. Den Abschluss bildet der Versuch, diesen neuen alten Regionstyp zusammenfassend zu charakterisieren.

Konstruktion von Räumen und Identitäten

Dass Räume nicht per se existieren, sondern konstruiert werden, darf mittlerweile als geographisches Axiom gelten. Diese Konstruktion wiederum ist ein »selbstverständlicher Standardprozess unserer alltagsweltlichen Praxis« (Weichhart 2010, S. 112), in den vielerlei einfließt – Materielles ebenso wie Immaterielles, sofern man beides trennen möchte. Dies gilt auch für Raumkonstruktionen, die nicht im eigentlichen Sinn alltagsweltlich sind, aber doch laufend vorgenommen werden, etwa durch Akteur:innen in Medien, Planung und Politik.

Es erscheint uns für diesen Beitrag zweckmäßig, die Frage offen zu lassen, ab wann ein Raum zur Region wird bzw. worin sich die beiden Begriffe unterscheiden. Die Bildung von Regionen beruht jedenfalls auf Prozessen der Raumkonstruktion, die meist als Regionalisierung bezeichnet werden. Hierbei differenziert Blotevogel (1996, S. 53ff.) zwischen einem Raum- (lagemäßige Verortung), einem Maßstabs- (Größe des Gebietes) und einem Sachaspekt, wobei letzterer die Festlegung jener Inhalte meint, welche die konstruierte Region auszeichnen. Für die ausgewählten Regionen werden diese Aspekte mit den historischen Umständen der regionalen Raumkonstruktion durch einen zeitlichen Aspekt ergänzt. Denn bei persistenten Regionen handelt es sich nicht um (raum)wissenschaftlich hergestellte Regionen, sondern um solche, die als »historisches und gesellschaftliches Konstrukt« (Blotevogel 1996, S. 57) – vielfach *ohne* gezielten Regionalisierungsakt – meist vor langer Zeit entstanden sind. Auffällig ist, dass sich viele persistente Regionen als resistent gegenüber späteren politisch-administrativen Regionalisierungen erwiesen, weshalb viele von ihnen sich nicht oder nur eingeschränkt mit modernen Verwaltungseinheiten decken.

Weichhart (1996, S. 36f.) hebt Regionskonzepte hervor, deren Grundlage lebensweltliche Handlungskontexte sind. Solche Konstrukte sind bedeutsam, weil sie Assoziationen bzw. Informationen beinhalten, die bei der bloßen Nennung des Regionsnamens in sozialer Kommunikation oder Repräsentationen für die Rezipient:innen präsent werden – sei es bewusst oder unbewusst. Weichhart (1996) differenziert »Wahrnehmungsregionen«, die auf wahrgenommenen Sachverhalten oder Zuschreibungen – oft auch verbunden mit Werturteilen – beruhen, und »Identitätsregionen«, in denen sich diese Merkmale zu Zugehörigkeitsgefühlen verdichten. Persistente Regionen vereinen Merkmale beider Regionstypen in sich.

Mit dem Begriff der Identität betreten wir schwieriges Terrain. Heutigem geographischem Verständnis folgend existieren keine kausalen Beziehungen zwischen Identität und Raum. Vielmehr fragt kultur- und sozialgeographische Forschung danach, wer wie und zu welchem Zweck jene Sinn- und Bedeutungszuschreibungen herstellt, die eine Zugehörigkeit von Menschen zu bestimmten Regionen konstituieren. Der Fokus rückt also vom räumlichen Aspekt zu den Handlungen und Einstellungen, welche über die symbolische Aufladung von Raumausschnitten (Regionen) individuelle und kollektive Gefühle der Zugehörigkeit zu diesen generieren. Die immateriellen Elemente dieser Symbolik werden ebenso wie die Zugehörigkeit laufend reproduziert (Weichhart 2010, S. 92), aber auch Artefakte materieller Kultur haben eine Bedeutung, die aber nicht in ihnen liegt, sondern in ihrer Funktion »als Vehikel der Symbolisierungen über Handlungsprozesse« (Werlen 2010, S. 100f.). Wir gehen einen Schritt weiter und weisen auch Elementen dessen, was sowohl landläufig als auch in der Geographie als *Natur* firmiert, dieselbe Funktion zu.

Die grundlegende Frage, welche Rolle persistente Regionen in kommunikativen Kontexten spielen, kann mit Lossau (2014, S. 32) beantwortet werden: Die Autorin erläutert, dass die Frage *Where are you from?* kontexttypisch für Gespräche zwischen unbekanntem Personen sei: »Was aus der Frage spricht, ist die hoffnungsvolle Vorstellung, über den Herkunftsort des Gegenübers etwas über das Gegenüber selbst zu erfahren«. Daran schließt sie eine Kritik der Kopplung von Identität und Ort sowie weit ausholend überkommener geodeterministischer Konzepte in der früheren Geographie an. Auch nachdem diese Konzepte längst überwunden und die konstruierten Orte/Räume/Regionen als *geographische Imaginationen* enttarnt sind, wird ihnen Sinnhaftigkeit in Form von in der Kommunikation offenbar als notwendig erachteter »Verortung« zugeschrieben (Lossau 2014, S. 34f.).

Persistente Regionen werden durch die oben angedeuteten Prozesse laufend reproduziert, auch wenn der Prozess ihrer Konstruktion meist weit in der Vergangenheit liegt. Dennoch sind sie auf allen Ebenen bedeutungsvoll – von der alltäglichen Kommunikation bis zur Festlegung räumlicher Zugehörigkeit. Für Letztere hat Weichhart (2007, S. 34) auf die Bedeutung wechselseitiger Bezüge von Bewusstsein und physisch-materieller Welt hingewiesen, die uns wichtig erscheint, wenn es darum geht, zu erklären, warum die persistenten Regionen für die Ich-Identität von Menschen und das Wir-Gefühl der Gesellschaft relevant sind.

Regionsbegriff und Landschaftskonzept

An dieser Stelle wagen wir den Blick auf den Diskurs um einen weiteren Begriff, der eng an Raum und Region gebunden ist: die Landschaft. Selbstverständlich ist es unmöglich, an dieser Stelle auch nur die wichtigsten Eckpunkte dieses Diskurses

darzulegen (hierzu etwa Kühne 2018). Stattdessen gehen wir pragmatisch vor und nehmen auf den von uns in regionalgeographischen Kontexten schon mehrfach erfolgreich angewandten Ansatz der *Landschaftswissenschaft* von Küster (2012) Bezug. Küster lehnt eine Trennung von Natur- und Kulturlandschaft ab, verwendet konsequenterweise nur den Begriff *Landschaft* und sieht diese nicht essenzialistisch. Vielmehr charakterisiert er Landschaft als einen mehr oder weniger klar abgegrenzten »Raum, dessen man sich bewusst geworden« und über den man durch intersubjektive Kompromisse »zu einem Konsens über eine Landschaft« gelangt sei (Küster 2012, S. 14). Eine solche Landschaft kann als aus drei in enger Beziehung zueinander stehenden und in stetigem Wandel befindlichen Dimensionen bestehend gedacht werden: Diese sind (1) die Natur – verstanden als die materiellen Objekte und die zwischen ihnen ablaufenden Prozesse, mit denen sich die Physische Geographie beschäftigt, (2) Elemente materieller Kultur – alle Artefakte und das, was meist als *Kulturlandschaft* verhandelt wird – sowie (3) menschliche Interpretationen, Reflexionen, Diskurse und Bilder des Ganzen, im Original als »Metaphern« bezeichnet.

Da persistente Regionen als *Landschaften* in Küsters Sinn beschrieben werden können, stellen wir die These auf, dass die genannten Dimensionen von Landschaft auch eine Rolle für persistente Regionen spielen. Für deren Konstruktion, die – wie noch zu zeigen sein wird – vielfach auf historische Machtkonstellationen zurückzuführen ist, gilt dies weniger als für deren Persistenz: Wir erachten es als wahrscheinlich, dass die Tradierung persistenter Regionen (oft über Jahrhunderte) durch den gesellschaftlichen *Konsens* über die Dimensionen von Landschaft gestützt wird. Anders gesagt: Sowohl Materielles aus den Domänen der Physio- und der Humangeographie als auch Immaterielles (*Metaphern*) tragen zur Verfestigung persistenter Regionen bzw. zu deren Überzeugungskraft für die regionale Bevölkerung bei. Mit Nachdruck sei jedoch betont, dass damit der Landschaft keine Wesenhaftigkeit zugeschrieben wird und es somit auch keine zwingenden Beziehungen zwischen Region, Landschaft (mit ihren Dimensionen) und Zugehörigkeitsbewusstsein gibt, weshalb man auch nicht vom einen auf das andere schließen kann.

Die Stärke des Küster'schen Landschaftskonzeptes liegt für uns in der Überwindung der Dichotomie zwischen Materiellem und Immateriellem, welche beide für Konstruktion und Persistenz von Regionen Bedeutung erlangen können. Beispielsweise können Berge, wenn es sie gibt, ein Element dessen sein, was eine Region ausmacht (müssen das aber nicht). Im Übrigen hat darin als *Vehikel der Symbolisierungen* alles Verortbare (oder auch nur verortbar Gedachte) Platz, was denkbar ist: etwa Flüsse, Seen, Gebäude, Speisen, Getränke, Brauchtum, Musik, Sprache, Gefühle, Denkwelten, Ereignisse, historisches Bewusstsein. Unsere These lautet, dass bei den meisten Menschen mehrere dieser Dimensionen, zu einem sehr individuellen oder auch kollektiven Amalgam verschmolzen, Ankerpunkte re-

gionaler Zugehörigkeit sind. Wer für persistente Regionen sensibel ist, wird in der Außenperspektive manches davon beim Hören des Regionsnamens als Assoziation abrufen können, ohne die dort lebenden Menschen hierdurch als determiniert zu begreifen. So entstehen Bilder, die der persönlichen (oder kollektiven) Orientierung dienen – nicht mehr und nicht weniger. In der Binnenperspektive helfen diese Bilder, das Ich bzw. das Wir zu verorten, ohne *die Anderen* pejorativ zu konnotieren. Auch wenn die Gefahr hierzu grundsätzlich besteht, sind persistente Regionen – ganz im Gegensatz zu größeren Einheiten, insbesondere Nationen – zu wenig wirkmächtig und auch nicht von Autoritäten gesteuert, die Ausgrenzungsnarrative konstruieren könnten.

Als Zwischenergebnis sei festgehalten, dass (a) persistente Regionen aus der Vergangenheit ererbt sind, (b) für viele Menschen identitätsstiftend wirken und (c) bei ihrer – zeitlich durchaus variablen – sachlichen Bestimmung sowohl Materielles als auch Immaterielles gemäß dem Landschaftskonzept von Küster (2012) beteiligt sind.

Landesviertel, Gauen, Ober- und Unterländer, Talschaften

Die in diesem Abschnitt behandelten Beispiele beziehen sich auf persistente Regionen mittlerer Maßstabsebene, vorwiegend in Österreich. In Hinblick auf die drei oben genannten Aspekte von Regionen nach Blotevogel (1996, S. 53ff.) haben sie folgende Eigenschaften: (1) Hinsichtlich des Maßstabsaspekts liegen sie, bezogen auf die vierstufige administrative Hierarchie Österreichs (Seger 2019, 12f.), meist zwischen Bezirken und Ländern. Letztere spielen im föderal verfassten Österreich eine besonders große Rolle für Politik, Gesellschaft und Identität und können daher auch als persistente Regionen aufgefasst werden. Wir betrachten sie in diesem Beitrag jedoch deshalb nicht genauer, weil ihre identitätsstiftende Bedeutsamkeit auch auf ihren politisch-administrativen Charakter zurückzuführen ist. Uns erscheinen jene Regionen interessanter, die diese Bedeutsamkeit auch ohne legislative Basis entfalten. (2) Für den Raumaspekt, d.h. die konkrete Lage der Regionen, wird auf RFDZ-GW (2022) verwiesen, denn in anderen kartographischen Repräsentationen fehlen die Namen der persistenten Regionen häufig, weil die Produzent:innen der Karten tendenziell naturräumlich definierten Raumeinheiten den Vorzug geben. Es ist zu betonen, dass die Verortung der persistenten Regionen eine *Beobachtung zweiter Ordnung* darstellt, d.h. die von uns vorgenommenen Abgrenzungen beruhen auf in der Bevölkerung gebräuchlichen Zuschreibungen. (3) Die Auswahl der Beispiele folgte dem Sachaspekt, also den Inhaltsbezügen der räumlichen Festlegung der gegenständlichen Regionen. Allerdings müssen sich die Kurzdarstellungen auf die historischen Entwicklungen beschränken – mit Fokus auf Beantwortung der Frage, wann die betreffenden Regionbegriffe entstan-

den –, während Bezüge zu den Dimensionen der »Landschaft« nach Küster (2012) nur kursorisch angedeutet werden können.

Begonnen sei mit den eingangs erwähnten steirischen Regionen: Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Steiermark in die nördlich des Steirischen Randgebirges (und zur Gänze in den Alpen) liegende Obersteiermark sowie in die bereits 1557 als »Untersteier« (Pirchegger 1962, S. 259) bezeichnete Untersteiermark südlich davon gegliedert. Demnach zählte – unter Bezugnahme auf die maria-theresianische Kreiseinteilung von 1754 – der Grazer Kreis (und somit die heutige West- und Oststeiermark) zur Untersteiermark. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kam dafür der Regionsbegriff Mittelsteiermark auf, wodurch sich die Bezeichnung Untersteiermark in der Folge auf den Marburger und Cillier Kreis beschränkte. Nach der Abtretung der Untersteiermark an das spätere Jugoslawien infolge des Friedensvertrags von St. Germain 1919 verlor der Begriff Mittelsteiermark an semantischem Gehalt und wurde zunehmend durch West- (westlich der Mur) und Oststeiermark (östlich davon) ersetzt. Für den Bezirk Leibnitz und angrenzende Gebiete wurde im Verlauf des 20. Jahrhunderts die Bezeichnung Südsteiermark üblich.

Im Gegensatz zu den älteren Bezeichnungen mit *Ober-* und *Unter-* (in Bezugnahme auf topographische beziehungsweise Höhenverhältnisse) scheint die Verwendung von Himmelsrichtungen in den Regionsnamen auf Benennungen im 20. Jahrhundert zurückzugehen (wie auch im Beispiel Tirol weiter unten). In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass es bis heute keine Nordsteiermark gibt: Die Verwendung dieser Bezeichnung erfolgt nur durch Personen, die sich nicht mit den persistenten Regionsbezeichnungen beschäftigt haben, und löst bei Steirer:innen meist Kopfschütteln oder Schmunzeln aus.

In Nieder- und Oberösterreich gibt es demgegenüber eine ebenfalls alte Einteilung in Landesviertel. So findet sich die noch heute übliche Viertelgliederung Niederösterreichs bereits in der Karte von Georg Mathias Vischer 1670 (Hoffmann & Hermundt 1697), wenngleich sich seither die Namen geändert haben: Viertel ober dem Manhartsberg (Waldviertel), Viertel unter dem Manhartsberg (Weinviertel), Viertel ober dem Wienerwald (Mostviertel) sowie Viertel unter dem Wienerwald (Industrieviertel). Die Wirkmächtigkeit dieser Viertel ergibt sich nicht zuletzt daraus, dass sie den vier – unter Maria Theresia eingerichteten – gleichnamigen Kreisen des Erzherzogtums Österreich unter der Enns entsprachen, also politisch-administrativ *verfestigt* wurden. Die Vierteileinteilung blieb auch bestehen, nachdem durch die Bildung der politischen Bezirke 1868 die Kreise aufgehoben worden waren. Die erst im 20. Jahrhundert in Gebrauch gekommene Bezeichnung Industrieviertel belegt, dass sich die prägenden Assoziationen für eine persistente Region und damit ihr Name ändern können.

Ein Erbe der Landesviertel sind die sogenannten Viertelshauptstädte, deren funktionale Reichweite im System der zentralen Orte Österreichs (Seger 2019,

S. 38f.) sich über die persistenten Regionen erstreckt, in Niederösterreich Krems a. d. Donau für das Waldviertel und Wiener Neustadt für das Industrieviertel. St. Pölten als ehemalige Viertelshauptstadt des Mostviertels ist 1986 zur Landeshauptstadt aufgestiegen.

Niederösterreich kann als Beispiel dafür dienen, dass einige der Namen der persistenten Regionen Eingang in Bezeichnungen der österreichischen NUTS 3-Regionen gefunden haben, wenngleich diese meist nicht vollständig mit jenen übereinstimmen. Beispiele dafür sind die NUTS 3-Regionen Mostviertel-Eisenwurzen (letztere eine Landesgrenzen übergreifende persistente Region) und Weinviertel, die wegen der weiteren Gliederung des Bundeslandes in die NUTS 3-Regionen St. Pölten und Wiener Umland-Nordteil flächenmäßig kleiner als die gleichnamigen persistenten Regionen sind. Im Fall des Waldviertels ist die persistente Region mit der gegenwärtigen NUTS 3-Region hingegen im Wesentlichen identisch.

Auch in Oberösterreich besteht die Vierteileinteilung seit Jahrhunderten: 1478 erfolgte aus Gründen der Landesverteidigung die Einteilung des Landes in das Hausruck-, Machland-, Mühl- und Traunviertel (Haider 1987, S. 46). Nach dem Erwerb des Innviertels 1779 infolge des Bayerischen Erbfolgekrieges wurde das Machlandviertel ins Mühlviertel integriert, um die Vierteileinteilung des Erzherzogtums Österreich ob der Enns weiter bestehen lassen zu können. Wie in Niederösterreich ist die persistente Vierteileinteilung auch in Oberösterreich bis in die Gegenwart die übliche Regionseinteilung, ebenso wie es Viertelshauptstädte gibt (Innviertel: Ried i. Innkreis, Traunviertel: Steyr, Hausruckviertel: Wels).

In Salzburg erscheinen persistente Regionen in der traditionellen Einteilung des Landes in Innergebirg und Außergebirg, was exemplarisch die Bedeutung physiogeographischer Merkmale in der Regionalisierung zeigt. Innergebirg – auch *Land im Gebirge* – war eine Bezeichnung für den alpinen Teil (Lungau, Pinzgau, Pongau) des Erzstiftes Salzburg im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, wobei dieser bis ins napoleonische Zeitalter im frühen 19. Jahrhundert auch die salzburgischen Besitzungen im Brixen- und Zillertal in Tirol umfasste. Zum Außergebirg gehörten die Nordabdachung der Alpen und die außeralpinen Landesteile (Flachgau) im Alpenvorland (Dopsch 1981, S. 62off.). Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts verloren die Bezeichnungen Innergebirg und Außergebirg gegenüber der gleichfalls persistenten Gaueinteilung an Bedeutung, werden aber noch immer verwendet.

Die Differenzierung Tirols in Nord-, Ost-, Süd- und Welschtirol (Trentino) resultiert aus der Teilung des Landes nach dem Ersten Weltkrieg. Ähnlich der Steiermark manifestiert sich die persistente Regionseinteilung in den Bezeichnungen Ober- und Unterland: Das Oberland ist der westliche Teil Nordtirols und umfasst im engeren Sinn die Bezirke Imst und Landeck, mitunter auch Reutte (Außerfern) (Keller 2002, S. 210). Das Unterland im östlichen Teil bezeichnet im engeren Sinn

die Bezirke Kufstein und Kitzbühel, die bis Anfang des 16. Jahrhunderts bayerischen Besitzungen in Tirol (Steinicke 2002, S. 18).

Allerdings waren in Tirol tendenziell kleinere Gebietseinheiten, die traditionellen, aus mittelalterlichen Herrschaften hervorgegangen Talschaften, wirkmächtiger als die größeren. Drei dieser Talschaften, das Pustertal, das Wipptal und der Vintschgau, greifen über jene Wasserscheide hinweg, an der 1919 die Staatsgrenze zu Italien gezogen wurde. Dennoch sind zu deren beiden Seiten die Talschaftsnamen noch gebräuchlich, ja werden mitunter – je nach Sichtweise – zu Symbolen entweder der Unrechtsgrenze oder der seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts intensivierten grenzüberschreitenden Kooperation hochstilisiert. Osttirol als historischer Sonderfall im österreichischen Teil Tirols ist weitgehend der bis zum Jahr 1500 bestehenden reichsunmittelbaren Grafschaft Görz (Vorder-Görz) gleichzusetzen. Neben der territorialen Isolation vom übrigen Bundesland ist dies eine Ursache für ein besonders ausgeprägtes Osttirol-Bewusstsein des Großteils der dortigen Bevölkerung (siehe unten).

Zur Begrifflichkeit einer persistenten Region

Aus den Beispielen wird deutlich, dass es im regionalen Bewusstsein und Sprachgebrauch gut verankerte Regionsbezeichnungen auf mittlerer Maßstabebene gibt, die nicht zweck- oder interessengetrieben von bestimmten Personengruppen konstruiert werden, sondern ihre Entstehung (unterschiedlich) lang zurückliegenden Prozessen verdanken.

Diese Persistenz könnte auf den mit den Regionsnamen transportierten Assoziationen zu den Dimensionen von Küsters (2012) Landschaften beruhen, auch wenn diese zeitlich variabel sind – möglicherweise sind jene geographischen Aspekte, die sich langsamer als in menschlich-gebräuchlichen Zeitmaßstäben ändern (Relief, Gewässer, Pflanzenwelt – Küsters Dimension Natur) wichtige Fundamente der Persistenz. Offenbar aber haben sich persistente Regionen als Hilfsmittel zur Orientierung und Verortung in der sozialen Welt so bewährt, dass sie auch massive Veränderungen der sie konstituierenden Sachaspekte – wie im Beispiel Industrieviertel – überdauern.

Neben persistenten Regionen, die auf mittelalterliche bis frühneuzeitliche Territorialgenese zurückgehen, gibt es auch jüngere Konstrukte, woraus wir schließen zu können glauben, dass nach ihnen gesellschaftlicher Bedarf besteht. In den Beispielen wird dies in jenen Ländern deutlich, die nach 1919 größere Gebietsanteile an die teilweise neuen Nachbarstaaten abtreten mussten. So entwickelte sich auch im Burgenland rasch nach dessen Angliederung an Österreich 1920 eine Gliederung in Nord-, Mittel- und Südburgenland. Dies belegt erneut die Verwendung von Himmelsrichtungen bei jüngeren Benennungen, was wohl auf die Unterstützung der

Regionalisierung durch professionelle *Raum-Macher* (wie Geograph:innen) verweist und somit der Idee der nicht bewusst intendierten Entstehung persistenter Regionen widerspricht.

Auffallend ist die recht scharfe Begrenzung der persistenten Regionen, ganz entsprechend Küsters (2021, S. 14) Idee eines »Konsenses über eine Landschaft«, weshalb diese auch gut in einer Karte verortbar sind (RFDZ-GW 2022). Allerdings haben die persistenten Regionen nicht überall einen Alleinvertretungsanspruch auf Verortung im mittleren Maßstab. Regional überlagern sich unterschiedliche Raumkonstrukte – wie etwa die Eisenwurzen mit Teilen des Mostviertels (Niederösterreich), Traunviertels (Oberösterreich) und der Obersteiermark. Personen, die über ein Bewusstsein für persistente Regionen verfügen, hierarchisieren in solchen Fällen ihre Zugehörigkeiten, etwa in der Reihenfolge Europa – Österreich – Steiermark – Obersteiermark – (steirische) Eisenwurzen.

Ob man persistente Regionen ernst nimmt oder als irrelevant für die eigene Identität ignoriert, ist kontingent. Allerdings lässt uns unser über Jahrzehnte gewachsenes Erfahrungswissen – aus ungezählten Alltags- und Fachgesprächen mit Kolleg:innen, Studierenden, Bekannten oder Fachleuten auf Exkursionen – zu folgender Einschätzung kommen: Innerhalb Österreichs antworten die meisten nach ihrer Herkunft und Zugehörigkeit befragten Menschen – je nach Gesprächskontext – entweder mit dem Bundesland (allenfalls einer großen Stadt) oder mit einer persistenten Region. Außerhalb Österreichs lautet die Antwort selbstverständlich Österreich.

Die emotionale Bindung an persistente Regionen ist, wie angedeutet, bei Individuen ebenso unterschiedlich wie auf kollektiver Ebene zwischen den Regionen. Im genannten Beispiel von Osttirol konnten wir in vielen Gesprächen (auch mit zahlreichen Osttiroler Studierenden in Graz) erkennen, dass die regionale Identität (die sich in diesem Fall auch auf einen politischen Bezirk bezieht) tendenziell sogar die Identifikation mit dem Bundesland überwiegt. Interessant wäre zu untersuchen, inwieweit die Identifikation mit persistenten Regionen durch die jüngste Renaissance von Regionalität – vom *Europa der Regionen* bis zur regionalen Kulinarik – befördert wird.

Zumindest die hier untersuchten persistenten Regionen implizieren keine Ausgrenzungsnarrative gegenüber *Anderen*, was sie positiv von manch anderem Raumkonstrukt abhebt. *Cum grano salis* sind persistente Regionen somit *harmlos*, sofern dieses Attribut auf historisch Überliefertes überhaupt zutreffen kann. Da die namensgebenden Persistenzen durch Änderungen in den Sachaspekten relativiert werden können, schließen einander persistente Regionen und Innovation keineswegs aus. Es spricht nichts dagegen, nach neuen *Metaphern* und *Konsensen* zu suchen, was vielfach geschieht – wenngleich unter dem Dach anderer Raumkonstrukte (etwa in der Steiermark durch die Regionalmanagements von sieben *Regionen*). Allerdings wird den persistenten Regionen vonseiten der Bevölkerung

so etwas wie Vertrauen entgeggebracht, indem sie von vielen Menschen wohl als Ankerpunkte in einer als fluide und unsicher gedachten Welt aufgefasst werden.

Literatur

- Blotevogel, H. H. (1996). Auf dem Weg zu einer Theorie der Regionalität. Die Region als Forschungsobjekt der Geographie. In: Brunn G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1: 44-68. Baden-Baden: Nomos.
- Dopsch, H. (1981). *Geschichte Salzburgs. Stadt und Land. Band 1: Vorgeschichte, Altertum, Mittelalter*. Salzburg: Anton Pustet.
- Gruber, R. P. (1984). *Aus dem Leben Hödlmosers. Ein steirischer Roman mit Regie*. Salzburg, Wien: Residenz.
- Haider, S. (1987). *Geschichte Oberösterreichs*. München: Oldenbourg.
- Hoffmann, J., & Hermundt, J. (1697). Vischer, G. M. *Archiducatus Austriae Inferioris Geographica, et Noviter Emendata Accuratissima Descriptio*. Wien. (Landkarte).
- Keller, W. (2002). Der obere Weg. Außerfern, Fernpass und das Obere Gericht. In: Steinicke, E. (Hg.) *Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino. Exkursionsführer. Band 1: Übersichtsrouten von Kufstein bis Ala*. Innsbrucker Geographische Studien, 33(1): 207-244. Innsbruck: Eigenverlag Geographie Innsbruck.
- Kühne, O. (2018). *Landschaftstheorie und Landschaftspraxis. Eine Einführung aus sozialkonstruktivistischer Perspektive*. Reihe: RaumFragen: Stadt – Region – Landschaft. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Küster, H. (2012). *Die Entdeckung der Landschaft. Einführung in eine neue Wissenschaft*. München: Beck.
- Lossau, J. (2014). Kultur und Identität. In: Lossau J., Freytag T., Lippuner R. (Hg.) *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. 25-37. Stuttgart: UTB Ulmer.
- Pirchegger, H. (1962). *Die Untersteiermark in der Geschichte ihrer Herrschaften und Gültten, Städte und Märkte*. Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 10. München: Oldenbourg.
- RFDZ-GW (Regionales Fachdidaktikzentrum Geographie und Wirtschaftskunde Graz) (Hg.) (2022). *Historische Regionen der österreichischen Bundesländer*. Abrufbar auf: https://www.rfdz.at/wp-content/uploads/2021/08/oesterreich_historische_regionen-scaled.jpg. [Zugriff: 14. Juni 2022].
- Seger, M. (2019). *Österreich. Raum und Gesellschaft*. Klagenfurt am Wörthersee: Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten.
- Steinicke, E. (2002). Das Tiroler Unterinntal. In: Steinicke, E. (Hg.) *Europaregion Tirol-Südtirol-Trentino. Exkursionsführer. Band 1: Übersichtsrouten von Kufstein bis*

- Ala. Innsbrucker Geographische Studien 33(1). 13-68. Innsbruck: Eigenverlag Geographie Innsbruck.
- Weichhart, P. (1996). Die Region – Chimäre, Artefakt oder Strukturprinzip sozialer Systeme? In: Brunn G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*. Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1: 25-43. Baden-Baden: Nomos.
- Weichhart, P. (2007). Regionale Identität als Thema der Raumplanung? In: Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz (Hg.) *Denkanstöße. Landschaftskult – Kulturlandschaft*. 6: 28-41. Mainz: Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz.
- Weichhart, P. (2010). Raumkonstruktionen. »Turns« und Paradigmen. In: Wöhler, K., Pott, A. & Denzer, V. (Hg.) *Tourismusräume. Zur soziokulturellen Konstruktion eines globalen Phänomens*. 21-39. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839411940-002>.
- Werlen, B. (2010). *Gesellschaftliche Räumlichkeit 2. Konstruktion geographischer Wirklichkeiten*. Stuttgart: Steiner.

Die smarte Region

Julia Binder

Mein Beitrag nimmt die smarte Region aus planerischer Perspektive in den Blick und positioniert sie im Spannungsfeld territorialer und relationaler Ansätze. Dabei steht die smarte Region für ein normatives Leitbild, welches Planer:innen vor die Herausforderung stellt, digitale Strategien in städtisch und ländlich geprägten Teilräumen zu implementieren. Beispiele regionaler Leitbilder aus der nationalen Förderkulisse zeigen die unterschiedlichen Verwendungen von smart und digital auf. Mit der Frage zur Anschlussfähigkeit an aktuelle Smart-Territory-Debatten wird die smarte Region als Assemblage diskutiert, um Chancen und Herausforderungen dieses Begriffsverständnisses auszuloten. Ziel ist es, smarte Regionen als hybride Räume zu konzeptualisieren, die *bottom-up* über Akteur:innen-Netzwerke konstituiert werden. Vier Unterkapitel beleuchten jeweils territoriale und relationale Ansätze am Beispiel der smarten Region: Einführend steht die Mehrdeutigkeit des Regionsbegriffes zur Diskussion (1). Die Region als Leitbild (2) behandelt territoriale Raumkonzepte am Beispiel planerischer Leitbilder, gefolgt von einer Einordnung in die *Smart-Territory*-Debatten (3) sowie einer abschließenden Diskussion zu Potenzialen und Grenzen des relationalen Ansatzes der smarten Region als Assemblage (4).

Relational-territoriale Ansätze von Regionen

Die Region ist ein mehrdeutiger Begriff, der hinsichtlich seiner Verwendung eine klare, eindeutige Positionierung erfordert. So gilt es, den Interessensgegenstand *Region* hinsichtlich verschiedener Betrachtungsebenen zu differenzieren. Paasi (2003, S. 477) charakterisiert die Region multidimensional:

»The ›Europe of Regions‹ refers to several NUTS levels and to cross-border regions, to the extent that ›regional identity‹ seems not to be confined to any specific regional scale [...]. ›Region‹ means many things in this connection, varying from the deeply historical context of ethno-nationalism to the operation of economic institutions and administration and the regionalization of ad hoc spatial units for the purposes of governance [...].«

Regionen werden seinem Verständnis nach über historisch tradierte Narrative, politische Institutionen und Regeln konstituiert und gestaltet.

Chilla et al. (2016, S. 13) argumentieren mit einer Unterscheidung zwischen einer funktionalen und einer symbolischen Referenzebene. Funktionale Regionen werden als eine räumliche Einheit miteinander verbundener Elemente verstanden, so zum Beispiel bei der sogenannten NUTS-Einteilung (Nomenclature des Unités territoriales statistiques) des Amtes für Statistik der Europäischen Union, das hierarchisch organisierte Ebenen nutzt und sich dabei an Verwaltungsebenen oder aggregierten Verwaltungseinheiten orientiert. Symbolische Regionen hingegen werden als Raumkonstrukte beschrieben, die diskursiv verhandelt werden. Die hier skizzierten Betrachtungsebenen sollen in meinem Beitrag *Die smarte Region* um die Differenzierung relationaler und territorialer Ansätze erweitert werden. Es gilt die Prämisse, die smarte Region sowohl aus theoretischer als auch aus planungspraktischer Perspektive zu reflektieren.

Mein Beitrag zur smarten Region knüpft an ein prozessorientiertes Verständnis von digitalem Wandel an. Dabei verändert die Digitalisierung gesellschaftliche Strukturen allgemein und somit auch Begrifflichkeiten von Regionen. Während Paasi (2003, S. 478) auf die Interpretation der Prozesse verweist, um Regionen zu konstituieren – »an interpretation of the process through which a region becomes institutionalized, a process consisting of the production of territorial boundaries, symbolisms and institutions« – liegt mein Augenmerk auf Prozessen der Digitalisierung in und von Regionen. Im folgenden Abschnitt soll näher auf das Verständnis von Digitalisierung als transformative sozialräumliche Dynamik auf dem regionalen Maßstab eingegangen werden.

Die Region als Leitbild: smart oder digital?

Die Unterscheidung zwischen einer analytisch-theoretischen und einer praktisch hergestellten sowie praktisch relevanten Bedeutung von Regionen verortet Miggelbrink (2014, S. 26) an der Schnittstelle von Planung, Politik und Wissenschaft. Die smarte Region gibt ein normatives Leitbild vor, das eine Orientierungs- und Vorbild- oder Zielfunktion erfüllt und als operativer Handlungsauftrag oder Zukunftsvision Akteur:innen politischer und planerischer Praxis adressiert. Smarte Regionen repräsentieren als territorialen Ansatz einen regionalen Verbund verschiedener kommunaler Gebietskörperschaften, die gemeinsam das Ziel einer smarten Entwicklung verfolgen. Sie sind ein Beispiel für interkommunale Zusammenarbeit und intersektorale Kooperationsformen von Kommunen, Wirtschaft und Zivilgesellschaft und können sowohl strukturstarke als auch strukturschwache, wachsende und schrumpfende Teilräume umfassen. Smarte Regionen adressieren lokale Herausforderungen über eine gemeinsame, integrier-

te Raumentwicklung. Stadtplanerische Maßnahmen werden mittels Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) in verschiedenen Handlungsfeldern (Mobilität, Wohnen, Energie, Gesundheit) verortet. Die Kooperationsformen der Akteur:innen-Netzwerke variieren je nach Struktur der Teilräume hinsichtlich der intra- und interregional zugänglichen Netzwerkressourcen. Die örtlichen Problemlagen lassen sich hinsichtlich wachsender und schrumpfender Räume differenzieren: Während in wachsenden Teilräumen meist die effiziente Gestaltung der Stoff- und Menschenströme im Mittelpunkt steht, werden Digitalisierungsstrategien in schrumpfenden Teilräumen auf die Stärkung öffentlicher Daseinsvorsorge und Verbesserung der Grundversorgung ausgerichtet. Der Bericht zu *Smart Cities* und *Smart Regions* des Beirats für Raumentwicklung (2017, S. 1) beschreibt *Smartness* jedoch nicht als eigenständiges Ziel, sondern betont den instrumentellen, planerischen Charakter zur Verbesserung der Lebensqualität in Städten und Regionen. Wie lässt sich Digitalisierung im Kontext von Regionsbildung beschreiben? Es hilft, einen genaueren Blick auf die konzeptionelle Einordnung der Attribute *digital* und *smart* am Beispiel aktueller deutschsprachiger Policy Paper zu werfen.

Smart und *digital* beschreiben im Kontext von Regionsbildung unterschiedliche Zusammenhänge. Die Zuschreibung *smart* verweist auf eine normative Zieldimension, während *digital* u.a. die Anwendungen und Ansätze kennzeichnet, um diese Vision zu erreichen. Nicht immer liegt dieses Begriffsverständnis vor. So beschreiben Kaczorowski & Swarat (2018, S. 23) die smarte Region territorial-relational, verwenden jedoch die Zuschreibung der *digitalen Region*: »Eine digitale Region kann mehrere Gebietskörperschaften umfassen.« Diese bewerten sie jedoch als weniger relevant, wenn es um die smarte Region als Handlungsraum geht: »Denn nicht die räumliche Abgrenzung ist entscheidend, sondern die Vernetzung der Akteure, der inhaltlichen Gestaltungszusammenhänge sowie des Grades der digitalisierten Anwendungen«, so Kaczorowski et al. (2021, S. 8).

In der politischen Praxis werden smarte Regionen primär territorial adressiert. Auf der Web-Plattform von *Bayern innovativ* (Bayerische Gesellschaft für Innovation und Wissenstransfer o.J.), die Landesgrenzen administrativ-territorial definiert, steht beispielsweise Resilienz an zentraler Stelle, eingebettet in die Erfahrungen während der Covid-19-Pandemie in den 2020er Jahren. Die *smarte Region Bayern* wird als zukunftsorientiertes, widerstandsfähiges Leitbild charakterisiert. In der *smarten Region Hessen* liegt der Akzent auf der gemeinsamen Prozessgestaltung, wobei der Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologien sowohl den Bereich Wertschöpfung als auch die Daseinsvorsorge umfasst. Auch dem Modellvorhaben *Smarte Landregionen* des deutschen Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft liegt ein territorialer Ansatz zugrunde, der jedoch primär Herausforderungen ländlicher Entwicklung fokussiert und teils räumlich differenziert, smarte Regionen auf der Landkreisebene verortet (vgl. auch Damm & Spellerberg

2021, S. 74f.). Hier stehen insbesondere räumliche Problemlagen im Vordergrund, wenn es um die Verbesserung der Grundversorgung in dünn besiedelten Räumen durch mobile und flexible digitale Anwendungen geht. Ziel sei

»die Erprobung und Einführung digitaler Dienste in ländlich geprägten Landkreisen zur Verbesserung der Daseinsvorsorge bzw. Grundversorgung, die Erprobung und Einführung einer vernetzenden Plattform, die Entwicklung einer inhaltlichen Strategie zur Digitalisierung in jedem teilnehmenden Landkreis, der Kompetenzaufbau im Bereich Digitalisierung, Gewinnung und Transfer von Erkenntnissen über die Potenziale der Digitalisierung für die Stärkung ländlicher Regionen«,

so die inhaltlichen Eckpunkte der BMEL (Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft)-Förderung (o.J.). Der deutsche Städte- und Gemeindebund nutzt hingegen die Zuschreibung *digital*, um die Arbeit der Initiative *Digitale Region* zu beschreiben. Hier steht die digitale Region nicht als Mittel, sondern als Zieldimension im Sinne eines planerischen Leitbildes zur Diskussion.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die Attribute *smart* und *digital* in der politischen Praxis nicht kohärent für Mittel (digital) und Zieldimensionen (smart) verwendet werden. Eine erste Erklärung kann in der Komplexität der regionalen Bezugsebene liegen. Im nächsten Abschnitt steht daher die smarte Region im Kontext der *Smart-Territory*-Debatten zur Diskussion.

Smart-Territory-Debatten

Die Stadt gilt als Motor für Digitalisierung; dort finden Unternehmen ideale Testfelder zur Erprobung digital-basierter Anwendungen. Ein zentrales Merkmal digitaler Strategien sind dabei IKT-Lösungen im Sinne einer kooperativen Stadtentwicklung. So beschreibt das Europäische Parlament die smarte Stadt als »city seeking to address public issues via ICT-based solutions on the basis of a multi-stakeholder, municipally based partnership« (European Parliament 2014, S. 9). Die Entwicklung smarter Städte ist eng mit positivistischen Ansätzen technologischem Fortschritts verknüpft, wie Townsend (2013, S. 16) herausstellt: »[...] there is hope that a new civic order will arise in smart cities, and pull every last one of us into the effort to make them better places«. Autor:innen der kritischen Stadtforschung verweisen hier auf multiple Herausforderungen, so zum Beispiel die Rückkehr zur positivistisch konnotierten Planung (Greenfield 2013), zu *Top-Down*-Prozessen (Shelton & Lodato 2019), unternehmerischer Stadtpolitik (Bauriedl & Strüver 2017) und den Ausschluss nicht digital-affiner Bürger:innen (Vanolo 2014). Gemeinsam lassen sich die hier skizzierten Positionen in einer Kritik am normativen Leitbild der smarten Entwicklung zusammenfassen, das keine ausreichende Menge an *Bottom-up*-Steuerungsansätzen und partizipativen Beteiligungsformaten integriert.

Demgegenüber gelten ländliche Räume auf den ersten Blick weniger als Motor für Digitalisierung. Vor dem Hintergrund eines fehlenden flächendeckenden Ausbaus digitaler Infrastruktur sind Digitalisierungsprozesse in ländlichen Räumen mit besonderen Herausforderungen verbunden. Digitale Infrastruktur (Breitbandversorgung) ist in Deutschland nicht als öffentliche Aufgabe definiert, daher variiert die Versorgung räumlich stark (Spellerberg 2021, S. 13). Die Entwicklung eines kooperativen *Smart Country* rückt neue Akteur:innen und neue Handlungsfelder in den Fokus der Analyse: Handlungsfelder für Schlüsselfiguren der Digitalisierung in ländlichen Räumen betreffen neben traditionellen ländlichen Sektoren wie Land- und Forstwirtschaft auch neue wirtschaftliche Felder der Wertschöpfung, wie zum Beispiel Gaming und Coworking (Binder & Sept, i.E.). Als Folge der räumlichen Konzentration von IKT in dicht besiedelten, urbanen Agglomerationen entsteht ein Ungleichgewicht zu dünn besiedelten Teilräumen abseits dieser Zentren, wie Picon (2015, S. 147f.) herausarbeitet: »The greater the density of capital and population [...], the more investments in information and communication technology can be justified, even if they risk exacerbating the imbalance between centres and suburbs [...]«. Umgekehrt bedeutet diese Aussage für ländliche Räume: Je weniger dicht Kapital und Bevölkerung ortsansässig sind, desto risikobeladener und damit unattraktiver werden IKT-Investitionen für private Akteur:innen. *Smart Country* als normatives Leitbild für eine zukunftsorientierte Entwicklung stellt den relationalen Handlungsraum smarterer Regionen in den Mittelpunkt, der auf der Verknüpfung von urbanen und ländlichen Bezugsorten basiert. Wie Visvizi et al. (2019, S. XViii) betonen, liegt das Potenzial in Konnektivität: »[...] to pay exact attention to mitigate the digital divide between rural and urban areas and to develop the potential offered by connectivity and digitization of rural areas«.

Richtungsweisend in der Argumentation von McFarlane & Söderström (2017, S. 316) ist der Hinweis auf die doppeldeutige etymologische Herkunft des englischen Adjektivs *smart*. Das erste semantische Feld beschreiben sie mit *sharp, stringing, cutting* als Objekteigenschaften, das zweite Feld mit *qualities of speed, intelligence, neatness*. Diese Konnotation spiegelt sich zu großen Teilen in der Verwendung von *smart* im Kontext der Digitalisierung wider: Oft werden objektbezogene Qualitäten beschrieben, die digitale Anwendungen charakterisieren. Die Autor:innen Visvizi et al. (2019, S. XVii) verweisen mit der Verknüpfung zu intelligenten Anwendungen auf Prozesse der Verschmelzung und hybride Nutzungsformen, denn »being smart definitely is about intelligent applications, the various interactions of the existing and new technologies, and also the efficient use of big data analysis adjustments«.

Smart Territories (Garcia-Ayllon & Miralles 2015) verknüpfen die Leitbilder von *Smart City* und *Smart Country* mit einem erweiterten Regionsbegriff, der sowohl urban-verdichtete als auch ländlich geprägte Räume umfasst und einen integrierten Politikansatz vorschlägt (siehe auch Binder & Witting 2022 für

eine bibliometrische Analyse zur Entwicklung der verschiedenen räumlichen Smartness-Diskursstränge). Doch liegt diesem Ansatz ein territoriales Begriffsverständnis zugrunde, das weniger relational denn als Maßstabserweiterung beschrieben wird. Morandi et al. (2016, S. X) verstehen smarte Regionen als Zwischenräume, die territorial begrenzt sind: »The smart city concept can evolve into the smart region concept (identified by an area dimension), which refers to the metropolitan region [...] selected as the spatial context of the research because of its specific features and potentials for innovation«. Eine interessante Erweiterung verspricht der hybride Ansatz smarterer Regionen, der im vierten Unterkapitel näher beleuchtet werden soll.

Die smarte Region als Handlungsraum

Dieser Beitrag schlägt eine integrierende Definition smarterer Regionen vor, die sowohl *Smart City* als auch *Smart Country* einbezieht. Smarte Regionen sind demnach *relational-territorial* als regionale Verbünde ländlicher und städtisch-verdichteter Räume definiert, in denen über digitale Technologien gemeinwohlorientierte Raumentwicklung erfolgt, Vernetzung gestärkt und Wissen kooperativ generiert wird. Diese Definition lehnt sich wie folgt an das Verständnis von Matern et al. (2020, S. 2064) an:

»We understand smart regions as diverse urban-rural areas that are spatially re-framed by digital technologies and the respective social practices in a variety of fields (citizenship, governance, economy, environment, mobility, infrastructure) on a discursive, implemental and regulative level. The concept of smart regions follows a relational and social constructivist understanding of spaces and emphasizes an integrated approach towards the social (re)construction of smart regions by actors and their networks«.

Smarte Regionen bezeichnen also immer ein Wechselverhältnis von Raumkonfiguration und sozialen Praktiken als »konkrete, in praktischen politischen und alltagsweltlichen Zusammenhängen produzierte Raumform, deren Effekte auf diese Praktiken zurückwirken« (Miggelbrink 2014, S. 25). Um den emergenten, prozesshaften Charakter der smarten Region als Handlungsraum zu beschreiben, erscheint der Ansatz von Assemblage äußerst fruchtbar. Dies kann anhand von zwei Kernaspekten verdeutlicht werden:

(1) Folgt man McFarlane & Anderson (2011, S. 162), gelingt es mit dem Assemblage-Ansatz, Prozesse und Raumformen zusammenzudenken: »thinking with assemblage is primarily a mode of response to how process and formation are currently thought [...]«. Die Funktion von Assemblages wird dabei als »unity across difference« konzipiert (McCann 2011, S. 46). Assemblages haben einen

zusammengesetzten Charakter aus materiellen, symbolischen und diskursiven Beziehungen. Über ihre Zusammensetzung und Wiederauflösung kommt Assemblages eine tragende Rolle in der Konstitution smarterer Regionen zu. »Assemblages sind daher weder zufällig noch willkürlich, sie sind nicht notwendiger Weise dauerhaft und stabil. Ebenso sind Assemblages nicht widerspruchsfrei, sie sind das, was durch Praktiken zusammengebracht wird« (Miggelbrink 2014, S. 32). Wir können also den kooperativen Prozess der Entwicklung smarterer Regionen als *place-based* Formen nicht dauerhafter Kooperationen beschreiben. Über ihren emergenten, zusammengesetzten Charakter beinhalten sie formelle oder informelle Zusammenschlüsse, die Harrison et al. (2017, S. 1022) als harte oder weiche Kooperationsformen charakterisieren.

(2) Assemblages werden nicht als räumlich-materielle Formen verstanden, sondern bezeichnen soziale Praktiken und Handlungen in Relation zu materiellen Raumkonfigurationen. Smarte Regionen als Assemblages zu deuten, schärft den Blick für ein prozessorientiertes Verständnis, das smarte Regionen diskursiv operationalisiert und administrativ einbettet. Das Verständnis von smarten Regionen als Assemblages stärkt die Ebene der Kooperation, dem Zusammenspiel von Akteur:innen aus Verwaltung, Wirtschaft und Zivilgesellschaft. Damit entstehen smarte Regionen als »assemblage of political actors, some public, some private [...]« (Allen & Cochrane 2007, S. 1161). Die theoretischen Potenziale dieses Konzeptes liegen demzufolge in den »avenues of enquiry« (Allen 2011, S. 154) als eine kritische Perspektive auf die Kooperationsformen von Akteur:innen. Um die smarte Region als territorial-relationalen Handlungsraum zu deuten, sind die Kooperationsformen näher zu betrachten: Wie sind Macht und Ressourcen in den jeweiligen Akteur:innengruppen verteilt? Was bedeutet gemeinwohlorientierte Stadt- und Regionalentwicklung im Kontext smarterer Regionsbildung für öffentliche, private und zivilgesellschaftliche Beteiligte?

Die smarte Region als Assemblage stärkt ein relationales Raumverständnis, das jenseits der Container-Metapher smarte Regionen als soziale Akteur:innen-Netzwerke versteht, die relational interagieren. Mit dem Vorschlag, smarte Regionen als Assemblages zu deuten, wurde ein Theorieansatz gewählt, der sowohl hybride Regionsbildungen als auch transformative Dynamiken der Digitalisierung berücksichtigt. Assemblages verweisen auf längerfristige Stabilität und Konsistenz, aber gleichermaßen auf Zerstreung und Transformation. Sie knüpfen damit an die eingangs betonte Mehrdeutigkeit von Regionsverständnissen an und begünstigen dabei die Analyse von Digitalisierungsprozessen mit Raumbezug. Digitalisierung ist in ihren Raumbezügen facettenreich, weshalb ein offener Analyserahmen adäquat erscheint. Die Grenzen des Assemblage-Ansatzes liegen gleichwohl auf der Hand – die kooperative Entwicklung smarterer Regionen in ländlich-städtischen Räumen muss sich den praktischen Herausforderungen von Komplexität stellen: auf räumlicher Ebene der teilräumlichen Differenzierung, auf prak-

tischer Ebene der Organisation eines partizipativen Leitbildprozesses, um ein gemeinsames Zielverständnis zu entwickeln. Smarte Regionen bilden daher einen Orientierungs- und Handlungsrahmen für kooperative Aushandlungen zwischen regionalen Akteur:innen mit unterschiedlichen Ressourcen bzw. Instrumenten und ihren Planer:innen als Koordinator:innen und Vermittler:innen, gemeinwohlorientierte Entwicklung als gelungenes Zusammenspiel umzusetzen.

Danksagung

Mein Dank gilt meinem Kolloquium am Fachgebiet Regionalplanung der BTU Cottbus – Senftenberg für eine kritische Diskussion eines ersten Drafts (Ludger Gailing, Eva Eichenauer, Timmo Krüger, Ross Beveridge, Julia Zscherneck, Sunna Kovanen, Peter Ulrich) sowie Tobias Mettenberger, den Herausgeber:innen und einer anonymen Begutachtung für wertvolle Anmerkungen und Kommentare.

Literatur

- Allen, J. & Cochrane, A. (2007). Beyond the territorial fix: regional assemblages, politics and power. *Regional Studies*, 41: 1161-1175. <https://doi.org/10.1080/00343400701543348>.
- Allen, J. (2011). Powerful assemblages? *Area*, 43(2): 154-157. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2011.01005.x>.
- Bauriedl, S. & Strüver, A. (2017). Smarte Städte. Digitalisierte urbane Infrastrukturen und ihre Subjekte als Themenfeld kritischer Stadtforschung. *Suburban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*, 5(1/2): 87-104. <https://doi.org/10.36900/suburban.v5i1/2.272>.
- Bayrische Gesellschaft für Innovation und Wissenstransfer (o.J.). *Bayern Innovativ*. Abrufbar auf: <https://www.bayern-innovativ.de/seite/smart-region-was-macht-eine-region-intelligent> [Zugriff: 15. Februar 2022].
- Beirat für Raumentwicklung (2017). *Smart Cities und Smart Regions für eine nachhaltige Raumentwicklung*. Abrufbar auf: https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/themen/heimat-integration/raumordnung/smart-ciites-regions-nachhaltige-raumentwicklung.pdf?__blob=publicationFile&v=4 [Zugriff: 16. Februar 2022].
- Binder, J. & Sept, A. (i.E.). Ländliche Kleinstädte im Zeitalter der Digitalisierung: Ortsunabhängiges Arbeiten und Zwischennutzung am Beispiel des Summer of Pioneers. In: Gribat, N. & Ülker, B. (Hg.) *Interdisziplinäre Kleinstadtforschung*. Bielefeld: transcript.

- Binder, J. & Witting, A. (2022). Digital pioneers in rural regional development. A bibliometric analysis of digitalisation and leadership. *Raumforschung und Raumordnung*, 80(3): 266-278. <https://doi.org/10.14512/rur.103>.
- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (o.J.). *Smarte Landregionen*. Abrufbar auf: <https://www.bmel.de/DE/themen/laendliche-regionen/digitales/smarte-landregionen/mud-smarte-landregionen.html> [Zugriff: 15. Februar 2022].
- Chilla, T.; Kühne, O. & Neufeld, M. (Hg.) (2016). *Regionalentwicklung*. Stuttgart: utb.
- Damm, G.-R. & Spellerberg, A. (2021). Modellvorhaben: Smart Cities und Smart Regions. In: Spellerberg, A. (Hg.) *Digitalisierung in ländlichen und verdichteten Räumen*, 31: 63-79. Hannover: ARL.
- European Parliament (2014). *Mapping Smart Cities in the EU*. Abrufbar auf: [https://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/etudes/join/2014/507480/IPOL-ITRE_ET\(2014\)507480_EN.pdf](https://www.europarl.europa.eu/RegData/etudes/etudes/join/2014/507480/IPOL-ITRE_ET(2014)507480_EN.pdf) [Zugriff: 18. März 2021].
- Garcia-Ayllon, S. & Miralles, J. L. (2015). New strategies to improve governance in territorial management: evolving from »smart cities« to »smart territories«. *Procedia Engineering*, 118: 3-11. <https://doi.org/10.1016/j.proeng.2015.08.396>.
- Greenfield, A. (2013). *Against the smart city: The city is here for you to use*. London: Verso.
- Harrison, J., Smith, D. P. & Kinton, C. (2017). Relational regions ›in the making‹: Institutionalizing new regional geographies of higher education. *Regional Studies*, 51(7): 1020-1034. <https://doi.org/10.1080/00343404.2017.1301663>.
- Hessische Staatskanzlei & Hessische Ministerin für Digitale Strategie und Entwicklung (o.J.). *Smarte Region Hessen*. Abrufbar auf: <https://www.smarte-region-hessen.de> [Zugriff: 15. Februar 2022].
- Kaczorowski, W. & Swarat, G. (2018). *Smartes Land – von der Smart City zur Digitalen Region*. Glückstadt: Werner Hülsbusch.
- Kaczorowski, W., Kodali, R., Krins, T., Meister, J., Mühlner, J., Schonowski, J. & Swarat, G. (2021). *Intelligente Städte und Regionen in Deutschland. Handreichung zur Umsetzung der digitalen Transformation*. Digital-Gipfel-Papier der Expertengruppe Smart Cities/Smart Regions.
- Matern, A., Binder, J. & Noack, A. (2020). Smart region: insights from hybridization and peripheralization research *European Planning Studies*, 28(10): 2060-2077. <https://doi.org/10.1080/09654313.2019.1703910>.
- McCann, E. (2011). Veritable inventions: cities, policies and assemblages. *Area*, 43(2): 143-147. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2011.01011.x>.
- McFarlane, C. & Anderson, B. (2011). Thinking with assemblage. *Area*, 43(2): 162-164. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2011.01012.x>.
- McFarlane, C. & Söderström, O. (2017). On alternative smart cities: From a technology-intensive to a knowledge-intensive smart urbanism. *City*, 21(3-4): 312-328. <https://doi.org/10.1080/13604813.2017.1327166>.

- Miggelbrink, J. (2014). Diskurs, Machttechnik, Assemblage. Neue Impulse für eine regionalgeographische Forschung. *Geographische Zeitschrift*, 102(1): 25-40.
- Morandi, C., Rolando, A. & Di Vita, S. (2016). *From Smart City to Smart Region*. Cham: Springer.
- Paasi, A. (2003). Region and place: regional identity in question. *Progress in Human Geography*, 27(4): 475-485. <https://doi.org/10.1191/0309132503ph439pr>.
- Picon, A. (2015). *Smart Cities. A spatialized intelligence*. Chichester: Wiley & Sons.
- Shelton, T. & Lodato, T. (2019). Actually existing smart citizens. Expertise and (non)participation in the making of the smart city. *City*, 23(1): 35-52. <https://doi.org/10.1080/13604813.2019.1575115>.
- Spellerberg, A. (Hg.) (2021). *Digitalisierung in ländlichen und verdichteten Räumen*. 31. Hannover: Arbeitsberichte der ARL.
- Townsend, A. M. (2013). *Smart Cities. Big data, civic hackers, and the quest for a new utopia*. New York, London: Norton & Company.
- Vanolo, A. (2014). Smartmentality: The Smart City as Disciplinary Strategy. *Urban Studies*, 51(5): 883-898. <https://doi.org/10.1177/0042098013494427>.
- Visvizi, A., Lytras, M. D. & Mudri, G. (Hg.) (2019). *Smart villages in the EU and beyond*. Bingley: Emerald Publishing.

Die tote Region

Ernst Michael Preininger

Einen Menschen für tot zu erklären, bedarf gewissenhafter und gründlicher Feststellung der Abwesenheit lebensrelevanter Körperfunktionen und der Sicherheit, dass zukünftig auch keine mehr zu erwarten sind. Was recht simpel klingt und in Einzelfällen auch zweifelsfrei feststellbar ist, beinhaltet bei detaillierter Betrachtung jedoch ein hohes Maß an Komplexität. Dieser geschuldet kam es – vor allem zu Zeiten vormoderner medizinischer Methoden – immer wieder zu vorschnellen Einschätzungen hinsichtlich des tatsächlichen Ablebens. Es gibt zuhauf Berichte über *Scheintote*, die mehr oder weniger versehentlich lebend begraben wurden. Aus medizinischer Sicht ist die Grenze zwischen den Zuschreibungen tot und lebendig schwierig zu ziehen und zunächst einmal abhängig vom Wissensstand und den technischen Möglichkeiten der Diagnostik. Aus diesen Gründen war im 19. Jahrhundert die Angst, unter der Erde aufzuwachen, durchaus berechtigt. Edgar Allen Poes Erzählung *The Premature Burial* (zu Deutsch *Lebendig begraben*) aus dem Jahr 1844 etwa steht stellvertretend für das damals in Kunst und Literatur häufige Motiv des Zu-früh-begraben-Werdens im Falle eines Scheintods. Zu Poes Zeit war es keine Seltenheit, dass das verfügbare Fachwissen nicht ausreichte, zuverlässig zwischen lebendig und tot zu unterscheiden, was nicht darüber hinweghalf, sich entscheiden zu müssen. Als Sicherheitsnetz für die potenziellen Folgen dieses Unschärfeproblems wurden für den Fall von Fehltritten technische Erfindungen eingeführt: Luftschleusen, die bis in den Sarg reichten, und Glocken, die mit Drähten oder Seilzügen mit dem Inneren des Sarges verbunden waren und es den unglücklichen ungerechtfertigterweise Begrabenen ermöglichen sollten, sich im Bedarfsfall *post mortem* bemerkbar zu machen. Mitverantwortlich für die Angst vor dem Scheintod waren paradoxerweise auch die ersten gelungenen Reanimationen gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Diese warfen nämlich zunächst mehr Fragen auf, als sie beantworteten, weil plötzlich Atem- und Herzstillstand keine sicheren Anhaltspunkte für das Ableben mehr zu geben schienen. Dennoch beförderten die zunehmenden Erfolge auf dem Gebiet der Intensivmedizin neue Erkenntnisse über die genauere Bestimmung der Grenze zwischen Leben und Tod. Sie führten schließlich dazu, dass sich gegen Mitte des 20. Jahrhunderts das Konzept des Hirntods, also der Feststellung des Todeszeitpunkts aufgrund abwesender Hirntä-

tigkeit, durchsetzte. Gesellschaftlich schuf diese neue Konvention aber mehr Unsicherheit als zu Zeiten von Todesfeststellungen, die auf Herz- und Kreislauf-tätigkeit beruhten und stellte alte Gewissheiten auf den Kopf. Nun konnte (was für die Transplantationsmedizin relevant war) ein Körper *mit* Herzschlag (weil hirn-tot) plötzlich als außerhalb des *sozialen* Spektrums des Lebendigen eingeordnet werden (vgl. Schlich 1999; Lindemann 2002, S. 106f.). Überhaupt scheint der Tod des materiellen Körpers ein kontinuierlicher und in einzelne Areale und Ebenen separierbarer Prozess zu sein. So haben Zellen eine Art *Ablaufdatum* – tagtäglich sterben *programmiert* unzählige im lebendigen Körper. Andererseits kann bei manchen Zellen nach dem als Ableben des Menschen bezeichneten Zeitpunkt noch eine Weile Tätigkeit, also Leben, festgestellt werden. Auch der Begriff der *Wiederbelebung* ist zutiefst von Widersprüchlichkeit und Ungenauigkeit geprägt. Der Tod ist dem Wortsinn nach unumkehrbar und endgültig. Muss daher nicht ein Rest Leben im Körper vorhanden sein, damit etwas oder jemand (jedenfalls im Verständnis der Notfallmedizin) wiederbelebt werden kann? Das würde aber auch bedeuten, dass der Mensch, der Körper, die Person, davor noch gar nicht tot war, sondern in einer Phase des Stillstands, des Übergangs oder der Pause – es also gar nicht zulässig wäre, von einer Wiederbelebung im engeren Sinn zu sprechen. Dazu kommt, dass man sich Leben ohne Materialität, also das Vorhandensein eines *belebten* Körpers, wohl kaum vorstellen kann. Zwangsläufig drängen sich hier Vorstellungen von *Seele* auf, die Grenzziehungen noch weiter erschweren: Einerseits bezieht sich Menschsein auf die bewusste Verfügung über einen Organismus, in dem eine Seele *wohnt*, der eine Seele *besitzt*. Je nach Überzeugung ist diese vorgestellte Seele aber der Kern menschlicher Existenz und untrennbar mit dem Körper verbunden oder unabhängig vom Körper, unsterblich, und *lebt* nach dem Tod des Körpers woanders weiter. Das hieße, dass Leben auch unabhängig von Materialität vorstellbar wäre.

Trotz unbestreitbarer medizinischer Höchstleistungen, die das Leben der Menschen im 21. Jahrhundert prägen und verlängern, gibt es nach wie vor Zweifel an der Feststellbarkeit eines absoluten Todeszeitpunkts; daran hat sich im Laufe der Geschichte der Moderne wenig geändert. Diese Zweifel nähren sich einerseits aus der Einsicht, dass spirituelle, weltanschauliche Überzeugungen eine Rolle spielen, und andererseits durch immer detailliertere Forschungserkenntnisse, die beständig neue Zusammenhänge sichtbar werden lassen, die sich als relevante Einflussgröße herausstellen. Diese machen schließlich jeweils ein Nachschärfen von Parametern notwendig. Dass sich etwas scheinbar so klar Abgrenz- und Definierbares wie der menschliche Tod bei genauerer Betrachtung der Eindeutigkeit entzieht, ist verwirrend. Der Tod ist tatsächlich ein fließendes, dehnbare Phänomen: ein Prozess, der kulturellen Konventionen und Wertvorstellungen unterliegt und durch medizinische Möglichkeiten eingegrenzt und kontextualisiert wird.

Ableben als Dauerzustand: Können Regionen sterben?

Abseits des *menschlichen* Sterbens werden Begrifflichkeiten rund um den Tod gerne auf andere Bereiche angewandt und verstricken sich dort in ähnlichen Ungenauigkeiten und Paradoxien, zum Beispiel in der Beschreibung von als Region verstandenen kulturräumlichen Einheiten. Manchmal schafft die Nomenklatur des Sterbens, der Krankheit und des Todes erst die Narrative, die sich auf das Verständnis und die Bedeutungen menschlichen Handelns im Raum auswirken, vor allem wenn sie den Blick *auf diese Handlungen reduziert*. Man spricht, etwas vorschnell, von *sterbenden* Regionen, wenn man Räume meint, die von der Gesellschaft abgeschrieben worden sind – Räume, die langsam ihrem gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Tod im Sinne einer von außen definierten Bedeutungslosigkeit entgegenzusteuern scheinen. Darüber hinaus werden *sterbenden* Regionen dysfunktionale, destruktive, manchmal auch anachronistische wirtschaftliche oder soziale Eigenschaften zugesprochen. *Sterbende* Regionen sind fragwürdig in ihrer Sinnhaftigkeit und offenbar unfähig, mit der Zeit zu gehen. Die Gründe dafür können politischer, naturräumlicher oder gesellschaftlicher Art sein. Ähnlich verhält es sich bei *schrumpfenden* Regionen, deren Bezeichnung vermuten ließe, dass demographische Abwanderungsprozesse und damit einhergehende Bedeutungsverluste auch gleich den physischen Raum, in dem sie stattfinden, mitverkleinern würden. Ihre Verwandten sind die *entleerten* Regionen, der die Menschen abhandengekommen sind, die *kranken* Regionen, für die die Regionalentwicklung sicher die passende Medizin hat, und die *passiven* oder *abgehängten* Regionen, die gesamtgesellschaftlich keine Rolle mehr zu spielen scheinen.

Problematisch an Analogien, die sich Terminologien des Sterbens und der Auflösung bedienen, ist die Ankündigung eines bevorstehenden Todes, der aber aufgrund seiner Endgültigkeit schließlich gar nie eintreten *kann*. Sie sind einerseits deshalb unpassend, weil Tod irreversibel ist und andererseits, weil er ontologische und räumliche Abgrenzbarkeit voraussetzt. Die Verwendung von Attributen wie *sterbend* oder *tot* in der öffentlichen Diskussion über Regionen ist höchst irreführend und schafft Fakten, anstatt deskriptiv zu sein. Der Grund, in der Beschreibung von Regionen auf Synonyme aus dem menschlichen Leben zurückzugreifen, mag an der grundsätzlichen, zutiefst anthropozentrischen Sichtweise auf Räume liegen. Die Bezeichnung einer Region als *sterbend* zeigt einen Bedeutungswandel für menschliche Praktiken und Handlungen an. Über Wert und Unwert einer Region (analog zu *lebendig* oder *sterbend*) entscheiden meist wirtschaftliche oder demographische Kennzahlen. Beispielhaft für diese Feststellung ließe sich in Österreich die Region um den Bergbauort Eisenerz in der nördlichen Steiermark anführen, die – man einigt sich meist umgangssprachlich darauf – gerne als *(aus)sterbend* oder gar schon *tot* abgeurteilt wird. Durch ihre Wirtschaftsstruktur, die historisch auf den Abbau und die Weiterverarbeitung von Erz ausgerichtet war,

kann diese Region wirtschaftlich nicht mit der Gegenwart Schritt halten. Aber weniger, weil dort kein Bergbau mehr stattfinden würde oder dieser nicht mehr lukrativ wäre – es handelt sich um die größte Siderit-Lagerstätte der Erde (Abenteuer Erzberg 2022) – sondern weil er gegenwärtig mit weit weniger menschlichem Personal als früher auskommt. Die *erwerbstätige* Ausrichtung der Bergbauregion hat also den Anschluss an die Zukunft verpasst und löste eine Tendenz zur Abwanderung von Bewohner:innen aus. Dies hat wiederum nachhaltige Auswirkungen auf die kulturelle und infrastrukturelle Ausstattung. Selbst ohne genaue demographische Verläufe zu kennen: In der Region um Eisenerz und den Ort selbst sieht man die Auswirkungen des Bedeutungsverlusts, der sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, mit freiem Auge. Zahlreiche ehemalige Wohnsiedlungen von Arbeiter:innenfamilien sowie Geschäftslokale im Ortszentrum stehen leer und sind dem Verfall ausgeliefert. Das *menschliche* Leben weicht scheinbar aus dem Ort, der einmal Zentrum einer lebendigen und wohlhabenden Region rund um den Erzabbau und dessen Verarbeitung in der Obersteiermark war. In ganz Europa gibt es unzählige Beispiele für solche Entwicklungen – wenn die wirtschaftlichen Möglichkeiten nicht mehr mit den Anforderungen der Zeit und der Globalisierung mithalten können und Strukturen, die sich manchmal über Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte gehalten und für Stabilität gesorgt haben, plötzlich nichts mehr wert zu sein scheinen und nicht mehr zu aktuellen gesellschaftlichen Realitäten passen. Kahle Bergbaufolgelandschaften in Deutschland, aufgelassene Bergbäuer:innensiedlungen in Norditalien oder zunehmend ausgedünnte dörfliche Strukturen in der Peripherie größerer Städte Mitteleuropas geben Auskunft über die Permanenz des Wandels. Gestorben wird immer. Genauer betrachtet ist es aber jedes Mal vor schnell und ungenau, Sterben zu diagnostizieren, weil es doch nur ein Scheintod ist, eingebettet in einen bestimmten zeitlichen und kulturellen Kontext. Es fehlt vielleicht aufgrund der Geschwindigkeit, mit der es in modernen Gesellschaften zu wirtschaftlichem Aufstieg und Fall von Orten und Räumen kommt, wohl eher an Willen und Geduld, um genauer hinzuschauen und die größeren Zusammenhänge wahrzunehmen.

Das Beispiel der erwerbstätig nicht mehr prosperierenden Bergbauregion macht zwei wesentliche Eigenschaften von Narrationen rund um das *Sterben* von Räumen sichtbar. Erstens: Wenn von sterbenden Regionen berichtet wird, bezieht sich der Mensch dabei auf menschlich-gesellschaftliche Merkmale. Zweitens: Diese Merkmale können sich auf ganz unterschiedliche Kategorien wie kulturell, touristisch, *naturbelassen*, traditionell, infrastrukturell usw. beziehen. Sie stehen manchmal in Abhängigkeit, konkurrieren aber auch nicht selten miteinander. In jedem Fall aber beinhaltet diese anthropozentrierte Perspektive eine ökonomische Dimension, und sie gibt auch nur über Zusammenhänge mit ihr selbst Auskunft. So ist es vorstellbar, dass eine Region, die gerade ökonomischen Aufschwung erlebt, Impulse für den Ausbau kulturellen Lebens oder den Umwelt-

schutz gibt. Ebenfalls vorstellbar ist es, dass andere wirtschaftliche Höhenflüge, ausgelöst beispielsweise durch die großflächige Ansiedelung von Industrie, eine Verkümmernung *traditioneller* und kulturell etablierter Lebensweisen zur Folge haben oder touristische Ressourcen gefährden. Umgekehrt sind es oft gerade wirtschaftlich dysfunktionale Orte, an denen etwas Neues entsteht, an denen sich unerwartete Chancen auftun. Das Berlin der ersten Jahrzehnte nach der Wiedervereinigung Deutschlands bot viel und günstigen Wohnraum und wurde dadurch zur Heimat vieler neu zugezogener Künstler:innen und zur kulturellen Metropole weltbedeutenden Ausmaßes. Ähnliches lässt sich über das Detroit nach dem Zusammenbruch der Autoindustrie in den 2000ern sagen. Nachdem die Stadtregion wirtschaftlich (schein)tot war, erlebt sie durch und nicht nur trotz des massiven Leerstands und darniederliegender Grundstückspreise einen kulturellen und langsam auch gesellschaftlichen Aufschwung. Vielleicht sollte *Sterben* von Regionen besser als permanenter, parallel zeitlich und räumlich zueinander versetzter Prozess des Vergehens und Entstehens verstanden werden – aber als ein Prozess, der weit mehr als nur den Menschen im Zentrum der Geschehnisse wahrnimmt.

Den reinen Nutzwert von Räumen überwinden: NaturenKulturen und Posthumanismus

In so manchen Teilen der Gesellschaft scheint sich langsam die Erkenntnis durchzusetzen, dass die anthropozentrische Sicht auf Lebensräume auf Dauer eine Alternative braucht. Es ist wohl eine zentrale Eigenschaft von *modernen* Zivilisationen im Anthropozän, Räume in *wirtschaftlich nützlich* und *nutzlos* einzuteilen und diesen verengten Blick auf die Welt auch noch als vernünftig und weitsichtig zu bezeichnen. Produktivismus und Nutzwert geben die Richtung vor. Selbst die sogenannte Wildnis wird, sofern sie nicht Teil romantisierender Vorstellungen ist, erst dann interessant, wenn signifikante Rohstoffvorkommen oder andere gewinnbringende Flächennutzungen ihre Zerstörung besiegeln. Im umgekehrten Fall ist es möglich, dass schwerwiegende Folgen menschlicher Aktivität eine Region für gesellschaftliche Zwecke dermaßen unbrauchbar machen, dass sie – bestenfalls noch als Problemregion wahrgenommen – längerfristig aufgegeben wird. Bekanntestes europäisches Beispiel ist vielleicht die Umgebung rund um das ukrainische Kernkraftwerk Chernobyl, die seit der Nuklearkatastrophe von 1986 praktisch unbewohnt ist. Wegen der nach wie vor hohen Strahlungsintensität wird die Region der Sperrzone, die sich auf rund 2600 Quadratkilometer erstreckt, oftmals als *Todeszone* bezeichnet. Selbstverständlich ist die hohe Strahlenbelastung alles andere als risikolos für dauerhafte menschliche Besiedelung, und das für weitere Jahrzehnte. Wildtiere waren und sind genauso gesundheitlichen Gefährdungen ausgesetzt, dennoch

scheinen die Populationen großer Säugetiere wie Bären, Wildpferde, Elche und vor allem Wölfe in den letzten Jahren stark zu wachsen (Deryabina et al. 2015; Preiner 2016). In Anbetracht der Abwesenheit des größten Problems für ihre Existenz – die Einflussnahme auf ihren Lebensraum durch den Menschen – nehmen Tiere und Pflanzen die Problemzone ganz selbstverständlich in Besitz. Gerade weil die verstrahlte Region um den Unfallreaktor in ihrer Nutzbarkeit aus dem menschlichen Fokus verschwunden ist (außer vielleicht als Schauplatz für Katastrophentourismus, vgl. Yankovska & Hannam 2014), sprießt das Leben wenige Jahrzehnte nach der Katastrophe in Qualität und Quantität, die wohl nur der Mensch aus bester humanistischer Tradition heraus als *tot* zu bezeichnen imstande ist. Die offenkundige Abgehobenheit des Diskurses, den der menschliche Blick auf seine Umgebung prägt, offenbart ein Selbstverständnis, das auch den Blick auf regionale Zusammenhänge prägt. Die sich abgrenzende, abgeklärte Perspektive des Humanismus auf die Welt, mit seinem anthropozentrisch ausgerichteten Paradigma in Wissenschaft und Gesellschaft, konnte lange die Illusion der Beherrschung des Menschen über die *Natur* sowie deren nutzbringende Gestaltung aufrechterhalten. Zwar war es gerade die distanzierte, kühle Effizienz dieses Rationalismus, der weiten Teilen der Weltbevölkerung unglaublichen technologischen Fortschritt und bislang unerreichten Wohlstand ermöglicht hat. Bei detaillierter Betrachtung zeitigt dieser *Fortschritt* im Kontext liberalistischer Wirtschaftsformen aber eklatante Folgeschäden: ausufernde Zerstörung von Ökosystemen, gedankenlose Wegwerfgesellschaft(en), zügelloser Ressourcenverbrauch, ausbeutende Arbeitsbedingungen und ansteigende gesellschaftliche Ungleichheiten. Das sich von der *Natur* abgrenzende humanistische Weltbild und geradezu blinder Technikglaube waren dabei stets Treiber jenes Fortschrittes, der zwar längst nicht mehr so schön glänzt wie im auslaufenden 20. Jahrhundert, dessen Lack aber noch lange nicht ab ist. Zum Beispiel werden im Angesicht drohender irreversibler Schäden durch den Klimawandel und der weltgesellschaftlichen Unfähigkeit, nachhaltig regulierend in die drohende Katastrophe einzugreifen, Rufe laut, technologische Lösungen für das Klimaproblem stärker in Betracht zu ziehen, vor allem, weil die Zeit drängt. Aktuelle technologische Entwicklungen scheinen dieser Haltung recht zu geben, sind diese doch vermehrt in der Lage, einen Beitrag zur Lösung globaler Problemstellungen zu leisten: zur Steigerung von Erträgen in der Landwirtschaft, um Zugang zu sauberem Trinkwasser zu erhöhen, um Bildung zu vermitteln. Oder das Klima mittels *Geoengineering* technisch zu manipulieren, von der Reduktion von Sonneneinstrahlung bis zum Kohlendioxid-Entzug aus der Atmosphäre. Diese Hinwendung zu meist weniger gut erforschten, aber umso spektakuläreren Maßnahmen belegt eindrucksvoll zwei Dinge: erstens den gesellschaftlichen Pessimismus gegenüber der Erreichung von Klimazielen und zweitens das Fortschreiben des humanistischen Narrativs der Separierung des eigenständigen menschlichen Subjekts von der *Natur*. Der Mensch als Gegenpart zur Natur, die es zu manipulieren und unter Kontrolle zu halten gilt.

In anderen Zusammenhängen passiert gerade das Gegenteil. Mit fortschreitender Technologisierung scheinen manche bis vor Kurzem als absolut wahrgenommene Grenzen zunehmend zu verblassen. Digitale Technologien und virtuelle Welten bieten mit ihren Anwendungen, die den Alltag durchdringen, Anknüpfungspunkte für die Kooperation mit menschlichen Sinnen. Gemeinsam mit den sich rasant entwickelnden Fähigkeiten künstlicher Intelligenz (KI) hebt diese Entwicklung den cartesianischen Dualismus Subjekt/Objekt zunehmend aus und bietet genügend Identifikationspotenzial, dass sie gesellschaftlich kaum infrage gestellt wird. Der Mensch, als Individuum wie als gesamte Population, erwirbt in der Kooperation mit KI Fähigkeiten, die ihn immerhin produktiver, effizienter oder schneller machen könnten. Dass dieses langsame Verschmelzen mit Technologie viele Aspekte des menschlichen Selbstverständnisses infrage stellt, und das Potenzial hat, das stolze, eigenständige Subjekt zu marginalisieren, wird außerhalb sozialwissenschaftlicher Kreise und der Kunst kaum noch thematisiert. Dabei hat Donna Haraway schon Anfang der 90er-Jahre mit ihrer Cyborg-Metapher auf die Problematik der Grenzziehung zwischen Mensch, Maschine und Tier hingewiesen (Haraway 1991). Das Bild des Mischwesens zielt bei Haraway aber weniger auf *transhumanistische* Überlegungen ab, die Hoffnungen bedienen, der Mensch könne sich mittels Technik zu einem verbesserten Lebewesen weiterentwickeln, das aber weiterhin dieselben humanistisch konnotierten Zwecke verfolgt. Eher noch bewegt sich die Metapher in Denkschemata des *Posthumanismus*, die darauf abzielen, Grenzziehungen zur Umwelt als Quelle menschlicher Erkenntnis infrage zu stellen und das menschliche Subjekt aus dem Zentrum der Wahrnehmung herauszuholen – kurz gesagt: die Grundsätze des Humanismus generell zurückzuweisen (vgl. Hassan 1977). Mit dem postmodernistisch ausgerichteten Werk *Wir sind niemals modern gewesen* lieferte der französische Philosoph und Soziologe Bruno Latour (1993) einen zentralen Vorstoß, die Trennung zwischen Natur, Gesellschaft und Technik zu überwinden. Die NaturenKulturen-Forschung, deren englische Bezeichnung *naturecultures* auch auf Latour und dessen Bezeichnung *natures-cultures* zurückgeht, hat Ähnliches im Sinn. Sie schlägt, aufbauend auf Latour, eine »symmetrischere« Beschreibung von Relationen und Verbindungen vor, die sich zwischen Menschen und Umwelt in materiell-sozialen Dimensionen und auf symbolischer Ebene vollziehen (vgl. Gesing et al. 2019, S. 9). Das würde bedeuten, auf gewohnte Hierarchien, die den Menschen an der Spitze aller Zwecke zeichnen, zu verzichten. Die Gesellschaft ist in einer Art Nutzenslogik gefangen, die ihre Energie aus den rationalen Triebfedern diskursiver Abgrenzung zu Natur und der Hinwendung zu technologischer Hybridität bezieht. Zumindest über Landwirtschaft und Ländlichkeit wird seit den 1990er-Jahren abseits dieser Nutzenslogik »postproduktivistisch« (vgl. Almstedt 2013) nachgedacht, mit dem Hinweis, dass ländliche Räume verschiedenste Bedeutungen auf ganz unterschiedlichen Ebenen haben können. Der Bezug zu sprachlichen Konstrukten, die sich auf Räumlichkeit bezie-

hen, wie das auch bei der toten Region der Fall ist, fällt hier sofort ins Auge. Die epistemologische Verschiebung, die sich mit der posthumanistischen Perspektive durch die Entfernung des menschlichen Subjekts aus der Mitte der Beobachtung ergibt, eröffnet neue Denkräume. Sie enttarnt schonungslos die Herkunft und die Hintergründe von Begriffen wie der *toten Region*, in deren eingeschränkter Sicht auf den Raum fast ausschließlich ökonomisch relevante Größen das Wort führen. Genau genommen entspringen die meisten Regionalisierungen einem ähnlichen strukturellen Denkschema, in dessen Zentrum der Mensch steht, und das oft nur durch dieses erschlossen und verstanden werden kann. Bevor also Regionen etwas vorschnell symbolisch zu Grabe getragen werden, schlage ich vor, Regionalisierung und deren Bedeutungszuschreibungen verstärkt aus der Perspektive des Posthumanismus zu erschließen oder um diese zu ergänzen.

Literatur

- Abenteuer Erzberg (2022). *Abenteuer Erzberg – Europas modernster Tagbau zum hautnah Erleben*. Abrufbar auf: <https://www.abenteuer-erzberg.at/cms/aktiver-erzabbau-am-erzberg/> [Zugriff: 26. Juli 2022].
- Almstedt, Å. (2013). Post-productivism in rural areas: A contested concept. In: Lundmark L. & Sandström C. (Hg.) *Natural resources and regional development theory*, 8-22. Umeå: Institutionen för geografi och ekonomisk historia, Umeå universitet GERUM Kulturgeografisk arbetsrapport.
- Deryabina, T. G., Kuchmel, S.V., Nagorskaya L.L., Hinton T.G., Beasley J.C., Lerebours A. & Smith J.T. (2015). Long-term census data reveal abundant wildlife populations at Chernobyl. *Current Biology*, 25(19): R824-R826. <https://doi.org/10.1016/j.cub.2015.08.017>.
- Gesing, F., Knecht, M., Flitner M. & Amelang K. (Hg.) (2019). *NaturenKulturen. Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld: transcript.
- Haraway, D. (1991). *Simians, cyborgs, and women: The reinvention of nature*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203873106>.
- Hassan, I. (1977). Prometheus as performer: Toward a posthumanist culture? *The Georgia Review*, 31(4): 830-850. Abrufbar auf: <https://www.jstor.org/stable/41397536> [Zugriff: 26. Juli 2022].
- Latour, B. (1993). *We Have Never Been Modern*. Cambridge: Harvard University Press.
- Lindemann, G. (2002). *Die Grenzen des Sozialen: zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*. München: Fink.
- Poe, E. A. (1844). *The Premature Burial*. Philadelphia: The Philadelphia Dollar Newspaper.

- Preiner, M. (2016). *Tiere in Tschernobyl. Trotz oder wegen der Strahlung?* Spektrum der Wissenschaft. Abrufbar auf: <https://www.spektrum.de/news/trotz-oder-wegen-der-strahlung/1407863> [Zugriff: 13. April 2022].
- Schlich, T. (1999). Ethik und Geschichte: Die Hirntoddebatte als Streit um die Vergangenheit. *Ethik in der Medizin*, 11(2): 79-88. Heidelberg: Springer. <https://doi.org/10.1007/s004810050055>.
- Yankovska, G. & Hannam, K. (2014). Dark and toxic tourism in the Chernobyl exclusion zone. *Current issues in Tourism*, 17(10): 929-939. <https://doi.org/10.1080/13683500.2013.820260>.

Die unsichtbare Region

Danko Simić

Verdeckt die Augen.

Stimme: »Guck-guck! Ja, wo ist sie denn?«

Pause.

Deckt die Augen wieder auf. Stimme laut: »Ja, da ist sie!«

Region schmunzelt.

»Ja, wo ist sie denn?«, fragt die Stimme erneut und verdeckt dabei wieder die Augen.

»Da ist sie ja!«

Region lacht.

Wer hat schon einmal eine *Region* gesehen und dann auch noch eine unsichtbare? Sind unsichtbare Regionen tatsächlich unsichtbar oder werden sie vielmehr (gezielt) unsichtbar gemacht? Oder sind es gar *wir*, die Regionen durch unser *Übersehen* erst unsichtbar werden lassen? Und was soll eigentlich eine *unsichtbare* Region sein? Es ist ähnlich wie beim Guck-guck-Spiel (*peek-a-boo*) mit kleinen Kindern: Auch wenn sie kurzzeitig vermeintlich verschwinden, *unsichtbar* gemacht werden, sind sie trotzdem noch *da*. Sie bestehen weiterhin als eine Imagination, eine verkörperte (*embodied*) Idee, ein Gedankenkonstrukt, eine (kognitive) Karte, als ausgeführte Realität, in ihrer materiellen und weltlichen Form und symbolischen Bedeutungszuschreibung. Immer, auch wenn wir sie kurzzeitig aus den Augen verlieren.

Obwohl Regionen uns im Alltag scheinbar ubiquitär *begegnen* (z.B. als Teil von regional vermarkteten Produkten am Bauernmarkt oder im Supermarktregal, auf Werbetafeln für Tourismusregionen, als Teil des eigenen Identitätsverständnisses oder oft nur als Modewort im öffentlichen Diskurs), bleiben sie schwer zu fassen; selbst aus fachlicher Perspektive (Miggelbrink 2002, S. 94ff.). So stellen Wardenga & Miggelbrink (1998, S. 37) fest, dass sich Regionsbegriffe »auf einer zwischen den beiden Polen von Realismus und Konstruktivismus aufgespannten Skala« bewegen. Verständnisse von Regionen, die aktuelle theoretische Entwicklungen und Debatten berücksichtigen (siehe z.B. Paasi et al. 2018), sind bis heute in der deutsch- und englischsprachigen Humangeographie weitestgehend ausgeblieben.

Im vorliegenden Beitrag versuche ich unsichtbare Regionen nachzuzeichnen und hoffe dabei dem vermeintlichen Paradoxon der Sichtbarmachung des Unsichtbaren zu entkommen. Ziel dieses Beitrags ist es, die Debatte zu Regionen und Regionalisierung um mehr-als-menschliche (*more-than-human*) Perspektiven (siehe Steiner et al. 2022) und relationale Raumverständnisse (siehe Murdoch 2006) zu erweitern. Darüber hinaus möchte ich, Cook (2004) folgend, das *following* als geeigneten methodischen Zugang zum Auf- und Nachspüren von Regionen und Regionalisierungsprozessen berücksichtigen.

Die Idee entstammt meinem Dissertationsprojekt *What's a Chicken to Europe? Performing Europeanization in Poultry Circulation in Southeast Europe*, in dem ich mich aus einer mehr-als-menschlichen Perspektive mit den Zusammenhängen von Waren, Märkten und Europäisierungsprozessen in Südosteuropa beschäftige. Denn viele

»[...] Regionalisierungsprozesse werden durch Praktiken und Diskurse des Konsums in Gang gesetzt oder finden ihren Ausdruck im Konsum. [...] Es geht dabei aus Sicht der geographischen Forschung nur zum Teil um die Frage, wie konsumierende Menschen ›die Welt‹ mit sich selbst in Verbindung setzen. Vielmehr lässt sich zeigen, wie bei diesen Regionalisierungsprozessen sowohl Produkte als auch Regionen neu konstruiert und verändert werden« (Ermann et al. 2020, S. 831).

Spannend ist dabei die Frage, welche Aspekte der Produkte und Regionen sichtbar und welche unsichtbar sind bzw. unsichtbar gemacht werden.

Im Sinne der Begriffserkundung diskutiere ich in diesem Beitrag, wie (unsichtbare) Regionen durch die Zirkulation von Waren (Berndt & Boeckler 2009) – in diesem Fall Hühnerfleischprodukten – entstehen und arbeite heraus, wie sie wiederum unsichtbar gemacht werden bzw. gar nicht erst sichtbar werden. Dabei verstehe ich Waren als »bundle of social relations« (Watts 2014, S. 394), also ein Bündel sozialer Beziehungen, die verschiedene Räume, Orte, menschliche und mehr-als-menschliche Körper, Praktiken, Ideen und Konzepte zusammenbringen und -halten. Waren sind also eine Materialisierung jener Relationen oder »heterogenen Assoziationen« (*heterogeneous associations*, Ermann et al. 2018, S. 102f.), die sie überhaupt erst hervorbringen. Ebendiese Relationen sind dabei durch wechselnde und ineinander übergehende Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten charakterisiert. Hühnerfleisch – mit oft imaginierten sowie romantisierten Mensch-Tier-Beziehungen auf den Produktverpackungen – ist in seiner Zirkulation größtenteils als Ware in Supermarktregalen sichtbar. Die Hühner als lebende Tiere, die Orte der Schlachtung und Fleischproduktion sowie die involvierten Arbeiter:innen bleiben hingegen größtenteils hinter hohen Fleischfabrikmauern und -zäunen verborgen. Als Kennzahlen abstrahiert, landen sie manchmal als kleingeschriebener Aufdruck auf den Produkten. An gewissen Orten jedoch werden Relationen, die Waren *machen* und durch deren Zirkulation wiederum Regionen konstituiert werden, zumin-

dest kurzfristig sichtbar(er) und greifbar(er). Daher suche ich im Zuge meiner Feldarbeit ebendiese Orte auf und *folge* (*following*, Cook 2004) Hühnerfleischprodukten in ihrer Zirkulation im Sinne der *multi-sited ethnography* (Marcus 1995).

Folge dem Huhn, finde die Region

»Suppose you went to a supermarket before opening time. Switched on the food. And could hear whispering like this. Suppose you could pick things off the shelf, put them to your ear and listen to the people who had helped to get them there talking to you. What would they say and ask? Could you have a chat?« (Cook 2006, S. 655f.)

Könnten wir es fragen (und könnte es natürlich antworten), was würde uns das bratfertige Hähnchen aus dem Kühlregal des Supermarkts über die eigene Herkunftsregion erzählen, über all die Orte, Menschen, Mythen und Materien, die es ausmachen? Würden die in Ketchup und Mayonnaise getränkten Chicken Nuggets am Mittagsteller oder gar die pikante Hühnerextrawurst unter den Essiggurken in der Kaisersemmel aus dem Nähkästchen plaudern?¹

Die physische als auch soziale Distanz zwischen Produktion und Konsum wird vor allem durch Vertrauen in Händler:innen, Marken, Zertifikate und Produktkennzeichnungen oder andere häufig nur beschränkt verfügbare Informationen überbrückt (Franz & Rolfmeier 2016). Mit dem Ziel, Orte, Menschen und Verhältnisse der Produktion im Globalen Süden mit westlichen Konsument:innen in Verbindung zu setzen, führte Cook (2004) vor fast zwanzig Jahren den *Follow-the-Thing*-Ansatz als politisches Projekt in die Geographie ein und illustrierte ihn eindrucksvoll am Beispiel des *Folgens* von Papayas. *Follow-the-Thing*-Ansätze wie jener von Cook bauen unter anderem auf den von Appadurai in *The Social Life of Things* (1986) herausgegebenen Überlegungen sowie der *multi-sited ethnography* nach Marcus (1995) auf. Sie ermöglichen es, heterogene Assoziationen, die Waren *machen*, aufzuspüren und zu verstehen. Seither erfreuen sich diese Ansätze wachsender Beliebtheit in der Geographie und verwandten Disziplinen, jedoch mit Fokus auf Nahrungsmittel, Mode, Blumen und andere Konsumgüter sowie einem zumeist linearen Verständnis von (globalen) Wertschöpfungs- bzw. Versorgungsketten (Gregson et al. 2010, S. 847).

Die Möglichkeiten des *Folgens* – als spezielle Methodik sowie als grundlegende Denkweise – hören aber nicht bei Konsumgütern auf. Unter anderem schlägt Marcus (1995) vor, Menschen, Metaphern, Geschichten und Biographien zu folgen.

1 Welche Geschichten uns wohl Hühner aus kommerzieller Massentierhaltung erzählen würden? Siehe Eisenmann (2021).

Warum also nicht auch einer Region folgen bzw. durch das Folgen von Waren nicht nur die Ware selbst nachzuzeichnen, sondern auch die Regionen, die durch die Zirkulation von Waren *gemacht* werden? Warum nicht mit Waren anfangen und bei Regionen aufhören und so die Zirkulation von Waren als Regionalisierungsprozess ernst nehmen und Prozesse der Wertschöpfung in ihrer nichtlinearen Verschränktheit und komplexen Verräumlichung anerkennen? Am Beispiel des *Folgens* von Hühnerfleischprodukten will ich also dazu anregen, Regionen und Prozesse, die sie überhaupt erst hervorbringen, neu zu denken.

Wie im nachfolgenden Abschnitt genauer dargestellt wird, sind heterogene Assoziationen an gewissen Orten greifbarer als an anderen. Noch bevor sie als Waren im Supermarktregal landen und von gewissen Aspekten ihrer *Biographie* bereinigt werden, kommen diese Relationen (kurzzeitig) an die Oberfläche und werden somit *sichtbar*. Aus diesen Überlegungen heraus verlegen wir den Schauplatz dieses Beitrags nun an einen der Orte, den ich im Zuge meiner Feldforschung im Frühjahr 2022 besucht habe: *die Rampe* des Schlachtbetriebs eines Fleischgiganten im Herzen von Bosnien-Herzegowina.

Auch ein blindes Huhn findet mal eine Region

Assembling, oder die erste Geschichte von der Rampe: In der ungarischen Peripherie, um genau zu sein im Dorf Mezőörs, werden sie für den südosteuropäischen Markt gezüchtet und ausgebrütet – die Eintagsküken des *Ross 308 FF*, einem der am meistverkauften Broilermodelle weltweit. FF steht für *fast-feathering*, schnell befiedert. Der Hersteller dieses *Hybrids* ist *Aviagen*, einer der Weltmarktführer der Masthahngenetik, der wiederum Tochterfirma der deutschen *EW Group* ist, einem globalen Player im Agribusiness. Als Elterntierküken finden sie ihren Eingang in den Produktionszyklus in der Zuchtfarm des bosnisch-herzegowinischen Hühnerfleischherstellers *Brovis* in Visoko. *Brovis* ist Teil der vertikal integrierten *Akova Group*. Nach 18 Lebenswochen sind die Elterntiere ausgewachsen und produzieren in den darauffolgenden 27 Wochen befruchtete Eier. Nach insgesamt 45 Wochen wird die Elterngeneration ausgemustert und geschlachtet.

Die befruchteten Eier kommen in den Inkubator. Der genaue Zeitpunkt des Schlüpfens wird durch vorgegebene *Parameter* (z.B. Raumtemperatur) gesteuert. Erstmal geschlüpft, werden die Küken in betriebseigenen LKWs zu einer der 100 Vertragsfarmen überstellt, die über das ganze Land verteilt sind. Die Größe wird nach *Stück* (Broiler) pro Gebäude gemessen und schwankt zwischen 3.000 und 70.000. Der größte Partnerbetrieb hält insgesamt stolze 170.000 Stück. Das Tierfutter wird ebenfalls betriebsintern hergestellt und an die Vertragsfarmen verkauft. Die Makro- (v.a. Mais, Soja, pflanzliches Öl) und Mikrokomponenten (Vitamine, Mineralstoffe) des Futters werden aus dem In- und Ausland (v.a.

Serbien) zugekauft. Die Rezepturen sind an das Alter und Zielgewicht der Broiler angepasst und in den Broilermanagementhandbüchern des Genetik Konzerns *Aviagen* genau vorgeschrieben und parametrisiert.

Nach etwa 42 Tagen erreichen die Broiler das Schlachtgewicht: 2,250 kg Lebendgewicht. Ein paar Tage vor der Schlachtung werden sie vom betriebseigenen Veterinär begutachtet und freigegeben. Der Transport erfolgt bei *Nacht*. An den Fahrzeugen erkennt man zwar, dass es sich um Tiertransporter handelt. Dass sich hinter den einfärbigen Planen aber bis zu 5.000 Broiler pro LKW befinden, bleibt für Außenstehende unsichtbar. An der Rampe des Schlachthofs angekommen, wird der LKW vom Pförtner kontrolliert und aufs Betriebsareal gelassen.

Die circa 220 Mitarbeiter:innen des Schlachtbetriebs – insgesamt hat die *Akova Group* 600 Mitarbeiter:innen – arbeiten in zwei Schichten von vorgesehenen acht Stunden. Der Großteil der Arbeiter:innen hier kommt aus der unmittelbaren Umgebung des Betriebs. Die Führungsebene ist hingegen größtenteils aus Sarajevo. Alle Mitarbeiter:innen tragen sich beim Betreten des Areals in eine Liste ein. Sie werden abgetastet und ihre Taschen werden kontrolliert. Im Betrieb durchlaufen sie eine Hygienestraße. Desinfektion. Arbeitskleidung. Schlachthaus.

Noch lange bevor sie im Kühlregal der Supermarktketten landen, wird Hühnern in der kommerziellen Fleischproduktion ein Warencharakter zugeschrieben. Sie werden weniger als Lebewesen und vielmehr als *techno-wissenschaftliche Organismen* verhandelt: »In just over a century chickens have been transformed from birds revered for their bravery, fortitude and devotion to parenthood, to the least respected and most manipulated beings on the planet« (Potts 2012, S. 139; zu dieser Transformation siehe auch Petschow & Idel 2004). Sie tragen Modellbezeichnung wie *Ross 308 FF*, werden zumeist nur in Stückzahlen angegeben und ihre Leben werden durch Kennzahlen und Tabellen in Broilermanagementhandbüchern vorgeschrieben und reguliert.

Wird ein Lebewesen, ein Gegenstand, eine Leistung oder eine Idee zu einer Ware, die auf Märkten ver- und gekauft werden kann, spricht man von Kommodifizierung (*commodification*, Ermann et al. 2018, S. 228f.). Damit die Transformation in eine Ware vollzogen werden kann, muss das Objekt aus dem Netz von heterogenen Assoziationen entwirrt und neu kontextualisiert werden (*disentangled and framed*, Callon 1999, S. 186). So werden ungewünschte negative Verbindungen zu z.B. Orten der Produktion, Ausbeutungs- und Arbeitsverhältnissen oder anderen Kontexten, die negative Effekte auf den Warenaustausch haben oder diesen gar unmöglich machen können, geschwächt oder getrennt – d.h. *unsichtbar* gemacht. Wünschenswerte Assoziationen werden betont – d.h. *sichtbar* gemacht. Es verbleiben jedoch immer Verbindungen, die sich dieser Neukontextualisierung entziehen. Andere Assoziationen entstehen hingegen (zufällig) unbeabsichtigt und können den Warenaustausch gefährden (*overflowing*, Callon 1999, S. 188). Daher ist Kommo-

difizierung ein kontinuierlicher Prozess, der konstanter relationaler Arbeit bedarf. Waren sind somit »[...] a temporary moment in an endless process of assembling materials, a partial stabilisation and a fragile accomplishment that is always inexorably becoming something else, somewhere else« (Gregson et al. 2010, S. 853).

Disassembling, oder die zweite Geschichte von der Rampe: In den Sommermonaten beginnt die Schlachtung bereits um Mitternacht. Je nach Tag und Produktionsplan werden zwischen 20.000 und 60.000 Stück pro Tag geschlachtet. Im Schnitt sind es in etwa 40.000 bis 50.000 Stück pro Tag. Je nach geschlachteter Stückzahl variiert auch die Schichtlänge für die Mitarbeiter:innen zwischen fünf und zehn Stunden. Das Schlachten und die Fleischverarbeitung finden am Fließband statt. Um die Arbeit des Fließbandes nicht zu unterbrechen, wird der Schichtwechsel kontinuierlich vollzogen. Schritt für Schritt wird das Huhn in seine Einzelteile zerlegt. 60 Prozent der Verarbeitung geschehen maschinell, 40 Prozent händisch. 2021 wurden rund 14 Millionen Stück im untersuchten Betrieb *Brovis* geschlachtet. Aufgrund der Halal-Produktion wird die Schlachtung händisch durchgeführt. Manche der Arbeiter:innen *parfümieren* sich mit einem süßlichen Duft ein, wenn sie das Betriebsareal nach ihrer Schicht über die Rampe verlassen.

Das Hühnerfleisch (z.B. Brathähnchen, Filets, Flügel, Keulen) ist wenige Stunden nach der Anlieferung der lebenden Broiler bereits abgepackt und für den Transport bereit. Jene Teile, die nicht als Fleisch verkauft werden (v.a. maschinell von den Knochen gelöstes Fleisch, Sehnen, Fett), kommen in den gruppeneigenen fleischverarbeitenden Betrieb *Ovako* in Sarajevo. Aus den Schlachtabfällen werden in der nachgeschalteten Verwertungsanlage tierische Proteine für Tierfutter und Öl zur Biodieselproduktion extrahiert und anschließend in Nachbarländer exportiert (v.a. Serbien). Die abgepackten Hühnerfleischprodukte werden über Verladerampen in Kühllastwägen beladen. Die LKWs sind mit großen Markenlogos und Schriftzügen verziert: »Ein original bosnisches Produkt« [»Originalni bosanski proizvod«] oder »Nur eine ist so gut« [»Samo je jedna OVAKO dobra«]. Alle Fahrzeuge, die das Schlachthofareal befahren, werden vor dem Verlassen des Areals sehr gründlich mit einem Hochdruckreiniger gewaschen und desinfiziert.

Der Großteil der Ware wird unter der Marke *Ovako* am heimischen Markt verkauft. Nur ein kleiner Teil unter der Eigenmarke der Supermarktkette *Bingo*. Im Supermarkt finden sich übrigens beide Produkte im selben Kühlregal, nur unterschiedlich verpackt. Lediglich die klein aufgedruckte Kennzahl *BA 2-116* und das Datum erinnern daran, dass beide Produkte die Rampe am selben Tag passiert haben. Am selben Tag, an dem übrigens auch ich den Schlachthof über die Rampe verlassen habe.

Von Hühnerfleischprodukten in ihrer Zirkulation ausgehend und deren heterogenen Assoziationen folgend, lässt sich eine (unsichtbare) Region nachzeichnen. Sie wird relational durch *Assemblagen* konstituiert (Murdoch 2006, S. 93), die bestimm-

te Räume, Orte, menschliche und mehr-als-menschliche Körper, Praktiken, Ideen und Konzepte in den Vordergrund stellen und *sichtbar* machen, während sie andere in den Hintergrund drängen und *unsichtbar* machen. Im Vergleich zu einem territorialen Verständnis von Regionen steht hierbei ihr konstituierendes Moment im Vordergrund, nämlich die vielfältigen Relationen, die sie machen und ausführen. Eine Karte dieser Region gleicht am ehesten einem Knäuel aus vielfältigen komplexen Verbindungen, Pfeilen und Beziehungen, mit Schwerpunkt in Südosteuropa.

Alle Orte, die durch das Huhn als Akteur-Netzwerk (Ermann et al. 2018, S. 221) zusammengebracht werden (das ungarische Dorf Mezőös, die bosnische Kleinstadt Visoko, die Standorte der Vertragsfarmen in ganz Bosnien-Herzegowina, die Herkunftsorte der Arbeiter:innen, die Produktionsorte der Futtermittelkomponenten etc.), werden lediglich auf die Adress- und Kennzahlangabe des Schlachthofes auf dem Produktlabel reduziert. Die Orte und ihre (materiellen) Verbindungen werden so *unsichtbar* gemacht. Die Hühner als Tiere (vs. Hühner als Ware) werden bei Nacht hinter einfarbigen Planen versteckt, eingepfercht auf engstem Raum von den Farmen zum Schlachthof transportiert. Der nächtliche Transport wird mit dem Tierwohl argumentiert. Praktisch für den Hühnerfleischhersteller ist wahrscheinlich auch, dass im Schutz der Nacht die Verbindung zu den Vertragsfarmen und zu den noch lebenden Hühner verschleiert werden können bzw. *unsichtbarer* werden. Die abgepackten Hühnerfleischprodukte hingegen werden tagsüber in *aufpolierten* Kühllastwägen mit großem Markenlogo transportiert. Die Mitarbeiter:innen des Schlachtbetriebs, die Broilermanagementhandbücher, die Schlachtabfälle und ihre Verbindungen sowie Verräumlichung bleiben für Konsument:innen weitestgehend *unsichtbar*. Auf der Produktverpackung finden sich wenige Angaben dazu. Es kommt zu einer Abstraktion aller heterogenen Assoziationen, die in der Ware materialisiert sind.

Sinnbildlich für die Dissoziierung (*dissociation*, Ibert et al. 2019) steht das fast rituelle Reinwaschen der Fahrzeuge, bevor sie das Betriebsareal des Schlachthofes verlassen bzw. das Parfümieren der Mitarbeiter:innen als individuelle, verkörperte Abgrenzung zum Arbeitsort Schlachthof. Als eine Art Abstreifen bzw. Überdecken der *dark places*:

»This term not only highlights the lack of visibility, openness, and transparency. Rather, it also stresses the fact that these localities are made for purposes and practices that in the eyes of the majority of consumer groups would be condemned as unethical [...] and are thus placed beyond the consumers' view and consciousness« (Ibert et al. 2019, S. 57).

Die Region, die durch die Zirkulation von Hühnerfleischprodukten entsteht, wird selektiv *unsichtbar* gemacht bzw. *(un-)sichtbar*.

Die (un-)sichtbare Region

In den zwei Geschichten von der Rampe kommen allerhand Räume, Orte, menschliche und mehr-als-menschliche Körper, Praktiken, Ideen und Konzepte vor, die alle durch das Huhn zusammengebracht und -gehalten werden. Betrachtet man dabei die Zirkulation von Hühnerfleischprodukten als Regionalisierungsprozess, lässt sich durch das *Folgen* der Ware eine (unsichtbare) Region nachzeichnen, die durch ebendiese entsteht. Auf den ersten Blick werden nur jene Relationen zu sehen sein, die im Zuge des *framings* auch verstärkt oder *sichtbar* gemacht wurden. Andere Verbindungen, die dissoziiert wurden, sind zwar *unsichtbar*, nicht mehr an der Oberfläche, jedoch trotzdem noch da. Ähnlich wie beim Guck-guck-Spiel mit kleinen Kindern: Auch wenn sie kurzzeitig vermeintlich verschwinden (*unsichtbar* gemacht werden), sind sie trotzdem noch *da*. Es wird uns nie gelingen, *alle* Relationen aufzuspüren. Manche werden uns immer abhandenkommen – *unsichtbar* bleiben. Betrachten wir die Kopfseite einer Münze, sehen wir die Zahl nicht, wissen aber, dass sie existiert. Insofern scheinen alle Regionen (un-)sichtbare Regionen zu sein. Gleichzeitig *sichtbar* und *unsichtbar*.

Folgen wir also Harveys Aufruf »to get behind the veil, the fetishism of the market and the commodity, in order to tell the full story of social reproduction« (1990, S. 423), müssen wir uns mit den Sichtbarkeiten und Unsichtbarkeiten bzw. Prozessen der Sichtbarmachung und Unsichtbarmachung und deren Verräumlichung beschäftigen. Auf diese Weise könnten wir die zwei Geschichten von der Rampe erneut lesen und nach ebendiesen Prozessen suchen. Würde sich unser Verständnis von Regionen und Regionalisierungsprozessen dadurch verändern? Beim Abendessen sind wir nämlich nie allein mit unserem Grillhähnchen – nicht einmal dann, wenn wir alleine essen (Elton 2019, S. 8). Aber wer sind dann die menschlichen und mehr-als-menschlichen Gäste am anderen Ende des Tisches und haben wir sie überhaupt eingeladen? Es sind die Orte, Menschen, Materien und Mythen, die das Grillhähnchen ausmachen. Wir essen mit der (un-)sichtbaren Region und sollten sie häufiger an unseren Esstisch einladen. *Aber wer hat schon einmal eine Region gesehen und dann auch noch eine unsichtbare?*

Literatur

- Appadurai, A. (Hg.) (1986). *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511819582>.
- Berndt, C. & Boeckler, M. (2009). Geographies of circulation and exchange: constructions of markets. *Progress in Human Geography*, 33(4): 535-551. <https://doi.org/10.1177/0309132509104805>.

- Callon, M. (1999). Actor-Network Theory—the market test. *The Sociological Review*, 47: 181-195. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1999.tb03488.x>.
- Cook, I. (2004). Follow the thing: Papaya. *Antipode*, 36(4): 642-664. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8330.2004.00441.x>.
- Cook, I. (2006). Geographies of food: following. *Progress in Human Geography*, 30(5): 655-666. <https://doi.org/10.1177/0309132506070183>.
- Eisenmann, B. (2021). *Das Huhn. Im Parlament der Dinge*. Stuttgart: Südwestrundfunk. Abrufbar auf: <https://www.swr.de/swr2/doku-und-feature/das-huhn-im-parlament-der-dinge-sw2-feature-2021-01-20-100.html> [Zugriff: 01. August 2022].
- Elton, S. (2019). Posthumanism Invited to Dinner: Exploring the Potential of a More-Than-Human Perspective in Food Studies. *Gastronomica: The Journal of Critical Food Studies*, 19(2): 6-15. <https://doi.org/10.1525/gfc.2019.19.2.6>.
- Ermann, U., Langthaler E., Penker, M. & Schermer, M. (2018). *Agro-Food Studies*. Wien: Böhlau. <https://doi.org/10.36198/9783838548302>.
- Ermann, U., Pütz, R. & Schröder, F. (2020). Geographische Konsumforschung. In: Gebhardt, H., Glaser, R., Radtke, U., Reuber, P., Vött, A. (Hg.) *Geographie. Physische Geographie und Humangeographie*, 3: 827-834. Berlin: Springer.
- Franz, M. & Rolfsmeier, S. (2016). Brands, trust and quality in agro-food production networks: the case of layer hens. *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography*, 98(3): 271-286.
- Gregson, N., Crang, M., Ahamed, F., Akhter, N. & Ferdous, R. (2010). Following things of rubbish value: End-of-life ships, ›chock-chocky‹ furniture and the Bangladeshi middle class consumer. *Geoforum*, 41: 846-854. <https://doi.org/10.1016/j.geoforum.2010.05.007>.
- Harvey, D. (1990). Between Space and Time: Reflections on the Geographical Imagination. *Annals of the Association of American Geographers*, 80(3): 418-434. <https://doi.org/10.1111/j.1467-8306.1990.tb00305.x>.
- Ibert, O., Hess, M., Kleibert, J., Müller, F. & Power, D. (2019). Geographies of dissociation: Value creation, ›dark‹ places, and ›missing‹ links. *Dialogues in Human Geography*, 9(1): 43-63. <https://doi.org/10.1177/2043820619831114>.
- Marcus, G. E. (1995). Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. *Annual Review of Anthropology*, 24: 95-117. <https://doi.org/10.1146/annurev.an.24.100195.000523>.
- Miggelbrink, J. (2002). Der gezähmte Blick. Zum Wandel des Diskurses über »Raum« und »Region« in humangeographischen Forschungsansätzen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. *Beiträge zur Regionalen Geographie*, 55. Leipzig: Selbstverlag Institut für Länderkunde Leipzig.
- Murdoch, J. (2006). *Post-structuralist geography*. London: Sage. <https://dx.doi.org/10.4135/9781446221426>.

- Paasi, A., Harrison, J. & Jones, M. (2018). *Handbook on the Geographies of Regions and Territories*. Cheltenham: Elgar.
- Petschow, U. & Idel, A. (2004). Das globale Huhn. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, 34(2):263-285. <https://doi.org/10.32387/prokla.v34i135.633>.
- Potts, A. (2012). *Chicken*. London: Reaktion Books.
- Steiner, C., Rainer, G., Schröder, V. & Zirkl, F. (2022). *Mehr-als-menschliche Geographien. Schlüsselkonzepte, Beziehungen und Methodiken*. Stuttgart: Franz Steiner. <https://doi.org/10.25162/9783515132305>.
- Wardenga, U. & Miggelbrink, J. (1998). Zwischen Realismus und Konstruktivismus: Regionsbegriffe in der Geographie und anderen Humanwissenschaften. In: Wollersheim, H.-W., Tzschaschel, S. & Middell, M. (Hg.) *Region und Identifikation*. Leipziger Studien zur Erforschung von regionenbezogenen Identifikationsprozessen, 1: 33-46. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Watts, M. (2014). Commodities. In: Cloke, P., Crang, P. & Goodwin, M. (Hg.) *Introducing Human Geographies*, 3: 391-412. New York: Routledge.

Die Untersuchungsregion

Judith Miggelbrink

Birken und Nadelgehölze, Nadelgehölze und Birken.¹ Rechts der Straße, links der Straße. Die Straße steigt mal etwas an, mal geht es runter, ein paar Kurven. Beruhigende Gleichförmigkeit. Ab und zu gibt eine schütterere Baumreihe den Blick auf eine kahlgeschlagene Lichtung oder eine neu bepflanzte Schonung frei, die gleich wieder hinter uns verschwindet. Ab und zu mündet eine nicht asphaltierte Seitenstraße ein, die in dieselbe Endlosigkeit führt, die wir gerade durchqueren. Eine Sattelzugmaschine ohne Auflieger kommt uns entgegen, wir weichen aus, die Straße ist nicht sehr breit. Die pudrige Schneedecke wächst zu einer dichten Schicht, je weiter wir nach Norden kommen. »Da, auf der linken Seite«, deutet N. mit einer Kopfbewegung auf den Weg vor uns. In dem langen Schatten, die die tiefstehende Sonne wirft, verschwinden drei Rentiere im Wald. Kurz danach ein einzelnes Rentier, das gemächlich am rechten Straßenrand entlanggeht. »Sie mögen Straßen«, meint N., »bequemer zu gehen als im Wald. Als Autofahrer musst du höllisch aufpassen.« Infrastruktur-affine Rentiere. Ein paarmal noch sehen wir einzelne Tiere und kleine Gruppen. Im kommenden Winter, vor allem im Spätwinter, wenn die Schneedecke so fest gefroren ist, dass die Tiere den Boden nicht mehr freischarren können, sind sie auf die Flechten angewiesen, die von Bäumen herunterhängen. Diese *Bartflechten* wachsen nur auf größeren, älteren Bäumen. 80, 90 Jahre alt. Für ein mitteleuropäisches Auge wirken diese Bäume jünger, aber unter den klimatischen Bedingungen der Tundra wächst alles viel langsamer. »Sind wir jetzt da?«, denke ich. Unser Tagesziel ist ein Gehege in der Muotkatunturi, Muotkatundra, in dem in diesen Tagen die Rentiere der Kooperative, deren Gebiet wir uns nähern, zusammengetrieben, markiert, geimpft und geschieden werden: in Tiere, die wieder in Freiheit entlassen werden, und solche, die geschlachtet werden. Die Jungtiere erhalten Ohrmarken, die sie eindeutig einer bestimmten Besitzerin bzw. einem bestimmten Besitzer zuordnen. Mein *Da* meint aber nicht das Gehege, dessen Entfernung ich auf der Karte ganz gut abschätzen kann. *Da*, das ist dort,

1 Die hier beschriebene Fahrt hat nicht genauso stattgefunden wie beschrieben. Die Beschreibung setzt sich aus mehreren Episoden zusammen, die hier um der erzählerischen Dichte wegen zusammengezogen wurden. Das macht sie aber nicht weniger authentisch.

wo wir unsere Untersuchungen zu Landnutzungskonflikten zwischen (post-)nomadischen Lebensweisen und holzwirtschaftlichen Interessen durchführen wollen. Die alten Baumbestände sind auch für die Holzwirtschaft interessant und die Holzwirtschaft ist wiederum einer der wichtigsten Arbeitgeber hier im spärlich besiedelten Norden des Landes, für Finn:innen und Sámi:innen. *Da*, das ist dort, wo – nach den Überlegungen, die wir unserem Forschungsantrag zugrunde gelegt haben – sámische Identität(en), der finnische Staat und Unternehmen aufeinanderstoßen. *Da*, das ist dort, wo eben diese konfligierenden Interessen gelegentlich eskalieren und immer wieder verhandelt werden. *Da*, das ist dort, wo das Fällen alter Baumbestände die Weidemöglichkeiten der Kooperativen weiter dezimiert, die ohnehin bereits am Rand der Tragfähigkeit arbeiten. *Da* ist dort, wo Menschen um ihre Anerkennung als indigenes Volk kämpfen. *Da*, das ist dort, wo wir jene Personen treffen wollen, die auf die eine oder andere Weise Teil dieser Konflikte geworden sind, diese Geschichte(n) kennen, sie mitgestaltet haben und – so hoffen wir – bereit sind, ihr Wissen und ihre Erfahrungen mit uns zu teilen.

»Haben wir noch Pulla?« Ich lange nach hinten auf den Rücksitz, wo in einer durchsichtigen Plastiktüte noch Reste eines finnischen Hefezopfs vor sich hin krümeln, den wir schon seit gestern mit uns rumtragen, und rupfe für S. und mich ein Stück ab. Ziemlich trocken mittlerweile, aber immerhin. Ich krame aus meinem Rucksack eine Mappe mit Unterlagen zum Projekt. Zwei Karten gehören dazu: Die erste Karte zeigt die Ausdehnung und Namen von Rentierwirtschaftskooperativen. Eine eigentlich ganz plausible Ausgangsdefinition für unsere Untersuchungsregion, zeigt doch diese Karte, wo mit der Rentierhaltung wirtschaftliche Interessen verbunden sind. Das Gebiet der *paliskunnat* deckt den gesamten finnischen Norden ab (Mazzullo 2010, S. 102).² Die Rentiere der Mitglieder dieser Kooperativen ziehen das ganze Jahr frei über das Weideland der *paliskunnat*, nur zweimal im Jahr werden sie zusammengetrieben, wie auch jetzt zur herbstlichen Scheidung. Wenn es um die Frage geht, inwieweit die holzwirtschaftliche Nutzung der Wälder die Rentierwirtschaft einschränkt, weil durch die Abholzung alter Bäume auch die von diesen herabhängenden Flechten verschwinden, dann ist diese Regionalisierung auf jeden Fall ein guter Ausgangspunkt. Orientieren wir uns am Gebiet der *paliskunnat*, dann erstreckt sich unsere Untersuchungsregion von Nuorgam im Norden bis auf die Breitenlage von Oulu über ungefähr 400 km sowie von Kilpisjärvi an der Grenze zu Norwegen bis zur russischen Grenze. Sámiische bzw. überwiegend sámische Rentierkooperativen sind jedoch eher im Norden anzutreffen, im Süden des Rentierwirtschaftsgebietes überwiegend finnische. Die Rentierwirtschaft, obwohl historisch und symbolisch eng mit den Sámi verbunden, ist in Finnland nicht allein Menschen sámischer Identität vorbehalten – wie umgekehrt Rentierhaltung

2 Eine gute Übersicht über die Kooperativen gibt es unter: <https://paliskunnat.fi/reindeer/reindeer-herding/cooperatives/> [Zugriff: 03. Juni 2022].

auch immer nur von einem Teil der sámischen Bevölkerung betrieben wurde und heute in der Regel im Neben- oder Zuerwerb. Orientieren wir uns an der Rentierwirtschaft, dann sind wir schon sehr lange *da*. Die *paliskunta*, die wir aufsuchen wollen, ist eine der nördlichsten.

Die zweite Karte zeigt die Verbreitungsgebiete des Ter-, Kildin-, Skolt-, Inari-, Lule-, Pite-, Ume- sowie Nord- und Süd-Sámischen (Mazzullo 2010, S. 102).³ Neun Sprachen. Einige davon werden nur noch von einer Handvoll Menschen gesprochen (z.B. Ter im östlichen Teil der Halbinsel Kola), andere wiederum von mehreren Tausend Personen. Diese Karte hat es in sich. Auf den ersten Blick ist es eine klassische kartographische Darstellung von Verbreitungsgebieten: Jedes Sprachgebiet ist entsprechend der Verteilung der Sprecher:innen eindeutig begrenzt und die Gebiete schließen gewissermaßen *nahtlos* aneinander an. Ter-Sámisch wurde aber vor ca. zehn Jahren nur noch von ein bis zwei Personen aktiv gesprochen, weniger als 20 Personen verfügten über Kenntnisse dieser Sprache (Scheller 2011, S. 86). Irgendwie befremdlich, dass die teilweise sehr geringe Zahl der Sprecher:innen kartographisch in Flächen von (Zehn-)Tausenden von Quadratkilometern übersetzt wird.

Die Karte, die die Sprachgebiete für den gesamten fennoskandischen Raum zeigt, erzeugt noch eine zweite Spannung, und zwar zwischen der Vorstellung einer flächenhaften, territorialen Ausdehnung und einer Idee von Räumlichkeit, die als *lived space* der Rentierwirtschaft betrachtet werden kann. Letztere hat schon für sich betrachtet eine ziemlich verwickelte Geschichte, zu der unter anderem die Frage gehört, ob die semi-domestizierten Tiere den Menschen folg(t)en oder umgekehrt. Vielfach gibt es eine jahreszeitliche Wanderung zwischen Sommer- und Winterweiden, die technisch mit Helikoptern, Lastwagen und GPS unterstützt sein können. Manche Herden ziehen immer noch über die schwedisch-norwegische Grenze, auch wenn die Rentier-Besitzer:innen mit ihren Wirtschaftsweisen fest in den jeweiligen nationalstaatlichen Wirtschaftsordnungen verankert sind (vgl. z.B. Koch 2014). Dieses Recht garantiert ihnen ein Supplement, das sogenannte Lapp Codicil, zum Stromstad-Vertrag von 1751, der die Grenze zwischen Dänemark-Norwegen und Schweden festlegte. Die Grenze, so das Lapp Codicil, sollte die weidewirtschaftlichen Beziehungen nicht beeinträchtigen. Eine ethnographische Bestandsaufnahme der Wanderwege sámischer Gemeinschaften in Schweden aus den 1940er Jahren zeigt, dass vor allem die drei nördlichen Gruppen – Kónkämä, Lainevuoma und Saarevuoma – zwischen Sommerweiden und Winterweiden weit über die Grenze ziehen, teils bis in die Nähe von Tromsø (eine Zusammenfassung in Manker 1961). Im *lived space* spielt die Aneignung des physisch-materiellen Raumes als Zugang zu quantitativ und qualitativ ausreichendem Weideland eine zen-

3 Diese Karte gibt es in zahlreichen, sehr ähnlichen Versionen u.a. auf der Website des nordischen Forschungsinstituts Nordregio (<https://nordregio.org/maps/sami-languages-and-dialects/> [Zugriff: 03. Juni 2022]). Hier wird auch noch Akkala-Sámisch verzeichnet.

trale Rolle. Unsere finnischen Gesprächspartner:innen weisen uns immer wieder auf das Tragfähigkeitsproblem hin: Ist die Gesamtzahl der Tiere im Verhältnis zur Weidefläche zu groß, müssen Tiere geschlachtet werden – ein potenziell konfliktreiches Thema, da die Tiere selbst Individualbesitz darstellen, die Flächen aber gemeinschaftlich beweidet werden. Hinzu kommt noch: In Finnland dürfen alle Menschen unabhängig davon, wie sie sich ethnisch identifizieren, Rentiere halten, sofern sie seit mindestens fünf Jahren im Rentierwirtschaftsgebiet ansässig sind. Dieses Gebiet deckt sich mit dem Gebiet der Kooperativen. Innerhalb dieses Gebiets gibt es dann noch eine Nord-Süd-Unterteilung, wobei die Rentierwirtschaft im nördlichen Teil Vorrang vor konkurrierenden Nutzungen hat. In Schweden dagegen ist die Rentierwirtschaft Menschen vorbehalten, die sich als sámisch identifizieren. In Finnland handelt es sich eher um eine regionale Ökonomie, in Schweden um eine eher ethnische. Die Darstellung der Verbreitung der sámischen Sprachen zeigt also mindestens zweierlei nicht: Sie zeigt nicht die *unterschiedliche*, mit Gewalt, Entrechtung und stereotyp-rassistischer Abwertung verbundene Einfügung von Menschen sámischer Herkunft in die jeweiligen Nationalstaaten und sie zeigt nicht, dass das Verbreitungsgebiet der Sprachen nur einen Aspekt von Räumlichkeit abbildet. Nicht zuletzt im Kontext der Rentierwirtschaft besteht sie aus viel mehr: aus Flächen, Wegen und Grenzen, die wiederum Flächen und Wege durchschneiden können; aus Orten, an denen politische Entscheidungen getroffen werden, und aus Orten, die das Selbstverständnis der jeweiligen Gruppe repräsentieren. Dazu gehören Karasjok in Norwegen, Inari in Finnland und Kiruna in Schweden, wo die jeweiligen sámischen Parlamente bzw. Autonomievertretungen, die sogenannten Sametinge, tagen. Dazu gehören das Siida-Museum in Inari, die sámische Abteilung des Universitätsmuseums Tromsø und das sámische Museum im schwedischen Jokkmokk, die höchst unterschiedliche Repräsentationen sámischer Geschichte(n) und Selbstverständnisse entwerfen. Dazu gehören sámische Festivals und Sportereignisse. Die Karte reduziert alles auf *einen* sámischen Raum, auf die Verbreitung von Sprecher:innen. Damit nivelliert sie die vielfältigen Räumlichkeiten auf die Logik des Territoriums. Dennoch wird gerade diese Karte vielfach reproduziert und in variierender Form eingesetzt, und zwar gerade weil sie eine Vorstellung von Lage und Ausdehnung *Sápmis* vermittelt und damit die Idee eines sámischen *homelands* in die kartographische Logik der Darstellung einer territorial ausgedehnten Gemeinschaft übersetzt.⁴ Auch wenn es aktuell keine Bestrebungen gibt, einen sámischen Nationalstaat durchzusetzen, verdeutlicht die Karte, dass in den Auseinandersetzungen über die Anerkennung indigener Rechte eben diese Logik einer ethnisch begründeten Territorialisierung bedient wird – vielleicht

4 Vgl. z.B. <https://decolonialatlas.wordpress.com/2021/02/08/sapmi-the-sami-homelands/> [Zugriff: 07. Juni 2022].

sogar bedient werden muss (vgl. hierzu Belina & Miggelbrink 2012) – um Rechte und Forderungen artikulieren zu können. Im Süden reicht die Darstellung bis etwa zur Linie Trondheim-Sundsvall. Demnach⁵ bedeckt sámisches *homeland* weite Teile Fennoskandiens. Je mehr ich mich in die Karten vertiefe, umso unklarer scheint die Frage nach der Untersuchungsregion zu werden. Geht es vielleicht gar nicht darum, eine Region zu definieren, *in* der wir etwas untersuchen, sondern darum, zu verstehen, welche räumlichen Bezugnahmen, Ordnungen, Strukturen und Imaginationen in einem Konflikt mobilisiert werden?

Eine Karte des nordischen Forschungsinstituts NORDREGIO stellt das sámische *homeland* noch einmal anders dar: Zwar gibt es auch hier den Bezug auf die Sprache(n), denn es wird das Gebiet der Gemeinden dargestellt, in denen eine sámische Sprache offiziell anerkannt wird.⁶ Als *homeland* wird jedoch nur ein deutlich kleineres Gebiet markiert und das auch nur in Finnland. Es umfasst lediglich die Gemeinden Inari (in den drei dort vertretenen sámischen Sprachen: Anár/Aanaar/Aanar), Enontekiö (Eanodat) und Utsjoki (Ohcejohka) sowie einen Teil der Gemeinde Sodankylä (Soadëgilli) in Finnland, für die die Verfassung einen Autonomiestatus im Hinblick auf sprachliche und kulturelle Angelegenheiten garantiert. Sápmi wird lediglich mit einer Linie dargestellt als *traditionell von den Sámi genutztes Land*. Für Norwegen weist die Karte das Gebiet aus, in dem Unternehmen vom dortigen sámischen (Regional-)Parlament finanziell unterstützt werden können. Diese Karte trägt den Titel *gesetzlich definierte sámische Gebiete* – eine Darstellung, die lediglich den aktuellen Stand der Anerkennung sámischer Rechte und Identitäten in den jeweiligen Staaten zeigt, aber keineswegs mit individuellen und kollektiven Vorstellungen der Betroffenen übereinstimmen muss. Die Grenzen des norwegischen, schwedischen, finnischen und russischen Staats stanz(t)en *ihren* Anteil aus jenem Land heraus, das von Menschen bewohnt ist, die sich einer Nation ohne Grenzen zugehörig fühlen.⁷ Auch diese Karte verbirgt etwas: die fehlende offizielle Anerkennung der Sámi als indigenes Volk. Eine Konvention der International Labour Organization (ILO), die sogenannte ILO 169, würde eine solche Anerkennung ermöglichen. Ihre Umsetzung ginge über den jetzigen Status als Minderheit mit verfassungsmäßig verankerten Rechten hinaus und würde auch die Frage der Landrechte bzw. des Landbesitzes neu ordnen müssen. Finnland und Schweden haben die ILO 169 aber bis heute nicht ratifiziert.

Ich stopfe die beiden Karten mit der Mappe wieder in den Rucksack. Dass wir unsere Forschungsfragen auf Finnland beschränken, erscheint mir plötzlich

5 Hierzu eine weitere Nordregio-Karte: <https://nordregio.org/maps/sapmi/> [Zugriff: 07. Juni 2022].

6 Vgl. <https://nordregio.org/maps/sami-areas-defined-by-national-law/> [Zugriff: 09. Juni 2022].

7 Das ist auch das Thema des sámischen Pavillions auf der Biennale in Venedig 2022, vgl. <http://s://kunstkritikk.com/a-borderless-sapmi/> [Zugriff: 10. Juni 2022].

als problematisch. Erkennen wir damit nicht schon die staatlich betriebene Fragmentierung sámischer Rechte und Identitäten an? Sind wir nicht selbst blind für die Herkunft jener Regionalisierungen, von denen wir uns auf der Suche nach einer Untersuchungsregion leiten lassen? An einer Weggabelung machen wir eine kurze Pause. Ein einfaches Schild markiert den Bereich zu beiden Seiten der Straße als *valtion maa*, Staatsland. Staatsland ist fast der gesamte Norden Finnisch-Lapplands, verwaltet von Metsähallitus, einer staatlichen Institution, die gleichermaßen Naturschutzbehörde wie holzwirtschaftliches Unternehmen ist und überdies einer der wichtigsten Arbeitgeber im finnischen Norden. Metsähallitus ist *der* administrativ und ökonomisch mächtigste Akteur hier. Dass es hier nur wenig privaten Landbesitz gibt, ist kein Zufall, sondern das Ergebnis einer systematischen Einverleibung des Nordens in den finnischen Staat. Die Geschichte der Sámi muss als eine Geschichte der Unterwerfung gelesen werden, die nicht einfach ein Schicksal der Moderne war, sondern kolonialen Politiken entsprang, wie Lehtola (2015) betont:

»The past of the Sámi has often been talked about as a history of colonialism, subjugation, and repression. It has been considered a reflection of unequal power relations, where the Sámi are the victims. In earlier Lappology or studies made by outsiders, the status of Lapps was interpreted sympathetically as subjugation of a weaker people by culturally stronger peoples. Being run over by a modern society was considered their regrettable but inescapable fate (for more information about the image of the Sámi as a people without prehistory in Norwegian archaeology, see Olsen [1986]). In order to resist this kind of discourse, an activist of early Sámi movement, Karin Stenberg in 1920, strongly criticized the Swedish state about ›colonial politics‹ [...]« (Lehtola 2015, S. 23).

Die Untersuchungsregion ließe sich also auch als die Region definieren, in der der finnische Staat aufgrund kolonialisierender Politiken der mächtigste Grundbesitzer ist.

Die Vorstellung einer Nation ohne Grenze setzt der kolonialen Erfahrung eine andere Möglichkeit entgegen; sie arbeitet sich an der Fragmentierung von Identität und räumlich-sozialen Ordnungen ab. Sie stellt die Vorstellung einer national-territorial geordneten Welt in Frage. Lässt sich mit ihr im Kopf überhaupt eine Untersuchungsregion rechtfertigen? *Haben* wir nun eine Untersuchungsregion, haben wir keine oder haben wir viele? Die naheliegende Antwort ist vermutlich, dass wir keine Untersuchungsregion haben, sondern einen Untersuchungsgegenstand – Landnutzungs- bzw. Ressourcennutzungskonflikte –, der räumlich lokalisiert ist. Die Definition einer Untersuchungsregion latent zu halten, d.h. nicht vor Beginn der Untersuchung zu fixieren, bedeutet aber nicht, auf ein Konzept von Region zu verzichten. Eher ist das Gegenteil der Fall. Wenn Regionen als Formen der räumlichen Organisation und Repräsentation von Gesellschaft verstanden werden,

dann sind sie stets in Beziehungen zu eben jenen Praktiken zu betrachten, in denen und durch die sie produziert und reproduziert werden. Ein solch *relationales* Verständnis kann daher nicht eine bestimmte Regionalisierung als (einzig) relevante festlegen. Vielmehr geht es darum, zu verstehen, welche Regionalisierungen in Bezug zu den untersuchten Praxen (unter welchen Umständen, von welchen Akteur:innen, mit welchen Mitteln) relevant gemacht werden. Relevante Regionalisierungen können gesetzlich festgeschrieben sein, wie beispielsweise die Vorrangstellung der Rentierwirtschaft in einem bestimmten Gebiet. Sie können sich auf Besitzverhältnisse und eigentumsrechtliche Fragen beziehen, wie beispielsweise im Hinblick auf die Frage, inwiefern die Anerkennung der Sámi als indigenes Volk durch die finnische Regierung zu einer Änderung der Eigentumsverhältnisse in Finnlands Norden führen müsste. Sie können informativer und zugleich symbolischer Art sein, wie die visuelle Darstellung eines sámischen *homelands*. Regionen werden *praktisch* relevant, wenn sich Handlungen auf sie beziehen, durch sie gerahmt, ermöglicht oder verhindert werden, das heißt: wenn auf sie Bezug genommen wird. Diese relationale Perspektive bedeutet aber auch, dass das, was als eine Region erscheint, nicht ›aus sich selbst heraus‹ verstanden werden kann. Es bedarf, wie McCann (2011, S. 143) es nennt, einer »extrospektivischen« Sicht. Damit ist gemeint, dass die Bedingungen und Umstände, unter denen regionale Formierungen stattfinden oder ermöglicht werden, ihren Ursprung nicht in eben diesen Formierungen haben. Neoliberale Diskurse beispielsweise gehen mit Forderungen nach wettbewerbsfähigen Regionen einher, was *vor Ort* Sicht- und Handlungsweisen beeinflussen kann; unter dem Eindruck eines Nachhaltigkeitsdiskurses können sich Prioritäten hin zu anderen Zielen verschieben; die gesamtstaatliche Festschreibung von Minderheitenrechten kann dazu führen, dass in den Schulen einer Region der Unterricht ganz oder teilweise in der Sprache einer Minderheitsgesellschaft stattfinden kann oder muss usw. Wenn also die Festlegung einer Untersuchungsregion so schwierig ist, dann hängt das damit zusammen, dass – zumindest in dem von uns gewählten Vorgehen – Regionen nicht analytische Konstrukte der Wissenschaft sind, sondern umkämpfte gesellschaftliche Konstrukte.

Je näher wir der *Untersuchungsregion* kommen, umso ferner scheint sie zurückzublicken. Einerseits können wir sie nicht *genau* bestimmen. Andererseits: Der Blick auf die lokalisierten Praxen wird auch zeigen, dass sich in ihnen eine Vielzahl von Regionalisierungen überlagern und das auch auf häufig widersprüchliche und manchmal auch für die Beteiligten schmerzliche Weise. Die Kooperative Vuotsu, südlich des Inari-Sees gelegen, versteht sich heute als *Tor zu Sápmi*. Die Geschichte der sámischen Bevölkerung dieser Gemeinde, die von der deutschen Wehrmacht im sogenannten Lappland-Krieg vertrieben wurde, die Gewalt, die verbrannte Erde hinterließ, ist heute vermutlich kaum jemandem in Deutschland bewusst und selbst in der finnischen Gesellschaft wenig bekannt (vgl. Seitsonen & Koskinen-Koivisto 2018). *Regional* sind die Zwangsumsiedlungen und die Zerstörungen durch

die Wehrmachtoperationen *Birke* und *Nordlicht* in den Erinnerungen der Betroffenen und ihrer Nachkommen und im sámischen Kontext präsent, darüber hinaus aber weitgehend marginalisiert. Eine kartographische Darstellung der Wehrmachtoperationen würde sich größtenteils mit dem Gebiet der Rentierkooperativen decken. Auch das ist eine Regionalisierung. Eine, die vielleicht nur wenigen *außerhalb* der Region bekannt ist; eine, die ich, aus Deutschland kommend, nicht verdrängen kann und will. Sie mag für unsere Fragestellung auf den ersten Blick wenig relevant erscheinen. Aber wissen können wir das erst hinterher.

Ein paar Tage später und nachdem wir mit einigen Personen über die Konfliktgeschichte zwischen Holzwirtschaft, Rentierwirtschaft und indigenen Identifizierungen sprechen konnten, fahren wir Richtung Rovaniemi zurück. Die lange Dämmerung ist in einen tiefschwarzen Abend übergegangen. Die Scheinwerfer zaubern einen Lichtkegel, der vom Schnee auf der Straße und rechts und links davon reflektiert wird. Unablässig verschlingt das Licht die Straße. In gleichmäßigen Abständen ziehen orange Plastikstäbe am Rande des Sichtfelds vorbei. Sie markieren den Weg auch im tiefen Schnee. Über Stunden kommt uns niemand entgegen. Einmal kreuzt ein Vielfraß unseren Weg. Kurz streift das Licht einen orangefarbenen Gegenstand am linken Straßenrand. Wir hören ein kreischendes Geräusch. Ein Betonmischer? Wir bremsen, steigen aus und gehen ein paar Schritte zurück. Tatsächlich. Am Straßenrand, im glitzernden Schnee in der endlosen Dunkelheit steht ein Betonmischer, an dem mehrere schwarze Plastikbänder hängen. Wir schauen uns kurz an und haben offensichtlich den gleichen Gedanken: Noch einmal zurück durch die Lichtschranke. N. setzt das Auto zurück und löst mit der Lichtschranke den Betonmischer aus, der sich kreischend in Bewegung setzt. Die schwarzen Bänder flattern. Nach ein paar Umdrehungen ist Schluss. Wir fahren noch ein paar Mal vor und zurück. Diese Installation soll Rentiere davon abhalten, auf der Straße weiter nach Süden zu ziehen. Die Straßen sind in der Tat kritisch, denn sie werden auch von Rentieren gern als bequeme Pfade genutzt. Um zu verhindern, dass die Tiere in die Weidegebiete anderer Kooperativen ziehen und gegebenenfalls bei der Scheidung wieder zurückgeholt werden müssen, wird ihre Mobilität an den Grenzen der Kooperativen, dort, wo man keine Zäune aufstellen kann, mit anderen Mitteln beeinflusst: bei Angeli mit einem laut durch den Wald schallenden Radio (einschließlich Autobatterie gut gesichert in einem alten Ölfass), bei Kilpisjärvi am Grenzübergang zwischen Finnland und Norwegen mit einem Lautsprecher, aus dem Hundegebell ertönt, wenn die Lichtschranke ausgelöst wird, oder eben durch diesen Betonmischer. Der *lived space* der Rentiere ist durchzogen von Disziplinierungen. Eine weitere regionalisierende Schicht im dichten Gewebe der räumlichen Bezugnahmen.

»Wir müssen noch tanken.« Es ist fast 23 Uhr, als wir auf den Hof der Tankstelle rollen, die Teil eines Shopping-Centers ist. Ein Aufsteller wirbt für Pizza Berlusconi. »Komm, die essen wir jetzt. Das ist Pizza mit Rentierfleisch als Antwort auf

Berlusconis unfreundliche Bemerkungen über die finnische Küche.« Manchmal gehen Regionen auch durch den Magen.

Literatur

- Belina, B. & Miggelbrink, J. (2012). Raum, Recht und Indigenität. Zu den Kämpfen um Landrechte indigener Völker am Beispiel der Sámi in Finnland. *Peripherie*, 126/127(32): 190-217. <https://doi.org/10.3224/peripherie.v32i126-127.22820>.
- Koch, P. (2014). Sami-State Relations and its Impact on Reindeer Herding across the Norwegian-Swedish Border. In: Miggelbrink, J., Habeck, J. O., Koch, P. & Mazzullo, N. (Hg.) *Nomadic and Indigenous Spaces. Productions and Cognitions*, 113-136. Farnham: Ashgate.
- Lehtola, V.-P. (2015). Sami Histories, Colonialism, and Finland. *Arctic Anthropology* 52(2): 22-36. <https://doi.org/10.3368/aa.52.2.22>.
- Manker, E. (1961). Den svenska fjälllappernas boplatser och flyttningsleder. In: *Atlas över Sverige*, 147-148. Stockholm: Generalstabens Litografiska Anstalts Förlag.
- Mazzullo, N. (2010). More than meat on the hoof? Social significance of reindeer among Finnish Saami in rationalized pastoralist economy. In: Stammler, F. & Takakura, H. (Hg.) *Good to Eat, Good to Live with. Nomads and Animals in Northern Eurasia and Africa*, 101-119. Sendai: Tohoku University.
- McCann, E. (2011). Veritable inventions. Cities, policies and assemblages. *Area*, 43(2): 143-147. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2011.01011.x>.
- Scheller, E. (2011). The Sámi Language Situation in Russia. *Uralica Helsingiensia*, 5: 79-96.
- Seitsonen, O. & Koskinen-Koivisto, E. (2018). ›Where the F... is Vuotso?‹. Heritage of Second World War forced movement and destruction in a Sámi reindeer herding community in Finnish Lapland. *International Journal of Heritage Studies*, 24(4): 421-441. <https://doi.org/10.1080/13527258.2017.1378903>.

Die verkaufte Region

Ulrich Ermann

»Guten Tag, ich hätte gerne eine Region!«

— »Gerne! Wie groß darf sie denn sein? Suchen Sie eher etwas Bodenständiges oder etwas Exklusives?«

»Wenn Sie mich so fragen, muss ich gestehen: Ich habe mir dazu noch gar nicht so viele Gedanken gemacht. Was hätten Sie denn so im Angebot?«

— »Also wir haben Regionen zum Investieren, zum Arbeiten, zum Wohnen, zum Essen und Trinken, zum Urlaubmachen, zur gemeinsamen Nutzung von Infrastrukturen, zum Identifizieren und zur Wertschöpfung. Zum Genuss von Natur und Kultur oder einfach nur zum Wohlfühlen. Wir haben kleine, mittlere und große Regionen im Angebot; vom Preis her sehr hochwertige *fancy regions*, Klassiker im moderaten Preissegment, aber auch echte Schnäppchen!«

»Wenn ich nicht gleich eine ganze Region nehmen möchte, wäre es dann auch möglich, nur eine Teilregion zu erwerben?«

— »Selbstverständlich! Zum Einstieg empfehlen wir auch, ein Wochenende in einer Region zu buchen oder etwas Regionales zu kaufen. Im Sonderangebot hätten wir gerade Würste aus der Region. Darf ich Ihnen welche einpacken?«

Die Region als Ware

Ganz so wie an der Wursttheke funktioniert der Markt für Regionen offensichtlich nicht. Es scheint zwar unstrittig zu sein, dass Regionen auf Märkten gehandelt werden und somit einen Warencharakter aufweisen; wozu gäbe es sonst so etwas wie *Regionalmarketing*, wenn nicht zur Vermarktung von Regionen? Regionen werden aber offenbar anders feilgeboten als Äpfel und Birnen, Autos und Fahrräder, Häuser und Grundstücke und überhaupt alles, was jemandem gehört und für das ein Eigentumswechsel möglich ist. Markttransaktionen (Verkauf/Kauf, Ware gegen Geld, Zusammentreffen von Angebot und Nachfrage) scheinen auch bei Regionen üblich zu sein, wenngleich Regionen dabei eher nicht in Privateigentum übergehen. Offenbar ist es nicht die Region selbst – im Sinne eines territorialen Besitzanspruchs –, die über den Ladentisch wandert, sondern das Regionale (oder die

Regionalität) als Teil oder Eigenschaft einer Ware, für das es einen Markt gibt. Das wiederum ist nichts Ungewöhnliches und auch nichts, was exklusiv nur für Regionen gelten würde. Schließlich gibt es beispielsweise auch einen Markt für Bildung, für Gesundheit und für Sicherheit – allesamt Werte, die nicht für sich allein gehandelt werden können, sondern nur verknüpft mit bestimmten Leistungen und Gütern. Während allerdings der Nutzen, gebildet und gesund zu sein sowie sicher zu leben, ziemlich offensichtlich ist, so erschließt sich der Wert des Regionalen weniger eindeutig. Vielleicht hilft es, die Ware Region etwas besser zu verstehen, wenn man verschiedene Situationen unterscheidet, in denen Regionen vermarktet, verkauft und gekauft werden.

Die Region als Destination

Wir liefern Ihnen erstklassigen und smarten Support, um Ihre Region besser im Wettbewerb der touristischen Destinationen zu positionieren. Glauben Sie uns, Ihre Region ist für den Tourismus unvorstellbar attraktiv – es wissen nur noch viel zu wenige. Die Region muss bekannter gemacht werden. Und genau das ist unser Job: Ihre Region als Tourismusmagnet dorthin zu bringen, wo sie hingehört – in die erste Liga der Tourismusregionen. Denn wo sonst findet man so eine perfekte Mischung aus Natur und Kultur mit einem derartigen Potenzial für Aktivität und Kontemplation? (RegiConsult¹)

Regionen werden allenthalben als Orte für Freizeit und Tourismus angeboten und vermarktet, auf unterschiedlichen Maßstabsebenen: So werden den Erholungs- und Vergnügungssuchenden größere Raumeinheiten, wie etwa Bundesländer, genauso schmackhaft gemacht wie kleinere Einheiten, die typischerweise den Zuständigkeitsbereich eines Tourismusverbands als Zusammenschluss einer bestimmten Zahl an Gemeinden und Anbieter:innen touristischer Leistungen bilden. So stehen Regionen wie die Mecklenburger Seenplatte, Tirol oder die Region Schladming-Dachstein genauso im Wettbewerb um Reisende mit unzähligen anderen Regionen wie Süddalmatien, Südkalifornien oder Südindien. Zum Verkauf stehen touristische Leistungen wie Transport, Unterbringung, Verpflegung und Freizeitaktivitäten. Nachgefragt werden aber nicht allein Anreise, Hotelzimmer, Essen und Programm, sondern die mit den Urlaubsregionen verbundenen Imaginationen – Sehnsüchte, Geschichten, Erlebnisse, gepaart mit Begegnungen, Ausblicken und Bildern, Gerüchen, Geräuschen und Gefühlen –, die die Reisenden

1 *RegiConsult* ist eine fiktive Beratungsagentur für Regionalmarketing. Eine Ähnlichkeit des Namens zu echten Organisationen ist nicht beabsichtigt, wohl aber eine Ähnlichkeit in der Argumentation und Sprache des Angebots von Beratungsdienstleistungen für regionales Marketing.

als Erinnerungen mit nach Hause bringen. Die Reisenden kaufen all dies mit ihrer Reise mit und zahlen dafür Geld an jene Unternehmen, die es verstehen, eine Region – als Destination – mit genau diesen *benefits* zu vermarkten. Die Vermarktung bewegt sich dabei im Spannungsfeld zwischen Singularisierung und Standardisierung (siehe Callon 1998; Reckwitz 2017): Jede Region soll etwas ganz Besonderes sein und etwas bieten, das es sonst nirgends gibt. Im Marketingjargon heißt das, es gilt die Alleinstellungsmerkmale (USP: *unique selling propositions*) herauszustellen, was für die Ware *Region* eigentlich kein großes Problem sein dürfte. Schließlich gibt es jeden Ort und jede Region eben nur einmal. Gleichzeitig wird von einer Tourismusregion aber auch erwartet, dass sie touristische Standards bedient. Das heißt, das Angebot soll etablierten Vorstellungen entsprechen und vergleichbar sein. Es werden vertraute Ausstattungen und Abläufe präferiert und bekannte Leistungen nachgefragt. So ist es kein Widerspruch, dass auf Urlaubsreisen sowohl regionale Spezialitäten hoch im Kurs stehen als auch Speisen und Getränke, die man von zuhause gewohnt ist.

Die Region als betrieblicher Standort

Die Region [hier Name Ihrer Region einsetzen] bietet die ideale Kombination aus weichen und harten Standortfaktoren. Höchste Lebensqualität gepaart mit einem unternehmensfreundlichen Milieu, unbürokratischer Hilfe bei Betriebsansiedlungen und einer perfekten Mischung aus Tradition und Hightech. Anders als die großen Ballungsräume wartet [hier Name der Region einsetzen] mit modernster Infrastruktur auf, zugleich mit überschaubaren Strukturen und einem familiären Flair. Das Image der Region leidet noch immer unter der ehemaligen Rückständigkeit und einem Mangel an regionalem Selbstbewusstsein. Durch unseren integrativen Marketingmix mit einem investitionsfreundlichen Branding und einer zielgruppenorientierten Imagekampagne sorgen wir dafür, dass die Region wettbewerbsfähig mit absoluten Top-Standorten wird. (RegiConsult)

An eine ganz andere Zielgruppe wendet sich Regionalmarketing im unternehmerischen Standortwettbewerb. Dabei geht es darum, mit anderen Regionen um Investitionen und Betriebsansiedlungen zu konkurrieren und Unternehmen dazu zu bringen, in genau dieser und nicht in einer anderen Region Arbeitsplätze zu schaffen und Wertschöpfung zu generieren. Auch Unternehmen dazu zu bewegen, ihren Standort in der Region beizubehalten und nicht zu verlagern, kann indirekt ein Ziel sein. Verantwortlich für das Angebot sind in der Regel regionale Zusammenschlüsse von Gebietskörperschaften und/oder Organisationen der regionalen Wirtschaftsförderung. Anders als bei den Tourismusregionen sind die Nachfragenden keine Privatpersonen, sondern Unternehmen. Doch ähnlich wie bei der Tourismus-

region geht es auch hier ganz wesentlich um die Konstruktion und Vermarktung des Images einer Region. Dabei gibt es Überschneidungen, da die Attraktivität und der Freizeitwert einer Region auch als weicher Standortfaktor schlagend werden. Die Selbstverständlichkeit, wie sich Regionen heute als ökonomische Standorte im globalen Wettbewerb verstehen, ist durchaus bemerkenswert (vgl. Duveneck & Schipper 2012).

Die Region als Wohnstandort

Wohnen, wo andere Urlaub machen. Wer wünscht sich das nicht? Wir vermarkten die Stärken Ihrer Region, indem wir die Alleinstellungsmerkmale kommunizieren und eine positive Markenbildung der Region stimulieren. Wir bieten Ihnen ein integriertes Imagekonzept, das sich nicht nur auf den Wohnungsmarkt konzentriert, sondern die Region als nachhaltigen Wohnstandort im Verbund mit Arbeitsplätzen, Freizeitmöglichkeiten und Lebensqualität kommuniziert. Der Trend zum Leben auf dem Land, zum Leben in einer naturnahen und preiswerten Umgebung, birgt ein großartiges Potenzial, das wir mit unserem regionalen Marketing für Ihre Region optimal in Wert setzen. (RegiConsult)

Eine explizite Vermarktung von Regionen als Wohnstandort ist traditionell eher selten anzutreffen, zumal die Wohnortentscheidung für bislang nicht in der betreffenden Region ansässige Personen meist eine Folge der Wahl von Arbeitsstandorten ist. Anders gesagt: Erst muss man einen Job haben, bevor man sich überlegt, wo man wohnen möchte. Diese Abfolge scheint sich jedoch in jüngerer Zeit deutlich zu verändern, da der Ort der Arbeitsausübung für eine wachsende Zahl von Erwerbstätigkeiten mehr oder weniger standortunabhängig ist. Aufgrund des digitalen Wandels und beschleunigt durch die COVID-19-Pandemie sind mehr Tätigkeiten im Homeoffice möglich. Auch der Trend zu Coworking Spaces im ländlichen Raum (siehe Bähr et al. 2021) weist darauf hin, dass auch ländliche und periphere Regionen durch Wohnstandortqualität (niedrige Immobilienpreise und Lebenshaltungskosten, hohe Lebensqualität durch naturbezogene Freizeitmöglichkeiten und Umweltqualität) punkten können. Dennoch: Regionen werden meist nicht in erster Linie als Wohnstandorte beworben, aber dieses Kriterium wird mit anderen Waren mitvermarktet, indem etwa bei Stellenausschreibungen Jobs durch die hohe Lebensqualität in der Region attraktiv gemacht werden oder indem Regionen *integriert* vermarktet werden. Das zeigt sich anhand regionaler Imagekampagnen, die eine Region nicht zielgruppenspezifisch vermarkten, sondern gleichermaßen als Urlaubs-, Freizeit-, Wirtschafts-, Arbeits- und Wohnstandort. Ein auf die Attraktivität einer Region als Lebensmittelpunkt gerichtetes Regionalmarketing ist zudem nur teilweise nach außen – auf potenzielle Zuzügler:innen – gerichtet. Wohl

noch wichtiger ist die Imagebildung nach innen: Durch Schaffung eines positiven Images sollen Einwohner:innen dazu animiert werden, in der Region zu bleiben, anstatt sie zu verlassen. Auch die potenzielle Rückkehr von Menschen, die aus der Region stammen und aktuell anderswo ansässig sind, soll durch Imagekampagnen stimuliert werden.

Die Region als Herkunftskennzeichen

Wer möchte heutzutage noch Produkte aus anonymer, industrieller Produktion kaufen? Wenn doch alle wissen: Das Gute liegt so nah! Kaum etwas wird heute vom Konsumenten [sic!] mehr wertgeschätzt als Regionalität. Verzichten Sie also nicht darauf, die regionale Wertschöpfung zu einem gewichtigen Verkaufsargument zu machen. Wir beraten Sie bei der regionalen Markenführung. Lassen Sie Ihre Kunden den Mehrwert der Herkunft aus der Region erkennen und erzielen Sie höhere Gewinnspannen durch Regionalmarketing. Speziell im Lebensmittel-sektor helfen wir Ihnen zu zeigen, wie gut die Region schmeckt! (RegiConsult)

Regionalmarketing im Sinn von Marketing für Waren mit regionaler Herkunft erfreut sich seit geraumer Zeit großer Beliebtheit, insbesondere auf Märkten für Lebensmittel. Waren es in den 1990er Jahren noch überwiegend spezifische Regionalvermarktungsprogramme in Marktnischen außerhalb der konventionellen Vermarktungsschienen, gibt es seit den 2000er Jahren – im Zuge einer Konventionalisierung der Regionalität – im deutschsprachigen Raum keine Supermärkte mehr ohne regionale Produktlinien im Sortiment. Unternehmen der Nahrungsmittelindustrie wie auch des Lebensmitteleinzelhandels verkaufen die Herkunftsregionen der Produkte als wichtige Produkteigenschaft mit (Ermann 2005; Pike 2018, S. 24ff.). Standen zu Beginn dieses Regional-Trends noch Aspekte des moralischen bzw. nachhaltigen Konsums wie Erhaltung kleinbetrieblicher und naturnaher Produktionsstrukturen im Vordergrund, so dominiert inzwischen ein Regionalmarketing mit einer sehr vagen Imagination und Präsentation des Regionalen und seiner Vorteile. Im Grunde lässt sich fast jedes Produkt als ein *regionales* verkaufen; denn welches Produkt kommt nicht aus einer Region?

Die kommodifizierte Region

Zum Verkauf angeboten wird in keinem der angeführten Formen des Regionalmarketings die Region selbst im engeren Sinn als räumliche Einheit (gewissermaßen als Territorium, wie ein Grundstück), sondern ein bestimmtes Angebot, das sich innerhalb dieses als Region abgegrenzten Raumes befindet oder das mit ihm in

einer bestimmten Weise verknüpft ist. In jedem Fall jedoch befindet sich das, was verkauft werden soll, in unmittelbarer Konkurrenz zu anderen Waren, die sich woanders befinden. Urlaub kann entweder in dieser oder in einer anderen Region gemacht werden; Direktinvestitionen und unternehmerische Aktivitäten können entweder in dieser oder in einer anderen Region erfolgen; man wohnt und lebt entweder in dieser oder in einer anderen Region und man kauft und konsumiert Produkte (z.B. Lebensmittel), die entweder aus einer bestimmten (insbesondere der *eigenen* oder *nahegelegenen*) Region stammen oder die von woanders kommen (d.h. aus einer *fernen* Region oder, im Fall fehlender Herkunftsangabe, aus anonymen Quellen). Wenn es aber die Regionen im Sinn von räumlichen *Adressierungen* oder *Behältern* sind, die direkt im Wettbewerb zu anderen Regionen stehen, dann könnte man wiederum mit guten Gründen davon sprechen, dass es eben doch Regionen selbst sind, die vermarktet werden und somit selbst als Ware gelten.

Anzumerken ist hierbei, dass der Begriff Regionalmarketing für die Vermarktung von Regionen nur im Deutschen gebräuchlich ist, während im Englischen der Begriff *place marketing* verwendet wird, der weiter gefasst ist und die Vermarktung von Städten und Regionen einschließt (siehe z.B. Kotler et al. 1993). Aufgrund der unterschiedlichen Bedeutung von *Region* (dt.) und *region* (engl.) wäre eine direkte Übersetzung ohnehin irreführend. So wird z.B. im anglophonen Kontext auch nie etwas *aus der Region*, sondern fast ausschließlich *local* vermarktet, gekauft oder gegessen (siehe z.B. Harris 2010). *Region* im hier verstandenen – sehr offenen – Sinn kann in der Tat sehr vieles implizieren, was unter anderem mit *region*, *place* oder *local* bezeichnet wird. Nicht nur klar abgegrenzte *Territorien* oder weniger klar abgrenzbare *Landschaften* sind Gegenstand von Kommodifizierungsprozessen, sondern etwa auch Nahraum und Nähe, Stadt-Umland-Beziehungen, *Land* bzw. *land*, ländliche und periphere Räume oder Ländlichkeit (vgl. Cloke 1992).

Die Frage, wie etwas zu einer Ware gemacht wird, steht im Zentrum des Konzepts der *Kommodifizierung* (auch: *Vermarktlichung*; im Englischen *commodification* oder *commoditization*), das an Karl Marx' Verständnis vom Warencharakter und Warenfetischismus anschließt. Durch Prozesse der Kommodifizierung wird etwas zu einer Ware gemacht, die auf Märkten gehandelt wird und für die es dementsprechend ein Angebot und eine Nachfrage gibt (vgl. Ermann 2021). Karl Polanyi (1978 [1944]) bezeichnet die Produktionsfaktoren Boden und Arbeit als fiktive Waren, die wie marktfähige Waren behandelt werden, obwohl sie nicht genuin für den Markt produziert werden. Demensprechend lassen sich auch Regionen als fiktive Waren verstehen, sofern man davon ausgeht, dass die Existenz von Regionen gewissermaßen ihrer Vermarktung vorgängig ist – was nicht unbedingt der Fall sein muss, wie noch ausgeführt wird. Was von Polanyi mit »double movement« beschrieben wird, lässt sich auch bei Regionen erkennen: Durch die Kommodifizierung von Regionen und des Regionalen im Zuge einer umfassenden Etablierung einer Marktgesellschaft wird die Region als Ware ökonomisiert, also aus ihren nicht-ökonomischen

gesellschaftlichen Verankerungen (*embeddedness*) gelöst. Dadurch kommt es zu Gegenbewegungen, die die Ware Region durch regulative Strategien wieder stärker mit sozialen Zielen und Strukturen verknüpfen, etwa durch regionalpolitische und -planerische Maßnahmen im Hinblick auf soziale und gerechtigkeitsbezogene Fragen des Ausgleichs, des Zugangs und der Verteilung.

Ein Blick auf betriebswirtschaftliche Konzeptionen von *Region* im Zuge des Regionalmarketings zeigt, dass dabei tatsächlich kaum ein relevanter Unterschied zwischen der Vermarktung einer Region und der Vermarktung eines Autos, einer Waschmaschine oder einer Biermarke gemacht wird. Im betriebswirtschaftlichen Marketing werden generelle Instrumente des Marketings auf das potenzielle Verkaufsobjekt (oder die Marke) *Region* angewandt, ohne allzu sehr auf die Besonderheiten des Objekts *Region* Rücksicht zu nehmen. So erläutert der *Marketing-Papst* Philip Kotler (2015) im Interview: »Place marketing is a philosophy and skill set dedicated to market and improve a place and develop a core image that can attract visitors, residents, industries and companies, whatever the object may be«. Auch wenn es in jüngerer Zeit selbst im betriebswirtschaftlichen Marketing vermehrt kapitalismuskritische Stimmen hinsichtlich der Vermarktbarkeit und des Wettbewerbs von Regionen gibt (so auch von Kotler im gleichen Interview), bleibt das grundlegende Narrativ der Anleitung zur optimalen Marktförmigkeit in Analogie zu Konsumgütern unangetastet. *Place marketing* für Regionen ist jedenfalls ein wichtiges Instrument, das in den letzten Jahrzehnten stark an Bedeutung gewonnen hat. Es bringt nicht (nur) Regionen auf einen dafür bestehenden Markt, sondern es bringt – ganz im Sinn der Kommodifizierung von *Region* – überhaupt erst den Markt für Regionen hervor (vgl. auch Hall 1997, S. 4f.). Diese Sichtweise, nach der Märkte durch Marketing geschaffen werden, klingt banal, ist aber gerade im Marketing (als akademische Disziplin wie auch in der unternehmerischen Verkaufspraxis) selbst keineswegs selbstverständlich und wird häufig übersehen, wie Araujo et al. (2010, S. 1ff.) betonen.

Die chauvinistische Region

Die Vermarktung des Regionalen erfolgt, indem die jeweilige Region (oder das Regionale) als besonders gut, herausragend und überlegen gegenüber anderen Regionen dargestellt wird. Da sich die Regionen gewissermaßen selbst verkaufen (oder Akteur:innen in/aus dieser Region), erfolgt zwangsläufig ein Eigenlob: Die eigene Stärke, die eigene Schönheit, der eigene Wert werden also in die Welt hinausposaunt, um Reklame für die Region nach innen (zur Förderung des *Regionalbewusstseins*) und nach außen (zur Anwerbung von Arbeitsplätzen, Arbeitskräften, Konsument:innen und Steuerzahler:innen) zu betreiben.

Eine Region, die sich in solcher Weise auf dem Markt der Regionen anbietet, ist wohl meist auch – in unterschiedlichen Schattierungen – eine chauvinistische Region: Das Eigene, Nahe und Vertraute wird hervorgehoben, wodurch zwangsläufig das Andere, Ferne und Fremde eine Abwertung erfährt. Gut gemeinte Ideen einer autarken Region oder einer autonomen Region (z.B. im Hinblick auf Energieversorgung oder Mitbestimmung) driften nicht selten ins Fahrwasser von Abschottung, Ignoranz und Kirchturmdenken. Ein solcher *Regionalchauvinismus* – in der englischsprachigen Fachliteratur auch als »defensive localism« (Winter 2003) bezeichnet – erscheint im Wettbewerb der Regionen unvermeidbar, zeigt aber auch, worin Probleme und Grenzen einer solchen Vermarktung liegen. Anders als im Wettbewerb von Konsumgütern und Produktmarken geht im Wettbewerb der Regionen die Aufwertung des Eigenen und Abwertung des Anderen unmittelbar mit einer räumlichen Zuschreibung einher, die ein territorial definiertes Kollektiv als etwas Besseres darstellt. Der im Rahmen von Regionalvermarktungskampagnen entstehende Regionalchauvinismus kann leicht auch in eine reaktionäre Idealisierung eines bestimmten (bzw. des eigenen) Raumes und in fremdenfeindliche Denkmuster münden.

Selbst außerhalb der Konkurrenz zwischen Regionen lassen sich entsprechend chauvinistische Werbesujets feststellen. Regionalvermarktungsprogramme im Lebensmitteleinzelhandel, die *das Nahe* und *die Heimat* betonen, werten keine anderen Regionen ab, aber sie implizieren eine Bevorzugung (oder auch Moralisierung) des räumlich Nahen und des Eigenen, wodurch sie eine räumlich definierte Zugehörigkeit proklamieren. Slogans wie *Wir sind Steirer!* (Spar-Supermärkte) wollen eine regionale Identifizierung fördern und suggerieren dabei, dass sich alle, die in der Steiermark leben, auch als *Steirer* verstehen – oder ignorieren jene, denen das schwer fällt.

Die performative Region

Durch die Vermarktung von Regionen werden Regionen performativ hergestellt. Indem eine Region vermarktet wird, entsteht sie vor dem geistigen Auge all derjenigen, die davon angesprochen werden. Nichts anderes ist schließlich der Zweck des Vermarktens: Eine Region soll durch verschiedene Formen der Kommunikation in Wort und Bild Aufmerksamkeit erlangen und sich als Region in den Köpfen festsetzen. *Herstellung* einer Region bedeutet nicht unbedingt, dass es die Region nicht vorher schon gäbe. So würde wohl niemand behaupten, Regionen wie Tirol oder die Eifel gäbe es nicht ohne Vermarktung. Das Bild, das Tourist:innen, Unternehmer:innen, (potenzielle) Einwohner:innen und Konsument:innen von diesen Regionen haben, ist aber sehr wohl stark von den Vorstellungen beeinflusst, die durch die Vermarktung transportiert werden. Im Fall von neueren Regions-

bildungen – typischerweise im Rahmen von EU-Förderprogrammen dazu stimuliert – werden aber durchaus auch Regionen (»Designerregionen« nach Weichhart 2000) erst durch Selbstvermarktungsaktivitäten bekannt (z.B. Lausitzer Seenland). Durch die Regionalisierung von Produkten (Reisen, Infrastrukturleistungen, Konsumgüter usw.) werden Regionen produziert. Zugleich werden auch Vorstellungen davon, was Regionen und das Regionale ausmacht – etwa als ein Gegenpol zum Globalen, als Raum der Übersichtlichkeit und der Bodenhaftung – ganz wesentlich von Erzählungen und Bildern im Rahmen der Regionalvermarktung bestimmt. Das heißt nicht, dass solche Vermarktungsstrategien immer auch nennenswerte Effekte nach sich ziehen. Vermarktung kann misslingen und nur geringen Erfolg haben. In der Sprechakttheorie würde das lauten: Nur wenn der Sprechakt einer Vermarktung gelingt, kann er auch seine performative Kraft entfalten.

Mit der *Performativität* von Märkten (Callon 1998) wird ausgedrückt, dass Märkte durch Modelle und Ideen von Märkten hervorgebracht werden. So werden Märkte nach dem Muster der neoklassischen Modellökonomik realisiert, indem versucht wird, möglichst freien Wettbewerb und Vergleichbarkeit von homogenen Gütern zu ermöglichen. Ebenso werden Märkte nach Idealen betriebswirtschaftlicher Marketingstrategien realisiert. Übertragen auf Regionen und das Regionale als Ware auf einem Markt bedeutet das, die Darstellung des Regionalen ist weit mehr als nur eine Repräsentation, ein Abbild bestehender Regionen, sondern Regionen und Regionalität werden durch ihre Selbstvermarktung erschaffen. Dies beschränkt sich auch nicht nur auf reine Vorstellungsbilder – Images – von Regionen, sondern die Produktion von Images wirkt sich wiederum auf die reale Konstitution von Regionen, in ihrer Abgrenzung, in ihrer Wirkmächtigkeit und ihrer Organisation aus. Die Notwendigkeit für Regionen, sich selbst zu vermarkten und im Wettbewerb mit anderen Regionen zu reüssieren, lässt sich als eine selbsterfüllende Prophezeiung verstehen. Je stärker alle daran glauben, dass die Vermarktung so wichtig und unverzichtbar ist, dass ein Großteil der in der Regionalentwicklung und Regionalpolitik eingesetzten Mittel in die symbolische Kommunikation gesteckt wird, und je mehr die Entscheidungsträger:innen ihr Handeln danach ausrichten, desto notwendiger wird es tatsächlich, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen. Eine Marketingideologie wird somit zur sich selbst reproduzierenden Realität der sich verkaufenden Regionen, die – aus guten Gründen – die Logik der marktwirtschaftlichen Konkurrenz als alternativlose realpolitische Notwendigkeit wahrnehmen (vgl. Duveneck & Schipper 2012, S. 271).

Ein hohes performatives Potenzial hat in diesem Zusammenhang auch die Region als Marke. Im Englischen ist diesbezüglich von »place branding« die Rede (vgl. Pike 2011). Die *markierte Region* würde diesen Aspekt nur unzureichend beschreiben, denn es geht beim regionalen *branding* keineswegs nur darum, einer Region ein gut wiedererkennbares Zeichen zuzuweisen, sondern die Region selbst wird zu einer Marke gemacht. Der Name einer Region soll im Rahmen einer erfolgreichen

Markenbildung und -führung bestimmte Assoziationen transportieren. In Fällen, in denen dies gut gelingt, wird der Name der Region dann auch als Marke für verschiedenste Angebote in und aus dieser Region verwendet (z.B. *Steirisches Vulkanland* als Marke für Region, Schinken, Wein usw.). Nicht selten verselbständigt sich dann auch eine geographische Bezeichnung als Marke und löst sich manchmal sogar von ihrer Herkunft (z.B. wenn Herkunftsbezeichnungen zu Gattungs- und Qualitätsbezeichnungen mutieren).

Die ausverkaufte Region

Die ausgeführten Überlegungen führen zu der provokanten Frage: Ist *Region* letztlich nichts anderes als ein räumlich gedachtes Produkt neoliberaler Diskurse der spätkapitalistischen Marktlogik (des Verkaufens/Kaufens und Vermarktens)? Oder anders gefragt: Wie wäre eine Kommunikation über Regionen vorstellbar, wenn diese explizit *nicht* als Ware im marktwirtschaftlichen Wettbewerb gesehen würden?

Um die Funktion von Region, der Regionalpolitik und der Rede von dem Regionalen besser zu verstehen, sollten wir uns bewusst machen, dass die neoliberale Wettbewerbslogik meist unausweichlich bzw. als *Sachzwang* erscheint. Wenn Regionen geplant, entwickelt, gefördert und kommuniziert werden, werden sie in der Regel auch vermarktet, das heißt, marktförmig gemacht. Es ließe sich also durchaus mutmaßen, dass *die Region* jenseits dieser Ökonomisierung kaum existiert. Während z.B. nicht infrage steht, dass es vor der *neoliberalen Stadt* oder der *neoliberalen Universität* bereits Städte und Universitäten gab, deren Selbstverständnis von anderen Logiken angetrieben war, könnte man bei der *Region* vermuten, dass sie zumindest tendenziell schon immer ein ökonomistisches Verständnis implizierte, zumal sie als (zunächst akademischer und planerischer) Begriff erst in den letzten 50 Jahren den Eingang in die Alltagssprache fand (vgl. Blotevogel 1996, S. 45). Insofern spricht einiges dafür, dass die Produktion und Vermarktung von Regionen als zum Verkauf bestimmte Waren Bestandteil einer übergeordneten ökonomischen Strategie im Rahmen der *flexiblen Produktion* ist, wie Hall bereits 1997 allgemein für *place marketing* konstatierte (Hall 1997, S. 5).

Will man vor diesem Hintergrund am Begriff der Region festhalten, ihn aber weniger als Ware und/oder Markt verstehen und z.B. mehr im Hinblick auf Nachhaltigkeit, wäre es ratsam, andere Narrative des Regionalen zu stärken: Dann müssten Regionen und Regionalität – und eben das räumlich *Nahe* – eher als ein *Wir* angesehen werden, welches sich weder von *anderen* abgrenzt noch im Wettbewerb mit *anderen* befindet. Stattdessen müsste das *Gemeinsame* im Sinn von gemeinsamer Organisation von Sorge und Versorgung, von gemeinsamer Nutzung und sozial gerechtem Teilen von natürlichen und sozialen Grundlagen

und von Infrastruktur sowie einer gesellschaftlichen Verantwortung gegenüber dem Nahraum im Mittelpunkt stehen. Partizipation, bürgerschaftliches und zivilgesellschaftliches Engagement, Vermeidung von externen Abhängigkeiten und umweltschonende Wirtschaftsformen wären dafür von elementarer Bedeutung. Solche Vorzüge scheinen jedoch im üblichen Regionalmarketing eher von nachrangiger Bedeutung zu sein. Die Region, die sich vorrangig über einen Wettbewerb der Regionen versteht, stellt zwangsläufig genau diese Werte hinten an. Sie neigt vor lauter Verkaufsorientierung dazu, für die Schaffung jener Vorzüge zu sorgen, die sie verkaufsfördernd in Szene setzen kann. Insofern wird die *verkaufte* Region schnell auch eine *ausverkaufte* Region.

- »Darf ich Ihnen jetzt Ihre Region einpacken?«
 »Nein danke, ich kaufe lieber doch nichts.«
 — »Wie? Aber dann kann die Region ja einpacken!«
 »Kann sie das nicht verpackt wie unverpackt?«
 — »Was machen wir jetzt mit ihr, bevor sie schlecht wird?«
 »Machen wir zusammen das Beste draus.«

Literatur

- Araujo, L., Finch, J. & Kjellberg, H. (2010). Reconnecting marketing to markets: an introduction. In: Araujo, L., Finch, J. & Kjellberg, H. (Hg.) *Reconnecting Marketing to Markets*, 1-12. Oxford: Oxford University Press.
- Bähr, U., Biemann, J., Lietzau, J. & Hentschel, P. (2021). *Rural Coworking: People, Models, Trends*. Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung und CoWorkLand.
- Blotevogel, H.-H. (1996). Auf dem Wege zu einer ›Theorie der Regionalität‹. Die Region als Forschungsobjekt der Geographie. In: Brunn, G. (Hg.) *Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirische Befunde*, Schriftenreihe des Instituts für Europäische Regionalforschungen, 1: 44-68. Baden-Baden: Nomos.
- Callon, M. (1998). The embeddedness of economic markets. In: Callon, M. (Hg.) *The Laws of the Markets*, 1-57. Oxford: Blackwell.
- Cloke, P. (1992). The countryside: Development, conservation and an increasingly marketable commodity. In: Cloke, P. (Hg.) *Policy and Change in Thatcher's Britain*, 269-295. London: Pergamon.
- Duveneck, A. & Schipper, S. (2012). Standort. In: Marquardt, N. & Schreiber, V. (Hg.) *Ortsregister. Ein Glossar zu Räumen der Gegenwart*. Bielefeld: transcript.
- Ermann, U. (2005). *Regionalprodukte. Vernetzungen und Grenzziehungen bei der Regionalisierung von Nahrungsmitteln*. Stuttgart: Steiner. (Sozialgeographische Bibliothek, 3).

- Ermann, U. (2021). Geographien der Kommodifizierung. Zur performativen Herstellung von Raum und Natur bei der Vermarkt(lich)ung von Lebensmitteln. In: Coelsch-Foisner, S. & Herzog, C. (Hg.) *For Sale! Kommodifizierung in der Gegenwartskultur*, 29-48. Heidelberg: Winter.
- Hall, M. (1997). Geography, marketing and the selling of places. *Journal of Travel & Tourism Marketing*, 6(3-4): 61-84. https://doi.org/10.1300/J073VO6NO3_05.
- Harris, E. M. (2010). Eat local? Constructions of place in alternative food politics. *Geography Compass*, 4(4): 355-369. <https://doi.org/10.1111/j.1749-8198.2009.00298.x>.
- Kotler, P. (2015). Philip Kotler on *Place Marketing, Branding and Why We Need to Rethink Capitalism*. (Interview). Abrufbar auf: <https://placebrandobserver.com/interview-philip-kotler/> [Zugriff: 14. Juli 2022].
- Kotler, P., Haider, D.H. & Rein, I. (1993). *Marketing Places: Attracting Investment, Industry, and Tourism to Cities, States, and Nations*. New York: The Free Press.
- Pike, A. (2011). *Brands and Branding Geographies*. Cheltenham: Edward Elgar.
- Pike, A. (2018). Origination. The geographies of brands and branding. In: Ermann, U. & Hermanik, K.-J. (Hg.) *Branding the Nation, the Place, the Product*. London, New York: Routledge.
- Polanyi, K. (1978 [engl. Orig. 1944]). *The Great Transformation: Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Weichhart, P. (2000). Designerregionen – Antworten auf die Herausforderungen des globalen Standortwettbewerbs? *Informationen zur Raumentwicklung*, 9(10): 549-564.
- Winter, M. (2003). Embeddedness, the new food economy and defensive localism. *Journal of Rural Studies*, 19(1): 23-32. [https://doi.org/10.1016/S0743-0167\(02\)00053-0](https://doi.org/10.1016/S0743-0167(02)00053-0).

Die zusammenhaltende Region

Peter Dirksmeier, Sonja Fücker & Johannes Crückeberg

Sozialer Zusammenhalt basiert im Kern auf gefühlter Gemeinsamkeit. Sie macht den Kitt aus, der Gruppen oder Kollektive zusammenhält, und ist von Individuen fortlaufend (wieder-)herzustellen. Historisch erfolgreiche Folien der Gemeinsamkeitsproduktion sind beispielsweise Verwandtschaft, Bündnisse, wie zum Beispiel die Hanse, oder Herkunftsmythen (Giesen 1991). Familien sind – auch über nationale Grenzen hinweg – über Zugehörigkeitsgefühle aneinander gebunden. In Wertegemeinschaften verbünden sich Menschen selbstorganisiert mit gesellschaftlichen Kräften oder über politische Intervention. Und die lokale oder auch nationale Identifikation mit einem Lebensort schafft Gemeinsamkeit, zum Beispiel durch Heimatverbundenheit, die als Kehrseite auch den Ausschluss anderer mit sich bringen kann.

Neben solchen Zeugnissen menschlicher Bindungskräfte ist der Anfang des Nachdenkens über den sozialen Zusammenhalt in der westlichen Moderne mit dem Problem der zunehmenden Individualisierung von Menschen konfrontiert. Die Persönlichkeiten der Individuen in den europäischen Gesellschaften ab dem 18. Jahrhundert werden ausgeprägter; ihre Handlungsmöglichkeiten kennzeichnet eine wachsende Autonomie. Die Individuen individualisieren sich. Aber diese Selbstbestimmung ist nur eine Seite der Medaille. Denn mit der Nivellierung überkommener gesellschaftlicher Bindungen, wie der des Standes, finden sich die autonomen Individuen in dichten Wechselbeziehungen wieder, die auch – allerdings abweichende – Abhängigkeiten voneinander erzeugen: Die mit der Industrialisierung entstehenden Wahlmöglichkeiten von Individuen, eigenverantwortlich für ihre Interessen und Ziele einzutreten, verlangen ihnen andererseits ab, sich mit anderen zu verbünden. Aufgabe der frühen Soziologie war es somit, zu erklären, wie »soziale Solidarität« (Durkheim 1992, S. 82) möglich ist, wenn die Gesellschaftsmitglieder sich in ihren Persönlichkeiten zunehmend voneinander entfernen, oder dies zumindest potenziell könnten, und dabei gleichzeitig quasi als Hintergrundfolie eine auferlegte Abhängigkeit der Einzelnen voneinander entsteht. Durkheims Antwort auf diese Frage überzeugt – die resultierende gesellschaftliche Arbeitsteilung führe demnach zu einer »Integration der Gesellschaft« als wesentlichen Faktor des »sozialen Zusammenhalts« (Durkheim 1992). Durkheim geht letztlich davon

aus, dass sich die Kollektivstruktur der Gesellschaft durch die Oszillation zwischen der durchgesetzten Individualisierung als unaufhaltsamer moderner Entwicklung und der dennoch bestehenden und von den Individuen gepflegten Bindung an ein segmentärgesellschaftliches Kollektiv auszeichnet. Durkheims Diagnose lässt sich auch im Hinblick auf kohäsive Dynamiken in Gegenwartsgesellschaften anwenden: Die Bewusstheit um die Kräfte zwischen autonomer werdenden Individuen und deren Einfluss auf die Integrationskraft der Gesellschaft durch wechselseitige Abhängigkeit trägt den sozialen Zusammenhalt (Habermas 1988).

In Anbetracht dieser Ausgangslage großer Ambivalenz war es an Marshall Berman (1988), darauf hinzuweisen, dass es gerade die Modernität ist, die dem Menschen eine Möglichkeit zum Zusammenhalt weist. Ihre räumlichen Formen bahnen einer Menschlichkeit als Optimismus den Weg, der den Menschen die Fähigkeit zuspricht, über verschiedenste Grenzen hinweg zusammenzuhalten. Für Berman waren dies Subkulturen in modernen Großstädten wie St. Petersburg oder New York, die den Zusammenhalt der Menschen massiv förderten, gerade weil die Modernisierung mit der urbanen Metropole eine Form des Zusammenlebens hervorbrachte, die nur wenige Gelegenheiten für dauerhafte Bindungen bereithielt (Berman 1988). Die modernen räumlichen Strukturen der Gesellschaft erscheinen, wie man vermuten könnte, nur oberflächlich als Widerstände für die von Durkheim vermutete Integration und, daraus abgeleitet, den sozialen Zusammenhalt. Sie bieten genauso geschützte Nischen an, in denen Zusammenhalt – auch auf Dauer – entsteht. In einem raum-affinen Vokabular lassen sich diese Nischen als Regionen beschreiben. Diese bringen sowohl einen Zusammenhalt hervor, der sich in einem Netzwerk weiterer, parallel existierender Regionen fortsetzt, als auch als Milieu aufzufassen ist, in dem selbst zusammengehalten wird. Damit oszilliert der Zusammenhaltsbegriff in regionaler Perspektive zwischen einem *Zusammenhalt der Region* oder *Zusammenhaltsregion* und einer *zusammenhaltenden Region*.

Neben Formen der Gemeinsamkeit setzt sozialer Zusammenhalt zu dessen Festigung oder Herstellung weitere Faktoren voraus. Zu unterscheiden sind notwendige und hinreichende Voraussetzungen für sozialen Zusammenhalt in modernen Gesellschaften. Die Moderne produziert das Notwendige – Netzwerke und Solidarität – und ermöglicht das Hinreichende – in Form durchgesetzter Arbeitsteilung und starker Institutionen (Portes & Vickstrom 2011). Sozialer Zusammenhalt kann sich dann entlang von fünf Ebenen zeigen, die sich aus Haltungen und Einstellungen zum Zusammenhalt in individueller und kollektiver Hinsicht zusammensetzen, aus Handlungen und Praktiken des Zusammenhaltens, aus der Wirkungsstärke von involvierten sozialen Beziehungen, aus institutionell bereitgestellten Möglichkeiten der Zusammenarbeit sowie der Integration und nicht zuletzt aus den Diskursen und Kommunikationsakten, die in der Gesellschaft reflexiv ihren eigenen sozialen Zusammenhalt thematisieren (Forst 2020, S. 43). Diese notwendige Komplexität und normative Aufladung des Begriffs, mit der vorausgesetzt

wird, was Zusammenhalt ist und woraus er besteht, führt zwangsläufig zu großen Schwierigkeiten. Einem solchen Verständnis zufolge sind die Chancen gering, einen empirischen Nachweis für sozialen Zusammenhalt in lokalen Situationen aufzufinden: Der soziale Nahraum der lokalen Nachbarschaft, des Stadtviertels oder der Gemeinde ist gemeinhin ein wichtiger Ort, an dem Menschen Zusammenhalt erfahren und selbst aktiv Einfluss auf kohäsive Kräfte in einem bestimmten Lebensraum ausüben. Unüberschaubar bleiben mit dem bestehenden normativen Begriffsgerüst des Zusammenhalts aber sowohl ein Verständnis über seine institutionellen Grundlagen (wie zum Beispiel Anzeichen räumlich differenzierter Merkmale sozialer Ungleichheit im Hinblick auf die Gleichwertigkeit von Lebensverhältnissen) als auch die für kohäsive Kräfte notwendigen Einstellungen und Handlungen von Individuen (wie der Einfluss des sozialen Engagements oder das Eintreten für politische Ziele, zum Beispiel durch Protestaktionen im eigenen Stadtteil). Sozialer Zusammenhalt erscheint so zwangsläufig als eine unerfahrbare und unerreichbare Metakategorie (Giesen 1991).

Diese Unerfahrbarkeit liegt zum einen darin begründet, dass der Begriff des gesellschaftlichen Zusammenhalts eine Zustandsbeschreibung auf der sozialen Makroebene nahelegt, die im Kern die Qualität des sozialen Miteinanders anzeigt (Schiefer & van der Noll 2017). Gestaltet wird Zusammenhalt aber durch subjektive Zusammengehörigkeitsgefühle, die im sozialen (Nah-)Raum von Individuen erfahren und hergestellt werden und die von der Reichweite bzw. Intensität ihrer sozialen Beziehungen beeinflusst sind (Fonseca et al. 2019).

Das soziale Konzept des Vertrauens kann hier als eine Analysefolie einspringen und als Schlüssel zum Erkennen und Verständnis von sozialem Zusammenhalt dienen. Vertrauen als eine Form des Kredits in Bezug auf erfolgende Handlungen eines Vertrauensnehmenden, die außerhalb der Kontrolle eines Vertrauensgebenden liegen (Schilke et al. 2021), kann die wesentlichen Grundannahmen von sozialem Zusammenhalt subsumieren und so als eine Hilfskategorie herangezogen werden, die den Einbezug der regionalen Perspektive erlaubt. Letztlich basiert der soziale Zusammenhalt dann auf einem Aufeinanderzubewegen von unterschiedlichen Lebenswelten, Gruppen oder Milieus, die jeweils wieder eigene gruppenspezifische Kohäsionen aufweisen. Sozialer Zusammenhalt wird so zu einer Kategorie der Bewegung vom einen zum anderen. Um dieses Aufeinanderzubewegen zu ermöglichen, scheint es notwendig, dass der Raum der gruppenspezifischen Kohäsion ein Stück weit verlassen werden muss, um darüber hinaus sozialen Zusammenhalt zu erreichen. Dies deutet zugleich die Vulnerabilität einer Kategorie an, die zum einen vertrauensbasiert ist und zum anderen die Bewegung von tradierten kohäsiven Situationen in der eigenen Gruppe voraussetzt. Historisch findet sich dies etwa mit dem Auftauchen von professionellen Handelnden auf griechischen Marktplätzen ab dem 6. Jahrhundert vor Christus. Deren Ökonomisierung einer auf Vertrauen und Zusammenhalt basierenden sozialen Situation – dem Tausch

auf dem Markt – wurde damals als Gefahr für den Zusammenhalt und die geltenden sozialen Normen gesehen (Knorr-Cetina 2006, S. 54). Ähnliche Zuschreibungen finden sich für frühe Arbeitsmigrant:innen in den USA, die aus China oder Griechenland kamen und Wäschereien und Blumenläden eröffneten (Siu 1952). In jüngster Zeit wird die Migration nach Europa im Jahr 2015 als eine Bedrohung des sozialen Zusammenhalts interpretiert, nicht aufgrund der wandernden Menschen selbst, sondern aufgrund der institutionellen Reaktionen der Staaten, die den Bürger:innen deutlich aufzeigte, dass die staatlichen Institutionen gerade nicht in der Lage sind, zu kollaborieren und unterschiedliche Wertmaßstäbe zu vereinbaren (Bansak et al. 2017).

Es zeigt sich, dass die zwei unterschiedlichen Varianten des regionalen Zusammenhalts – der *Zusammenhalt der Region* und die *zusammenhaltende Region* – jeweils unterschiedlich mit Vertrauen operieren. Der Zusammenhalt der Region bleibt weitestgehend unberührt von Vertrauen. Wie Habermas (1998) feststellt, beruht der Zusammenhalt der Region im Wesentlichen auf deren politischer Steuerung und im Idealfall auf einem parlamentarischen Unterbau, der über regelmäßig abgehaltene Wahlen die Menschen immer wieder an die Existenz und Bedeutung der Region erinnert. Die Region baut damit für ihren Zusammenhalt in erster Linie auf Governancestrukturen auf. Problematisch erscheinen hier eher die großen sozio-ökonomischen Unterschiede zwischen den Regionen, die beobachtet werden und so Begründungen liefern könnten, gerade nicht auf sozialen Zusammenhalt von Gesellschaften zu setzen (Immarino et al. 2019). Die zusammenhaltende Region dagegen ist in ihrer Funktion als Etablierungsmechanismus von *weak ties* (Granovetter 1973) auf Vertrauen angewiesen, die wiederum erst auf vertraulicher Basis Zusammenhalt generieren können. Solche *weak ties* entstehen relativ spontan und situativ und sind im Gegensatz zu den *strong ties* lose. Diese *weak ties* sind jedoch von entscheidender Bedeutung, wenn es darum geht, Gruppen mit starken Verbindungen zusammenzuhalten. Sie bringen Kreise von Netzwerken miteinander in Kontakt, stärken die Beziehungen und schaffen neue Verbindungen zwischen bestehenden Beziehungskreisen.

Abseits von vergemeinschaftender, das heißt subjektiv gefühlter Vertrauensbildung lässt sich der Blick auf globale Strukturen der zusammenhaltenden Region richten. So bauen die von Rudolf Stichweh (2010) beschriebenen Mitglieder einer global vernetzten *Weltgesellschaft* Vertrauen unter dem Vorzeichen einer »Minimalmoral« (Stichweh 2010) auf, die weder verdient noch erarbeitet werden kann. Sie ermöglicht die Akzeptanz von wechselseitig wahrgenommener Fremd- und Andersheit, ohne eine Verpflichtung, mehr oder stärkere Bindungen untereinander eingehen zu müssen. Ein generalisiertes Vertrauen, von anderen eine grundlegende Akzeptanz erwarten zu können, bildet hier den Boden für flüchtige Beziehungen und lose Netzwerke und legt den Grundstein eines *globalen* Zusammenhalts.

Die zwei Ebenen der Analyse von regionalem Zusammenhalt lassen sich in einem zweiten Schritt mit der von Chan et al. (2006) in Bezug auf Gruppen entwickelten Unterscheidung von objektiver und perzeptiver Kohäsion weiter differenzieren. Die objektive Kohäsion zielt dabei auf die als objektiv angesehenen Attribute einer Gruppe, die wiederum auf der von den Mitgliedern der Gruppe geäußerten Nähe zu den anderen Mitgliedern basiert. Die objektive Kohäsion ist nach Chan et al. (2006) ein Maß der Gruppenbindung. Die perzeptive Kohäsion wiederum beruht auf Einschätzungen der Selbstzuschreibungen vom Gruppenstatus der einzelnen Mitglieder in Bezug auf ihre Gruppenbindung und ihre emotionale Antwort auf diese Mitgliedschaft. Gewendet auf den regionalen Zusammenhalt bedeutet dies, dass eine wahrgenommene und eine objektive Form regionalen Zusammenhalts gesondert werden kann, die sich wiederum entlang der Unterscheidung in/zwischen Regionen verteilen lässt.

Ein Beispiel für den wahrgenommenen Zusammenhalt in der zusammenhaltenden Region wäre demnach der regionale *Provinzialismus* oder die regionale Identität als emotionale Bindung an die Region, ein Beispiel für den objektiven Zusammenhalt hier der Grad an Institutionalisierung der Region. Analog lässt sich Regionalisierung als Ausdruck objektiven Zusammenhalts zwischen Regionen auffassen. Ein manifestes Ergebnis des objektiven regionalen Zusammenhalts auf europäischer Ebene sind die NUTS-Regionen (*Nomenclature des Unités Territoriales Statistiques*) aus den 1970er Jahren, die zwei Aspekte bedienen. Sie stellen sowohl eine technische Lösung zur Angleichung europäischer Regionalstatistiken dar, die als Grundlage für Politikentscheidungen herangezogen werden, als auch die integrative Lösung für Fördermaßnahmen, die unter anderem sozialen Zusammenhalt in Regionen und zwischen Regionen schaffen soll, insbesondere über finanzielle Unterstützung von ökonomisch schwächeren Regionen (Paasi et al. 2018). Auf bundesstaatlicher Ebene wird mit dem auf Solidarität und Konvergenz fußenden Leitbild der gleichwertigen Lebensverhältnisse ein ähnlicher Ansatz verfolgt.

Der regionale *Provinzialismus* als wahrgenommener Zusammenhalt der zusammenhaltenden Region weist eine gefährliche Seite auf, die insbesondere zutage treten kann, wenn es sich um den Zusammenhalt in »zurückgelassene[n]« Regionen« (Manow 2019, S. 130) handelt. Philip Manow (2019) führt hier das Beispiel der regionalen Unterschiedlichkeit der *Leave*-Voten bei der *Brexit*-Abstimmung an. Insbesondere Regionen mit sinkenden Anteilen an britischen Arbeiter:innen etwa in Landwirtschaft, Bergbau, Baugewerbe oder Industrie – entweder aufgrund wirtschaftlichen Niedergangs, hoher Armutsrate und Einkommensungleichheit oder aufgrund von Zuzug von Arbeitskräften aus dem Ausland – weisen hohe Zustimmungsraten zum Austritt aus der EU und zugleich ein hohes Maß an Migrationsfeindschaft auf der Individualebene auf (Manow 2019). Es wäre aber zu kurz gefasst, nur moralische oder kulturelle Deutungsangebote als Erklärung des aufstrebenden Populismus der damit adressierten *Modernisierungsverlierer:innen* heran-

zuziehen. Die regionale Varianz der gegenwärtigen Populismusbewegungen zeigt vielmehr, dass nicht nur Werthaltungen und weltanschauliche Überzeugungen der unteren sozialen Schichten den sozialen Zusammenhalt gefährden. Während im europäischen Süden linkspopulistische Parteien reüssieren, verbreitet sich im Norden Europas der Rechtspopulismus. Damit verbundene Verlustängste und Unsicherheiten sind somit ganz entscheidend an politische Verhältnisse geknüpft. Als Analysefolie für Proteste gegen neoliberale Austeritätspolitiken bis hin zur Kritik an der wirtschaftlichen Globalisierung und westeuropäischer Einwanderungspolitiken müssen auch die *politischen Ökonomien*, das heißt eine aus politischer Organisation und Regulierung resultierende Ungleichheit wirtschaftlicher Verhältnisse herangezogen werden (Manow 2019).

Die zusammenhaltende, zurückgelassene Region hält in dem Beispiel der *Brexit*-Abstimmung gegen die Fremden und die Fremdbestimmung zusammen. Zusammenhalt erscheint hier als die Rückseite sozialer Exklusion. Maßnahmen zur Schaffung von positivem Zusammenhalt in Regionen hat bereits Jane Jacobs in den 1960er Jahren mit Blick auf Stadtteile in großen US-amerikanischen Städten kritisch gesehen. Sie sah die Projektlogik der handelnden Akteur:innen in Politik und Planung als großes Hindernis, da solche Projekte aufgrund ihres Aufbaus eher disruptiv in organische soziale Strukturen eingreifen (Jacobs 1992). Regionaler sozialer Zusammenhalt wird so eher unterminiert denn gefördert. David Harvey (2021) sieht vielmehr die Notwendigkeit für Praktiken, »die aus Regionalität eine von bestimmten Gefühlsstrukturen gekennzeichnete Lebensweise machen« (Harvey 2021, S. 178), um sozialen Zusammenhalt in der Region zu schaffen, der sich – so könnte man hinzufügen – nicht *gegen* andere richtet.

Die zusammenhaltende Region kann viele Formen annehmen. Wesentlich ist ihr Charakter als »empirische Einheit[...] zur räumlichen Ordnung von (dis)kohäsiven Interaktionen« (Dirksmeier & Göb 2021, S. 451). Die zusammenhaltende Region kennzeichnet demnach ihre Fähigkeit, Interaktionen und Begegnungen als grundlegende Voraussetzung von Zusammenhalt räumlich zu organisieren. Allerdings kann dies sowohl in einer zusammenhaltstfördernden als auch in einer zusammenhaltstzersetzenden Weise geschehen. Beispielsweise ist die Nachbarschaft eine solche räumlich-ordnende Einheit, die sozialen Zusammenhalt generieren oder verhindern kann. Wesentlich für ein Verständnis dieser (dis)kohäsiven Nachbarschaftsfunktion ist die von Peter Mann (1954) vorgeschlagene Unterscheidung in manifeste und latente Nachbarschaft. Die manifeste Nachbarschaft bezeichnet Praktiken sozialer Beziehungen, wie gemeinsame Freizeitgestaltung oder gegenseitige Besuche zu Hause. Die latente Nachbarschaft zielt dagegen auf positive und zugewandte Haltungen der Nachbarn untereinander, die sich in Unterstützungshandlungen übersetzen lassen, insbesondere in Krisenzeiten. Die zusammenhaltende Region der Nachbarschaft manifestiert sich damit empirisch in den Einstellungen und Haltungen der Menschen zueinander im Stadtteil. Insbesondere

die physische Nähe im Quartier kann dabei den Zusammenhalt garantieren, wie Liu et al. (1969) am Beispiel der philippinischen Stadt Cebu herausarbeiten. Zusammenhalt entsteht hier aus einem Angewiesensein auf die Nachbarn, das sich in täglichen Interaktionen perpetuiert, wie die Nutzung desselben Brunnens oder desselben religiösen Schreins und damit gleichzeitig die Instandhaltung dieser Infrastrukturen.

Auch Schenkrituale unter Nachbarn – in einem großräumigen Zusammenhang – können Merkmale kohäsiver Gruppenbildung sein, wie Marcel Mauss in seinen Arbeiten zum symbolischen Gabentausch auf den melanesischen Trobriand-Inseln zeigt. Der zirkulierende Austausch von Schmuckstücken (*kula*) zwischen Stammesmitgliedern der kreisförmig angelegten Inselgruppe wirkt aufgrund der wechselseitigen Verpflichtung, Gaben der Nachbar-Gruppen anzunehmen und zu erwidern, zusammenhaltsstiftend. Kohäsiv wirken aber nicht die Gegenstände selbst, die zum Tausch geboten werden, sondern der »Geist der gegebenen Sache« (Mauss 1968, S. 31ff.) – das *hau* – bindet die Empfangenden einer Gabenleistung verpflichtend an die Identität der Gebenden und reproduziert auf diese Weise soziale Bindungen über reziproke Schuldverhältnisse.

In einem frühen Beitrag zur sozialen Kohäsion in der Nachbarschaft kommen Forrest & Kearns (2001) zu der Schlussfolgerung, dass es gerade diese zentrale Funktion der Nachbarschaft als eine »bedeutende Arena für die Entwicklung und Aufrechterhaltung von schwachen Bindungen« (Forrest & Kearns 2001, S. 2133, eigene Übersetzung) ist, die sie für die Etablierung sozialen Zusammenhalts so bedeutsam erscheinen lässt. Die *weak ties* in der Nachbarschaft begründen einen Ort der Entlastung von den Zwängen des Expertentums, in die Menschen in ihrem alltäglichen Erleben eingewebt sind, und ermöglichen so die unverfängliche Gemeinsamkeit und Geselligkeit, die mit dem Begriff des »Gemeinsinn[s]« (Waldenfels 2009, S. 92) bezeichnet werden kann. Die zusammenhaltende Region stellt somit eine Form von Schutzraum dar, der Handlungen ermöglicht und Lebensstile erhält. Kommt es aber zu einer Überlagerung von verschiedenen sozialen Nachbarschaften als eine Form von Multiplizität an einem Ort, etwa durch Zuzug sozial distinkter Schichten, dann kann wiederum das basale Band der Zugehörigkeit durchschnitten und die diskohäsive Seite des Ortes betont werden. Der Begriff der Heterotopie als »Überschreitungsort« bezeichnet diese potenzielle Rückseite kohäsiver regionaler Strukturen (Waldenfels 2009).

Die zusammenhaltende Region der Nachbarschaft manifestiert sich in banalen Orten alltäglicher Territorialisierung, die zunächst ausgrenzend wirken und ihren eigentlichen Charakter als Interaktionsanlass und -ermöglichung nicht auf den ersten Blick preisgeben. Viele Interaktionen in der Nachbarschaft finden beispielsweise im Zusammenhang mit dem Gärtnern und dem Garten statt. Hier werden zunächst Territorialisierungen des Eigentums in Form von physischen Grenzen wie Hecken oder Zäunen wesentlich. Aber neben der primären Symbolisie-

rung von Eigentum und Schutz als eine Burgmetapher (Garten als eigener heiliger Raum, der geschützt und bewacht wird) existieren noch viele weitere Bedeutungen dieser Grenzen, die wichtig für den sozialen Zusammenhalt in der Nachbarschaft sind. Hecken und Zäune sind genauso Orte der Interaktion und bilden eine Zone des Dazwischens, der Liminalität, die erst in ihrer Symbolik des Trennens eine Gemeinsamkeit des Getrennten herstellt (Blomley 2016). Denn neben der Aufgabe des Separierens weisen Grenzen auch die Aufgabe des Filterns auf. Sie sind »Sortiermaschinen« (Mau 2021), die beispielsweise als Staatsgrenze Personen an der Einreise in ein Staatsgebiet hindern können, aber genauso als Gartenzaun geschützte Interaktionen über diese Grenze hinweg ermöglichen können. Sie bieten also nicht nur ein trennendes und filterndes Potenzial, sondern sind auch als mögliche Schnittstellen und Berührungspunkte zu verstehen (Newman 2006). Damit entstehen Sozialbeziehungen, die David Harvey (2021) als die neue Allmende bezeichnet. Die zusammenhaltende Region weist demnach einen Mehrwert für ihre Angehörigen auf und produziert ein Gemeingut, das dann sein ganzes Potenzial entfalten wird, wenn die Verständigung unter den Nutzenden und die Entwicklung kultureller regionaler Teilungsregeln gelingt. Interaktionen und Begegnungen spielen in diesem Prozess regionaler »Allmendisierung« (Näser 2008, S. 8) eine zentrale Rolle.

Regionalität und Zusammenhalt lässt sich mindestens in vier Formen denken. Der wahrgenommene Zusammenhalt in der Region als Identität oder Provinzialismus prägt die zusammenhaltende Region. Regionale Verbundenheit führt jedoch immer die Möglichkeit einer exkludierenden Rückseite mit, die zu einem Bewahren des Tradierten und zu einer Abweisung des Neuen beitragen kann. In diesem Fall ist die zusammenhaltende Region auch die ausschließende Region, wie Philip Manow (2019) dies für die Regionalität in der *Leave*-Voten aufgezeigt hat. Zusammenhaltende Regionen differenzieren sich dann in deren prosperierende Varianten und ihre krisenhafte Pendanten, etwa gut situierte Nachbarschaften in ökonomisch erfolgreichen Großstädten mit deutlich inklusivem Charakter und deindustrialisierte Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit, Transferabhängigkeit und Migrationsfeindschaft, wie beispielsweise in den Kleinstädten des ländlichen tiefen Südens der USA (Gandy 2004). Die voranschreitende Verankerung der Region in politischen Institutionen führt zwangsläufig zu einem steigenden objektiven Zusammenhalt der Region. Sie ist in diesem Fall mehr Entität denn Prozess. Wenn die Region beispielsweise parlamentarisch repräsentiert wird, dann hat sie einen Grad an Festigkeit erreicht, der die Region perpetuiert, aber nicht gleichzeitig davon entlastet, über eine geschickte regionale Administration wiederum sozialen Zusammenhalt selbst zu erzeugen (Koschorke 2015). Und letztlich bleibt es eine empirisch offene Frage, inwieweit der objektive Zusammenhalt zwischen Regionen, etwa als institutionalisierter monetärer Ausgleich zwischen den NUTS-Regionen der EU, es überhaupt über die Wahrnehmungsschwelle der Menschen schafft und nicht gänzlich ein abstrakt-normatives politisches Konstrukt bleibt. Die zusammenhaltende

Region öffnet so Forschungsfragen, die letztlich weit über deren Geographie oder soziale Konstitution hinausweisen.

Literatur

- Bansak, K., Hainmueller, J. & Hangartner, D. (2017). Europeans support a proportional allocation of asylum seekers. *Nature Human Behaviour*, 1: 0133. <https://doi.org/10.1038/s41562-017-0133>.
- Berman, M. (1988). *All That Is Solid Melts Into Air. The Experience of Modernity*. New York: Penguin Books.
- Blomley, N. (2016). The territory of property. *Progress in Human Geography*, 40(5): 593-609. <https://doi.org/10.1177/0309132515596380>.
- Chan, J., To, H.-P. & Chan, E. (2006). Reconsidering social cohesion: developing a definition and analytical framework for empirical research. *Social Indicators Research*, 75(2): 273-302. <https://doi.org/10.1007/s11205-005-2118-1>.
- Dirksmeier, P. & Göb, A. (2021). Zusammenhalts-Regionen – zur Theorie der Weltgesellschaft in der Sozialgeographie. *Geographica Helvetica*, 76(4): 449-454. <https://doi.org/10.5194/gh-76-449-2021>.
- Durkheim, E. (1992). Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fonseca, X., Lukosch, S. & Brazier, F. (2019). Social cohesion revisited: a new definition and how to characterize it. *Innovation: The European Journal of Social Science Research*, 32(2): 231-253. <https://doi.org/10.1080/13511610.2018.1497480>.
- Forrest, R. & Kearns, A. (2001). Social cohesion, social capital and the neighbourhood. *Urban Studies*, 38(12): 2125-2143. <https://doi.org/10.1080/00420980120087081>.
- Forst, R. (2020). Gesellschaftlicher Zusammenhalt. Zur Analyse eines sperrigen Begriffs. In: Deitelhoff, N., Groh-Samberg, O. & Middell, M. (Hg.) *Gesellschaftlicher Zusammenhalt. Ein interdisziplinärer Dialog*, 41-53. Frankfurt a.M., New York: Campus Verlag.
- Gandy, M. (2004). Towns. In: Harrison, S., Pile, S. & Thrift, N. (Hg.) *Patterned Ground. Entanglements of Nature and Culture*, 194-196. London: Reaktion Books.
- Giesen, B. (1991). Die Entdinglichung des Sozialen. Eine evolutionstheoretische Perspektive auf die Postmoderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Granovetter, M.S. (1973). The strength of weak ties. *American Journal of Sociology*, 78(6): 1360-1380. <https://doi.org/10.1086/225469>.
- Habermas, J. (1988). *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Habermas, J. (1989). Staatsbürgerschaft und nationale Identität. In: Habermas, J. *Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats*, 632-660. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Harvey, D. (2021). *Rebellische Städte. Vom Recht auf Stadt zur urbanen Revolution*. 5. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Immarino, S., Rodriguez-Pose, A. & Storper, M. (2019). Regional inequality in Europe: evidence, theory and policy implications. *Journal of Economic Geography*, 19(2): 273-298. <https://doi.org/10.1093/jeg/lby021>.
- Jacobs, J. (1992). *The Death and Life of Great American Cities*. New York: Vintage Books.
- Knorr-Cetina, K. (2006). The market. *Theory, Culture and Society*, 23(2-3): 551-556. <https://doi.org/10.1177/0263276406062702>.
- Koschorke, A. (2015). *Hegel und wir. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2013*. Berlin: Suhrkamp.
- Liu, W.T., Rubel, A.J. & Yu, E. (1969). The urban family of Cebu: a profile analysis. *Journal of Marriage and Family*, 31(2): 393-402. <https://doi.org/10.2307/349957>.
- Mann, P.H. (1954). The concept of neighborliness. *American Journal of Sociology*, 60(2): 163-168. <https://doi.org/10.1086/221507>.
- Manow, P. (2019). *Die Politische Ökonomie des Populismus*. 3. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Mau, S. (2021). *Sortiermaschinen. Die Neuerfindung der Grenze im 21. Jahrhundert*. München: C.H. Beck.
- Mauss, M. (1968). *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Näser, T. (2008). Authentizität 2.0: kulturanthropologische Überlegungen zur Suche nach ›Echtheit‹ im Videoportal YouTube. *kommunikation@gesellschaft*, 9: 1-17.
- Newman, D. (2006). The lines that continue to separate us: borders in our ›borderless‹ world. *Progress in Human Geography*, 30(2): 143-161. <https://doi.org/10.1191/0309132506ph599xx>.
- Paasi, A., Harrison, J. & Jones, M. (2018). New consolidated regional geographies. In: Paasi, A., Harrison, J. & Jones, M. (Hg.) *Handbook on the Geographies of Regions and Territories*, 1-20. Cheltenham, UK: Edward Elgar.
- Portes, A. & Vickstrom, E. (2011). Diversity, social capital, and cohesion. *Annual Review of Sociology*, 37: 461-479. <https://doi.org/10.1146/annurev-soc-081309-150022>.
- Schiefer, D. & van der Noll, J. (2017). The essentials of social cohesion: a literature review. *Social Indicators Research*, 132(2): 579-603. <https://doi.org/10.1007/s11205-016-1314-5>.
- Schilke, O., Reimann, M. & Cook, K.S. (2021). Trust in social relations. *Annual Review of Sociology*, 47: 239-259. <https://doi.org/10.1146/annurev-soc-082120-082850>.
- Siu, P.C.P. (1952). The sojourner. *American Journal of Sociology*, 58(1): 34-44. <https://doi.org/10.1086/221070>.

- Stichweh, R. (2010). Fremdheit in der Weltgesellschaft: Indifferenz und Minimal-sympathie. In: Stichweh, R. (Hg.) *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*, 162-176. Berlin: Suhrkamp.
- Waldenfels, B. (2009). *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen. Modi leibhaftiger Erfahrung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Die Region – ein Passepartout!

Ute Wardenga

»Sie sind Franzose und heißen John?« »Jean, wenn's dem gnädigen Herrn beliebt«, sagte der Neue. »Jean Passepartout eigentlich [...], weil ich die Kunst besitze, mich stets aus der Affäre ziehen zu können [...]. Ich war schon Straßensänger, Kunstreiter in einem Zirkus [...], dann war ich Turnlehrer ... und in meiner letzten Stellung war ich Feuerwehrwachtmeister in Paris. Ich kann mit beachtlichen Bränden aufwarten, bei denen ich mitmachte. [...] Weil ich nun das Familienleben kennenlernen wollte, bin ich jetzt Kammerdiener in England. Nun bin ich im Augenblick stellenlos und [...] habe mich [...] bei Ihnen gemeldet, in der Hoffnung, endlich ein ruhiges Leben führen zu können und vielleicht sogar meinen Übernamen, Passepartout, mit der Zeit vergessen zu können [...].«

»Passepartout gefällt mir«, ließ sich nun der Gentleman vernehmen. »Die Referenzen sind gut. Wieviel Uhr haben Sie?« »Elf Uhr zweiundzwanzig«, antwortete Passepartout [...]. »Sie gehen vier Minuten nach. Aber das ist ja gleich. Wir müssen uns bloß die Differenzen merken. Also: Ab jetzt [...], Mittwoch, 2. Oktober 1872, sind sie mein Diener«. Und mit diesen Worten stand Phileas Fogg auf, ergriff mit der linken Hand seinen Hut, setzte ihn mit der Bewegung eines Automaten auf seinen Kopf, und dann verschwand er ohne ein weiteres Wort [...]. Passepartout war zum ersten Mal allein in dem Hause an der Savile Row.« (Verne 1974, S. 12-15)

Wahrscheinlich haben es einige Lesende längst gemerkt: Die Zitate stammen aus dem Roman *Reise um die Erde in achtzig Tagen*, den Jules Verne, einer der Begründer:innen der Science-Fiction-Literatur, 1873 unter dem Titel *Le Tour du Monde en 80 Jours* veröffentlicht hat. Selbst weit gereist, schrieb Verne seine spannend zu lesenden Bücher vorwiegend für ein eher junges, gebildetes und fortschrittsoptimistisches Publikum. Dabei sparte er nicht mit stereotypisierenden Überzeichnungen seiner Charaktere. Phileas Fogg z.B. ist ein ausgesprochener Pedant mit der Neigung, seinen von Liebhabereien der britischen Oberklasse bestimmten Lebensalltag im Minutentakt zu regeln. Begabt mit einer gusseisernen Fähigkeit, sich zahllose Einzelheiten zu merken, hat er sich über die Jahre hinweg als ein ebenso exzessiver wie aufmerksamer Leser von renommierten Tageszeitungen ein unge-

heures Wissen über die rasant fortschreitende Verflechtung der Welt durch moderne Verkehrsmittel angeeignet. Was Globalhistoriker:innen heute als die Etablierung der *global condition* beschreiben, erlebt Phileas Fogg (wie Millionen seiner Zeitgenoss:innen in Europa) als eine noch nie da gewesene Beschleunigung. Kein Wunder also, dass er – um Kontrolle zu behalten – seinen Tagesablauf in das Prokrustesbett eines rigiden Zeitmanagements zwingt. Obwohl die Distanz zwischen seiner Wohnung in der Savile Row und seinem vornehmen Londoner Club nur wenige Gehminuten beträgt, hat keiner

»so wie er die Topographie der ganzen Welt im Kopf. Es schien keinen noch so abgelegenen Ort zu geben, über den er nicht besondere Kenntnisse hatte. Mit wenigen kurzen und klaren Worten stellte er hie und da die tausend im Club zirkulierenden Gerüchte über verlorene oder verirrte Reisende richtig. Und seltsam: die von ihm entwickelten Hypothesen schienen wie von einem zweiten Gesicht eingegeben, so genau gingen sie immer in Erfüllung. Das war sicher ein Mensch, der schon überall gewesen war – im Geiste wenigstens« (Verne 1974, S. 10).

Aus heutiger Sicht mögen die Liebhabereien des Phileas Fogg skurril anmuten. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts waren sie es nicht. Bereits seit den 1840er Jahren wuchs das Interesse bürgerlicher Eliten an Geographie sprunghaft. Fortschrittsoptimistisch wurde jede Neuigkeit begierig aufgenommen und weiterverbreitet, nicht nur durch die Presse, sondern auch durch bürgerliche Vereine wie z.B. Geographische Gesellschaften. Sie gaben eigene Zeitschriften heraus, die nicht nur Berichte von Reisenden oder zusammenfassende wissenschaftliche Abhandlungen über die Fortschritte in der Erforschung der Erde enthielten, sondern auch zahllose kleine Notizen. Diese brachten – quasi in Echtzeit – unter anderem auch Nachrichten, z.B. über die Eröffnung neuer Schifffahrtsrouten oder Bahnstrecken. Solche Kurzberichte wurden teils von auswärtigen Korrespondenten der Gesellschaften geschrieben, teils jedoch auch von ortsansässigen Mitgliedern. Sie alle durchforsteten exzessiv die Publikationen anderer Geographischer Gesellschaften und exzerpierten systematisch das, was an Nachrichten für die eigene Gesellschaft möglicherweise von Belang war. Man darf mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass es sich dabei um Menschen wie Phileas Fogg handelte. Sie alle pflegten ihre Liebe zu topographischen Neuigkeiten, blieben daheim und fühlten sich dennoch in der ganzen Welt zu Hause.

Topographische Ordnungen sind indessen schwerlich ohne Kartographie vorstellbar, weil sie das Medium ist, mit dem und durch das Daten zu *Orten* werden. Für Kartographen des 19. Jahrhunderts wurden deshalb die Fogg'schen Eigenschaften ausschlaggebend. Emotionslose Nüchternheit bei der Erhebung und Prüfung von Daten, akribische Genauigkeit und beständige Kritik bei deren kartographischer Verarbeitung einerseits; andererseits das unstillbare Verlangen, Karten zu

Trägerinnen komplexer Informationen zu machen, die von den Nutzenden dann als raumbezogene Darstellung irdischer Realität gelesen werden konnten.

August Petermann ist hierfür ein hervorragendes Beispiel. Als Kartograph 1844–1853 in Edinburgh und London tätig, machte er binnen weniger Jahrzehnte im beschaulichen Gotha den Verlag Justus Perthes zum Welt-Imperium einer mit Exaktheit und eigenständigem Stil überzeugenden Kartographie. Die von ihm initiierte und jahrelang herausgegebene Zeitschrift *Petermanns Geographische Mitteilungen* setzte über viele Jahrzehnte hinweg die Standards für eine neue, an Kartenpraktiken orientierte internationale Geographie. Sie erzog ihre Adepten zu Virtuosen eines auf dem Grundgerüst sicherer topographischer Kenntnisse aufgebauten Weltwissens. Dieses wurde (und wird zum Teil bis heute) skalar auf verschiedenen Maßstabsebenen angeordnet. Und diese Maßstabsebenen haben in essenzialisierter Form das *doing geographies* – zumal als *Länderkunde* – bis weit ins 20. Jahrhundert hinein bestimmt.

Obwohl es von heute aus betrachtet abstrus wirkt, war Geographie als Länderkunde eine passende, weil pragmatische Antwort auf Herausforderungen der Globalisierung. Durch die für Länderkunde konstitutiven Kartenpraktiken setzte sich ein Temporalitätsregime durch, das auf die Permanenz der Gegenwart spezialisiert war. Paradoxerweise hat diese Fokussierung den Blick für gleichzeitig vorhandene räumliche Differenzen geschärft. Weil nun erstmals genügend standardisiert erhobenes Daten- und Beobachtungsmaterial zur Verfügung stand, konnten Geographen Muster der Verteilung oder Verbreitung von verschiedenen Phänomenen erkennen und vergleichende Hypothesen für deren Erklärung formulieren. Bereits seit den 1880er Jahren wurde Geographie daher international als eine Raumwissenschaft betrieben. Zumindest in Mitteleuropa und in den englischsprachigen Ländern vermied sie es gezielt, allzu eng mit der Geschichtswissenschaft zusammenzuarbeiten. Sie emanzipierte sich auch von der Geologie, indem sie Geomorphologie erfolgreich als neues Forschungsfeld (insbesondere des Eiszeitalters) ausbaute. Die für den Schulunterricht benötigten länderkundlichen Regionalisierungen beruhten daher vor allem auf Forschungsergebnissen der Geomorphologie und Klimageographie. Sie arbeiteten mit Naturräumen als stabilen Einheiten in einer zehntausende von Jahren umfassenden Gegenwart. Die von dieser Regionalen Geographie beschriebenen, skalar gestuften Räume vermittelten daher die Vorstellung von Dauer, Stabilität und Beständigkeit. Das wäre zweifellos auch einem Phileas Fogg entgegengekommen. Allerdings verfolgte Geographie als Länderkunde noch ein weiteres Programm. Hier ging es darum, die Vielfalt irdischer Natur und menschlicher Kulturen zur Anschauung zu bringen. Damit sind wir in der Welt von Jean Passepartout angelangt.

Dieser musste zu seiner größten Überraschung noch am Abend des 2. Oktober 1872 realisieren, dass es mit dem ersehnten ruhigen Leben erst einmal nichts werden würde, weil Phileas Fogg eine ziemlich waghalsige Wette eingegangen war, die

einen überhasteten Aufbruch noch am selben Tag notwendig machte. Mit Passepartout hat Verne eine komplementäre Figur kreiert, die (als Franzose) insbesondere die Sympathien des lesenden jugendlichen Publikums auf sich zog; denn der Autor schickt Passepartout immer wieder auf Erkundungstouren, auf denen er viel erlebt. Gleichzeitig geben diese Ausflüge Jules Verne die willkommene Möglichkeit, entlang der Reiseroute ein paar Sätze wie die folgenden einzuflechten:

»Wie gewohnt bummelte Passepartout unter der Menge am Quai umher, sah Vertreter der Somali, der Banianer, der Parsen, der Juden, der Araber und natürlich auch der Europäer, denn all diese Rassen machen die Bevölkerung von Aden aus, das 25.000 Einwohner zählt. Er bestaunte die Festungswerke, die diese Stadt zum Gibraltar des Indischen Ozeans gemacht haben, er bewunderte die großartigen Zisternen, an denen heute englische Ingenieure die Arbeit der Ingenieure des Königs Salomo – zweitausend Jahre später! – weiterführen. »Merkwürdig! Sehr, sehr merkwürdig!« murmelte Passepartout vor sich hin, als er wieder an Bord ging. »Mir fällt auf, dass es nicht ganz umsonst ist, eine Reise zu machen, wenn man was Neues sehen will.« (Verne 1974, S. 54)

Im Gegensatz zu Phileas Fogg geht es Passepartout also um den Blick auf Land und Leute und die Individualität von Orten. Für ihn ist die Erdumrundung nicht bloß eine Frage der »rationellen« (Verne 1974, S. 116) Überwindung von Distanzen, sondern eine Kette von überraschenden Momenten, auf die er situativ reagiert, in denen er lernt und dabei nicht unerheblich von seiner Wendigkeit und seiner Lebenserfahrung in unterschiedlichen Berufen profitiert. Erstaunlicherweise verfügt Passepartout im Roman über viele Eigenschaften, die sich auch mitteleuropäische Geograph:innen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zuschrieben, wenn es z.B. in Festschriften und Nachrufen darum ging, Kollegen zu würdigen, die sich besonders um die Weiterentwicklung der Regionalen Geographie verdient gemacht hatten. Selbst wenn man die quellentypischen Neigungen zur Erzählung von Heldengeschichten kritisch in Rechnung stellt, bleiben doch vier grundsätzliche Regeln, die es in der Regionalen Geographie zu beachten galt. Erstens: Jeden Aufenthalt nutzen, um Orte selbst zu erkunden. Mit der einheimischen Bevölkerung ins Gespräch kommen. Zweitens: Dort hingehen, wo andere noch nicht gewesen sind, selbst wenn dies mit Unannehmlichkeiten und Umständen verbunden ist. Drittens: Sich Zeit nehmen, um ein Gespür für das Alltagsleben von Menschen zu entwickeln, auch der sozial schlechter Gestellten. Viertens: Jeden Abend die Beobachtungen akribisch notieren, dabei vor allem das Unerwartete und/oder das bisher Unbekannte festhalten.

Wenn man Anthropomorphisierung hier als narratives Stilmittel zulassen möchte, dann kann man das bisherige *Leben* von *Region* in der Geographie so bunt erzählen wie das Leben der Romanfigur Passepartout. Denn als Zuschreibung für Räume hat auch *Region* bereits unterschiedliche Berufe ausgeübt. Im letzten

Drittel des 19. Jahrhunderts, also zur Zeit der internationalen Institutionalisierung der Geographie an Hochschulen, war sie erst eine etwas kümmerliche Straßensängerin, die vorwiegend ältere, vom Hörensagen übernommene Moritaten über Heimaträume eigenartiger Menschen zu Gehör bringen durfte. Dann wurde sie Kunstreiterin im Zirkus der Länderkunde. Dort hatte sie die Aufgabe, dem staunenden Publikum vorzuführen, dass Menschen zwar von Geschöpfen der Natur abhängig sind, man diese Geschöpfe aber durch Dressurakte auch dazu bringen konnte, Menschen zu dienen. Besonders erfolgreich war sie mit dem Programm *Kulturen der Dressur*. Dort zeigte sie nämlich, wie verschiedene Völker in unterschiedlichen Erdteilen differente Methoden der Dressur entwickelt hatten. Dabei ließ sie es an Exotik und stereotypischer Darstellung nicht fehlen. Der Clou des Programms bestand darin, dass die Pferde ihr erst dann gehorchten, wenn sie zum Schluss in europäischer Bekleidung auftrat. Während sie in Kleinstädten die weiße Siedlerin spielte, gab sie in Großstädten den Kolonialoffizier. Der Erfolg war jedes Mal überwältigend.

Nachdem der Zirkus, in dem sie gearbeitet hatte, im Ersten Weltkrieg bankrott gegangen und ihre Pferde zum Militärdienst eingezogen worden waren, verdiente sie in der Zwischenkriegszeit als Turnlehrerin der *Landschaft* ihren Lebensunterhalt. Dem reformpädagogischen Zeitgeist entsprechend legte sie nun besonderen Wert auf eine möglichst ausgewogene Persönlichkeitsentwicklung. Obwohl sie vorwiegend in Mittel- und Osteuropa arbeitete, hatte sie auch eine eigene Fangruppe in den USA. Ihre Trainingserfolge erregten Aufsehen, weil sie nämlich ihre Schützlinge als ganzheitliche Wesen betrachtete, deren Körper als Natur und deren Geist als Kultur es gleichermaßen zu trainieren galt. Ihr besonderes Geheimnis lag wieder darin, dass sie mit neuen Methoden arbeitete. Sie ermunterte ihre Schüler:innen nachdrücklich, sich den Ablauf einer Übung als prozesshaftes Geschehen vorzustellen. Dabei sollten sie sich die immer neuen Verflechtungen von Natur und Kultur sequenziell-bildlich vorstellen und hierbei auch Emotionen durch Körperlichkeit zum Ausdruck bringen. Das kam bei Wettkämpfen vor Publikum und in der Ausbildung von Turnlehrer:innen für Schulen besonders gut an.

Der Zweite Weltkrieg veränderte ihr Weltbild von Grund auf. Nach seinem Ende musste sie einsehen, dass sie aufgrund eigener Naivität politisch instrumentalisiert worden war und so auch mitgeholfen hatte, die NS-Diktatur aufrechtzuerhalten. Das wollte sie anfangs zwar nicht wahrhaben, kam aber in den 1950er Jahren zur Überzeugung, dass sie möglicherweise wieder als *Region* eine Zukunft haben könnte. Um wenigstens die Grundausbildung im Zivilschutz eines demokratischen Gemeinwesens zu bekommen, ging sie nun zur Feuerwehr. Zuerst arbeitete sie in der Abteilung *Raumplanung*. Hier war sie über mehr als zwei Jahrzehnte vollauf damit beschäftigt, eine etwas in die Jahre gekommene Großstadtswache funktional zu modernisieren. Dabei hatte sie erhebliche Kämpfe auszustehen, weil sich ein Teil der mächtigen Oberbrandmeister gegen die von ihr vorgeschlagenen, mehr tech-

nisch orientierten Maßnahmen zur Neuorganisation energisch wehrten. Richtig Karriere machte sie erst, als ein Großteil der verbeamteten Blockierer in Pension ging. Jüngere folgten nach, die die von ihr vorgeschlagene funktionale Differenzierung von Raum als Region für den richtigen Weg hielten, um das gesamte Feuerwehrwesen zu modernisieren. Das gelang nach einigen Anlaufschwierigkeiten sehr gut. Denn nun gab es eine Reihe von Spezialist:innen, die genügend angewandtes Wissen besaßen, um unterschiedliche Typen von Bränden zu löschen. Eigentlich war sie bei der Feuerwehr nun überflüssig geworden. Sie entschloss sich deshalb anfangs der 2000er Jahre zu einem erneuten Wechsel, auch weil sie sich ein etwas beschaulicheres Leben wünschte.

Sie hatte nämlich mitbekommen, dass aus einem zunächst im anglophonen Raum arbeitenden Start-up mittlerweile ein international agierender Konzern geworden war. Also bewarb sie sich bei der *Neuen Kulturgeographie*, nicht zuletzt, weil sie gehört hatte, dass es dort Menschen gab, die sich für die Konstruktion von Regionen interessierten. Sie hoffte, dass sie diese Menschen arbeitstechnisch etwas entlasten konnten. Allerdings staunte sie nicht schlecht, als sie das neue Bürogebäude in bester Innenstadtlage betrat, wo die Firma gleich mehrere Stockwerke mit stylischen Coworking Spaces gemietet hatte. Hier war es ganz anders als bei der Feuerwehr. Die neuen Kolleg:innen kamen aus aller Welt und den unterschiedlichsten Fächern. Alles in allem herrschte ein legerer Ton mit unterschwellig *woker* Grundierung. Also verlegte sie sich erst einmal auf teilnehmende Beobachtung. Das konnte sie ja schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Sie nahm sich vor, insbesondere den Gebrauch und die Semantik des Regionsbegriffs zu beobachten. Dabei realisierte sie mit der Zeit, dass dieselbe Buchstabenfolge R-E-G-I-O-N von verschiedenen Sprecher:innen mit unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen benutzt wurde. Als sie das in einem Meeting ansprach und darauf hinwies, dass für Geograph:innen *Region* nicht gleich *Region* sei, wurde sie von einem Kollegen barsch angegangen. »Merk dir eins!«, konstatierte er, »Die Region gehört nicht der Geographie!« – »Das mag schon sein«, gab sie zurück, »aber wir können sie am besten, weil wir nämlich verstanden haben, dass Region heute nicht mehr als Kollektivsingular funktioniert.« In diesem Moment dämmerte ihr, dass es mit einem bequemen Leben im Hause der Neuen Kulturgeographie wohl nichts werden würde. Sie musste also die Flucht nach vorne antreten.

Der vorliegende Sammelband ist meines Erachtens so eine Flucht nach vorne. Er hat verstanden, dass es unsinnig geworden ist, über *Region* weiterhin im Kollektivsingular nachzudenken, weil dieselbe Buchstabenfolge nicht automatisch dasselbe bedeuten muss. Damit provoziert er so manche Erwartungen, die Lesende gegebenenfalls voraussetzungsvoll haben können, wenn sie mit der Lektüre beginnen. Wahrscheinlich werden manche enttäuscht werden. Eine entsprechende Rezension in der Variante »16-Ender« könnte dann unter Umständen wie folgt aussehen:

Dieses im Prinzip verdienstvolle Buch mit seinen zahlreichen zum Nachdenken anregenden Essays ist im Gebrauch leider etwas umständlich. Mir hat sich bei der Lektüre nicht so recht erschlossen, warum die Herausgeber:innen auf eine Einleitung, die die Beiträge kurz vorstellt und zueinander in Verbindung setzt, verzichtet haben. Eine solche Einführung hätte idealerweise als eine Art Leseanleitung fungieren können, zumal allen Aufsätzen ein Abstract fehlt und nur wenige Autor:innen sich am Ende ihrer Beiträge zu einer (Art von) Zusammenfassung durchringen können. Zwar sind die meisten Texte durch Zwischenüberschriften gegliedert. Allerdings hätte man sich doch dringend mehr visuelles Material in Gestalt z.B. von aussagekräftigen Diagrammen, Karten oder Fotos gewünscht. Das hätte nicht nur das Verständnis mancher Beiträge erleichtert, sondern auch die Bleiwüste dieses Druckwerks etwas erträglicher gemacht. Die Texte sind meistens gut geschrieben und daher durchaus für den Gebrauch in der Praxis und in der universitären Lehre geeignet. Allerdings übertreiben es einige Autor:innen mit ihrem essayistischen Stil. Besonders störend finde ich die mehrfach auftauchende Anthropomorphisierung von Regionen, die nun offenbar wieder als handelnde Akteur:innen auftreten dürfen. Solche Essenzialisierungen sollten wir doch schon längst hinter uns gelassen haben! Ich empfehle daher nachdrücklich, gelegentlich ein paar Schriften von Gerhard Hard zu lesen. Alles in allem gibt der hier zu besprechende Band einen gewissen Überblick über die »Landschaft« der aktuell debattierten Regionsbegriffe. Wie hilfreich dieses A-Z-Kompendium von Regionen ist, mögen Berufenere entscheiden. Immerhin gilt aber mit Goethes Faust I, Vers 97: »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen«.

Ich gebe zu, dass ich beim Lesen der Texte, die aus Graz nach und nach bei mir ankamen, auch spontan gedacht habe: »Meine Güte – eine systematische Einleitung und eine entsprechende Sortierung wären schon hilfreich...« Je mehr Text ich aber las, desto weniger fand ich, dass das eine gute Idee wäre – denn dann müsste man sich immer auch fragen: Wessen woraufhin hergestellte »Ordnung« wäre dann *richtig*? Und: Welche Hierarchisierungen, Asymmetrisierungen, In- und Exklusionen würde man sich implizit damit einkaufen, wenn man einer solchen Einleitung folgte? Mittlerweile finde ich die Anordnung der Beiträge, wie sie ist, perfekt. Und zwar gerade deshalb, weil sie es den Nutzer:innen des Buches überlässt, die eigene Wahl zu treffen und zu entscheiden, welche Beiträge aus ihrer je spezifischen Perspektive wichtig sind und welche nicht.

Eine solche Wahl kann zweifellos zielführend sein, wenn man den Band unter spezifischen inhaltsbezogenen Forschungsfragen, z.B. eines angewandten Projekts oder unter dem Zeitdruck einer Qualifizierungsarbeit nutzt. Das wäre dann allerdings eher die Phileas-Fogg-Variante einer Lektüre, die es vorzieht, bei gewohnten Routinen zu bleiben. Wer das nicht möchte, darüber hinaus auch bereit ist, sich gelegentlich überraschen zu lassen, kann sich im Stil von Jean Passepartout auf

eine Reise durch das unbekannte Terrain des Buchs begeben. Dabei ist der gerade Weg von A-Z wahrscheinlich nicht der schnellste. Es lohnt sich deshalb, assoziative Umwege zu machen.

Dabei sollte man sich vom Tohuwabohu der vorgestellten Regionsbegriffe und ihren differenten Bedeutungshorizonten nicht irritieren lassen. Sie sind keine *Fata Morgana* in einer Bleiwüste, sondern ganz normale Spiegelungen, die auch in der (internationalen) Geographie regelmäßig dann zu beobachten sind, wenn sich Globalisierungsprozesse verändern und neue globale Raumordnungen entstehen. Auffällig ist dabei eine Proliferation, das heißt der vervielfachte Gebrauch eines Raumbegriffes oder einer bestimmten Gruppe von Raumbegriffen, die (scheinbar plötzlich) alles Mögliche, und das auch noch aus unterschiedlichen Perspektiven, bedeuten können. Dabei handelt es sich keineswegs um bloße wissenschaftliche Spielereien, weil auch der Diskurs einer breiteren Öffentlichkeit zu diesen Proliferationen beiträgt. Es geht also um mehr als nur um eine akademische Mode, nämlich: um eine Art Generalschlüssel, der – als *Passepartout* – in viele Schlösser passt.

Schon seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert war der Begriff der Region ein solcher Generalschlüssel. Er hat z.B. als *Landschaft* in der Zwischenkriegszeit mit seinen stark historisch grundierten Bedeutungshorizonten passende Antworten auf die nach dem Ersten Weltkrieg entstandene neue globale Raumordnung bereitgehalten, gerade dort, wo wie im mittleren und östlichen Europa nach dem Zusammenbruch von Imperien neue Nationalstaaten entstanden. Seit den 1960er Jahren war er das Medium der Modernisierung zunächst in der angewandt arbeitenden (internationalen) Geographie. Sie hat ihn funktionalistisch ausdifferenziert und damit auch ein Stück weit pluralisiert. Entstanden ist dadurch eine ziemlich eigenständige Geographie, die im Unterschied zur alten (schultauglich sein müssenden) Regionalen Geographie neue Wege gehen konnte. Diese Geographie zielte auf eine bessere Zukunft in einer räumlich besser, weil funktional und/oder arbeitsteilig organisierten Welt. Seither ist es immer schwerer geworden, zu behaupten, der Kollektivsingular *der* Region, wie er für die alte Regionale Geographie stilprägend war, könne noch immer dazu beitragen, auf gegenwärtige und zukünftige gesellschaftliche Probleme zufriedenstellende Antworten zu geben. Die konstruktivistische Wende der 1990er Jahre hat das Ende des Kollektivsingu­lars zwar beschleunigt, sich jedoch nicht vom Regionsbegriff verabschiedet. Nun ging (und geht) es darum, raumbezogene Herstellungsprozesse beobachtbar zu machen und hierbei auch die Rolle raumbezogener Sprachen und Medien als Teil gesellschaftlicher Aushandlungs- und Deutungsprozesse zu reflektieren.

Der vorliegende Band tut das, indem er in eindrucksvoller Weise zeigt, wie unterschiedlich der Begriff Region in differenten gesellschaftlichen Zusammenhängen genutzt werden kann und dabei erstaunlicherweise ein unglaubliches Potenzial entfaltet, jeweils spezifischen Sinn zu generieren. Begriffe, die das können, wer-

den mittlerweile *floating signifiers* genannt. Ihr besonderes Merkmal besteht darin, dass sie zwar als Wörter stabil bleiben, jederzeit jedoch mit neuen Bedeutungen aufgeladen werden können. Sie besitzen mithin nicht aus sich selbst heraus Sinn, sondern fungieren als dessen Träger. Sie sind daher offen für differente Imaginationen, Interpretationen und Kontexte und behalten trotzdem ihre Anmutung des (ganz) Konkreten. Solche Begriffe sind für die einen ein Horror und für die anderen ein Glücksfall der Kommunikation. Phileas Fogg hätte wahrscheinlich das eine für richtig gehalten, Jean Passepartout dagegen das andere.

Literatur

Verne, J. (1974). *Reise um die Erde in achtzig Tagen*. Aus dem Französischen von Erich Fivian. Zürich: Diogenes.

Autor:innen

Julia Binder ist Vertretungsprofessorin für Urban Studies am Institut für Stadtplanung der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg. Sie lehrt in der Planungstheorie, Stadt- und Regionalplanung und den Heritage Studies zu regionalen Fragestellungen, ungleicher Raumentwicklung und Smart City Konzepten. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit raumrelevanten Fragen der Digitalisierung und ihren Implikationen für die planerische Praxis.

Romy Brödner ist promovierte Volkswirtin und forscht unter anderem zu Biomasse- und Wertschöpfungspotenzialen auf nationaler und internationaler Ebene. Seit 2020 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am DBFZ – Deutsches Biomasseforschungszentrum gGmbH in Leipzig und befasst sich dort mit Themen rund um die Bioökonomie und ihren Potenzialen für die regionale Entwicklung und die Transformation der Kohlereviere.

Peter Čede ist außerordentlicher Professor am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz. Seine Schwerpunkte in der Lehre umfassen Regionalentwicklung, Stadtgeographie sowie den islamischen Kulturraum und Israel. Forschungsschwerpunkte sind Grenz- und Peripherraumforschung, räumliche Disparitäten, Kulturlandschaftsforschung sowie ethnolinguistische Minderheiten.

Tobias Chilla ist Professor für Geographie an der Universität Erlangen-Nürnberg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der nachhaltigen Regionalentwicklung und der europäischen Raumentwicklung.

Johannes Crückeberg ist Projektkoordinator am Standort Hannover des Forschungsinstituts Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ). Seine Forschungsschwerpunkte verlaufen an der Schnittstelle zwischen Kultur, Kulturpolitik und gesellschaftlichem Zusammenhalt. Zudem beschäftigt er sich mit Fragen der Governance, den Arbeitsbedingungen im Kulturbereich sowie mit kulturpolitischen Förderinstrumenten.

Peter Dirksmeier lehrt Kultur- und Sozialgeographie an der Leibniz Universität Hannover. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der sozialgeographischen Analyse von Einstellungen und Begegnungen, in Sozialgeographien urbanen Zusammenlebens in einer zunehmend diverseren Gegenwart und in Fragen des gesellschaftlichen Zusammenhalts.

H. Peter Dörrenbächer ist seit 2006 Professor für Kulturgeographie an der Universität des Saarlandes (Fachrichtung Gesellschaftswissenschaftliche Europaforschung). Seine Forschungsschwerpunkte in der Humangeographie sind: Regionalentwicklung in Westeuropa und Kanada, Grenzregionen und grenzüberschreitende Zusammenarbeit, insbesondere grenzüberschreitende Arbeit und grenzüberschreitende Berufsbildung.

Matthias Egersdörfer wurde in Nürnberg geboren und ist in Lauf an der Pegnitz aufgewachsen. Er hat freie Malerei bei Professor Peter Angermann studiert. Heute wohnt er in Fürth und arbeitet als Kabarettist.

Ulrich Ermann ist Professor für Humangeographie am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz und lehrt u.a. Wirtschaftsgeographie, Regionalforschung sowie Geographien der Ernährung und des Konsums. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Geographien der Waren, der Märkte und des Konsums, der Agro-Food Studies und der *more-than-human geographies*, mit besonderem Blick auf Regionalisierungs- und Europäisierungsprozesse.

Andreas Exner ist operativer Leiter des Regional Center of Expertise (RCE) Graz-Styria, Zentrum für nachhaltige Gesellschaftstransformation der Universität Graz. Seine Forschungsschwerpunkte sind Stadtentwicklung, alternative Ökonomien und sozial-ökologische Transformation.

Tilo Felgenhauer ist Hochschulprofessor für Humangeographie an der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich in Linz. Seine Interessen – in Forschung und Lehre – gelten der Bedeutung des Regionalen in Alltag, Medien und Sprache, der Digitalisierung der Lebenswelt aus geographischer Perspektive und der qualitativen Methodik als empirischem Zugang zu diesen Themen.

Sonja Fückler ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am FGZ – Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt an der Universität Hannover. Sie promovierte mit einer Arbeit zur Alltagskultur der Vergebung an der Freien Universität Berlin. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich aus wissenssoziologischer Perspektive mit interpersonellen und -organisationalen Konflikten und damit verbunden, welche in-

tegrativen Potentiale aus kooperativen Aushandlungsformen solcher Konflikte hervorgehen können.

Jennifer Gerend ist seit 2019 Professorin für Regionalmanagement und Sozialwissenschaftliche Methoden an der Hochschule Weihenstephan-Triesdorf und lehrt u.a. Räumliche Planung und Entwicklung, Landnutzung und Ressourcenmanagement, Öffentlichkeitsarbeit und Wirtschaftsförderung. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Regionalentwicklung, des Flächenverbrauchs und der Innenentwicklung in kleinen und mittelgroßen Kommunen.

Barbara Grabher ist Lecturer an der Universität von Brighton. Als ausgebildete Anthropologin mit Spezialisierung auf Gender Studies liegt ihre Forschung an der Schnittstelle zwischen Event, Gender und Urban Studies und ist insbesondere geprägt von der Kritischen Eventforschung. Hierbei konzentriert sie sich auf eventbasierte Stadtentwicklung und Großveranstaltungen wie beispielsweise die Initiative der Europäischen Kulturhauptstadt oder UK City of Culture.

Martin Graffenberger ist promovierter Wirtschaftsgeograph und forscht unter anderem zu räumlichen Aspekten von Innovationsprozessen. Seit 2020 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am DBFZ – Deutsches Biomasseforschungszentrum GmbH in Leipzig und befasst sich dort mit Themen rund um die Bioökonomie und ihren Potenzialen für die regionale Entwicklung und die Transformation der Kohlereviere.

Markus Hesse ist Diplom-Geograph (Uni Münster) mit Promotion in Raumplanung an der TU Dortmund und Habilitation in Humangeographie an der FU Berlin. Seit 2008 ist er als Professor für Stadtforschung an der Universität Luxemburg tätig und befasst sich mit Fragen der Stadt- und Wirtschaftsgeographie, der räumlichen Planung sowie Problemen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Praxis. Er ist Ordentliches Mitglied der Akademie für Raumentwicklung (ARL) und geht beratenden Tätigkeiten für Institute der außeruniversitären Forschung nach.

Malte Höfner ist seit 2018 wissenschaftlicher Mitarbeiter und Doktorand am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz im Forschungsprojekt *Raumteilen* und erforscht in seinem Dissertationsprojekt sozialräumliche Auswirkungen von Praktiken und Trends des Teilens (*Sharing*) in den Alltagsbereichen des Arbeitens, des Wohnens und des öffentlichen Lebens städtischer Regionen.

Sabine Hostniker ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz im Forschungsprojekt *Forschungsvernetzung zur Regionalentwicklung in der Steiermark* (FoReSt). Sie beschäf-

tigt sich im Rahmen ihrer Dissertation mit verschiedenen Perspektiven regionaler Identitätsbildung.

Michael Jordan lebt als Zeichner und Druckgrafiker in Erlangen. Er studierte Medienillustration in Hamburg und Druckgrafik in Wien. Er war UNESCO Stipendiat an der Faculty of Fine Arts in Chiang Mai, Thailand, und Styria-Artist-in-Residence in Graz. Seit 2003 ist er Teil der Künstler:innengruppe Tonto aus Graz. Er lehrte Illustration an der HfG Offenbach sowie Zeichnung und Druckgrafik am Middlebury College in Vermont, USA. Er hatte zahlreiche Ausstellungen im In,- und Ausland. Er erhielt mehrere Auszeichnungen, zuletzt den Kulturpreis der Stadt Erlangen.

Andreas Koch ist Professor für Humangeographie am Fachbereich Soziologie und Sozialgeographie der Universität Salzburg und lehrt u.a. Sozialgeographie, Statistik und Geosimulation. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Geographien der Armut und Ungleichheit, Geographien des lokalen Zusammenhalts in urbanen und ländlich-peripheren Räumen sowie Möglichkeiten, sozialräumliche Prozesse in Simulationsmodellen zu analysieren. Regionale Schwerpunkte liegen in Mittel- und Nordeuropa.

Felicitas Kübler arbeitet am Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Klagenfurt und promoviert zu gegenhegemonialen und antifaschistischen Erinnerungspraktiken. Des Weiteren setzt sie sich mit den politischen Geographien der extremen Rechten sowie der Aufarbeitung des Nationalsozialismus in Deutschland auseinander.

Tim Leibert ist Senior Researcher in der Abteilung Regionale Geographie Europas am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig. Als Bevölkerungsgeograph beschäftigt er sich mit Fragen des Demographischen Wandels, selektiven Wanderungen und Raummustern der Mobilität und Immobilität sowie Polarisierungs- und Peripherisierungsprozessen in ländlichen Räumen Deutschlands und Europas.

Gerhard Karl Lieb ist außerordentlicher Professor am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz. Er ist für das Gesamtfach Geographie habilitiert und hat seine Forschungs- und Lehrschwerpunkte in den Bereichen Geographien der Hochgebirge (Gletscher, Permafrost, Naturgefahren, Alpingeschichte), regionale Geographien (Österreich, Alpen, Europa) sowie Fachdidaktik Geographie und Wirtschaftskunde.

Michael Mießner ist Juniorprofessor für Wirtschaftsgeographie an der Universität Trier. Seine Forschungsschwerpunkte sind ländliche und regionale Entwicklung, Gentrifizierungs- und Wohnungsmarktforschung sowie Raumplanung.

Judith Miggelbrink ist Professorin für Humangeographie am Institut für Geographie der Technischen Universität Dresden und lehrt u.a. Sozialgeographie, regionale Geographie und Methoden der humangeographischen Forschung. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Sozialen und Politischen Geographien, der geographischen Forschung zu Gesundheit sowie auf Globalisierungs-, Regionalisierungs-, und Peripherisierungsprozessen.

Matthias Naumann ist Professor für Geographie und Regionalforschung am Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Klagenfurt und lehrt u.a. Stadtgeographie, Politische Geographie sowie geographische Energieforschung. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Geographien ungleicher Entwicklung in Stadt und Land, Infrastruktur und Kritische Geographie.

Ernst Michael Preininger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter, Doktorand und Lektor für Konsumgeographie am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz. In seiner Forschung beschäftigt er sich unter anderem mit regionalen Formen und Auswirkungen von Digitalisierung in der Landwirtschaft.

Axel Prieb ist Diplom-Geograph, Vizepräsident der Akademie für Raumentwicklung (ARL) und Honorarprofessor an den Universitäten Hannover und Kiel. Seine Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Regional- und Landesplanung, Stadtregionen sowie nachhaltige Mobilität. Er war u.a. über 22 Jahre verantwortlich für die Regionalplanung in der Region Hannover, wo er von 2002 bis 2018 auch als Erster Regionsrat tätig war. Von 2017 bis 2021 lehrte er am Institut für Geographie und Regionalforschung der Universität Wien.

Suntje Schmidt leitet den Forschungsschwerpunkt *Ökonomie und Zivilgesellschaft* am Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung (IRS). Zudem ist sie Juniorprofessorin für Angewandte Wirtschaftsgeographie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie erforscht Kreativ- und Innovationsprozesse aus einer raum-zeitlichen Perspektive, räumliche Dimensionen von Arbeit und Unternehmertum sowie die soziale Konstruktion von Resilienz in sich wandelnden Arbeitsmärkten.

Danko Simić ist Universitätsassistent am Institut für Geographie und Raumforschung der Universität Graz und Vorstandsmitglied des Verbands der wissenschaftlichen Geographie Österreichs. In seiner Forschung beschäftigt er sich

mit dem Zusammenhang von Waren, Märkten und Europäisierungsprozessen in Südosteuropa aus Perspektive der *more-than-human geographies*.

Anke Strüver ist Professorin für Humangeographie mit Schwerpunkt Stadtforschung an der Universität Graz. Sie bearbeitet aktuell Forschungsthemen zu urbanem Alltagsleben und Sorgebeziehungen mit dem Schwerpunkt Verkörperungs- und Subjektivierungsprozesse entlang der Themen Gesundheit, Bewegung, Ernährung und Digitalisierung. Sie leitet zudem das RCE-Graz Styria – Zentrum für nachhaltige Gesellschaftstransformation, das in sechs Aktionsfeldern die Verknüpfung von sozialer Gerechtigkeit und ökologischer Nachhaltigkeit bearbeitet.

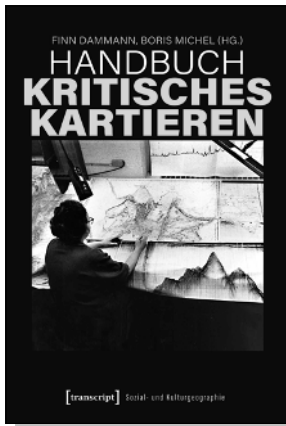
Serhii Svyharets ist seit 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig in der Abteilung Regionale Geographie Europas. Er forscht zu internationaler Migration, Immobilität und Integration in ländlichen und peripheren Regionen Europas.

Ute Wardenga arbeitet seit 1996 am Leibniz-Institut für Länderkunde in Leipzig und ist Honorarprofessorin für Global Studies an der Universität Leipzig. Sie forscht seit vielen Jahren zur Geschichte, Theorie und Methodik der Geographie und Kartographie im Untersuchungszeitraum von 1800 bis zur Gegenwart. Seit 2022 ist sie Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Geographie (DGfG).

Florian Weber ist seit 2019 Juniorprofessor für Europastudien mit Schwerpunkt Westeuropa und Grenträume an der Universität des Saarlandes (Fachrichtung Gesellschaftswissenschaftliche Europaforschung). Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Diskursforschung, Border Studies, Energiepolitiken sowie Stadtentwicklungsprozessen im internationalen Vergleich.

Miriam Wenner arbeitet seit 2017 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Geographischen Institut der Universität Göttingen. In ihrer Forschung an der Schnittstelle zwischen Politischer Geographie und Entwicklungsforschung beschäftigt sie sich vor allem mit der Frage wie und von wem soziale, politische oder wirtschaftliche Ordnungen gemacht, verändert und umkämpft werden und welche Rolle Raum und moralische Werte dabei spielen. Ihr regionaler Schwerpunkt liegt auf Südasi-

Geographie



Finn Dammann, Boris Michel (Hg.)
Handbuch Kritisches Kartieren

Februar 2022, 336 S., kart.,
4 SW-Abbildungen, 77 Farbabbildungen
32,00 € (DE), 978-3-8376-5958-0
E-Book:
PDF: 31,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5958-4



Stefan Heinig
Integrierte Stadtentwicklungsplanung
Konzepte – Methoden – Beispiele

2021, 206 S., kart., 66 SW-Abbildungen
49,00 € (DE), 978-3-8376-5839-2
E-Book:
PDF: 48,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5839-6

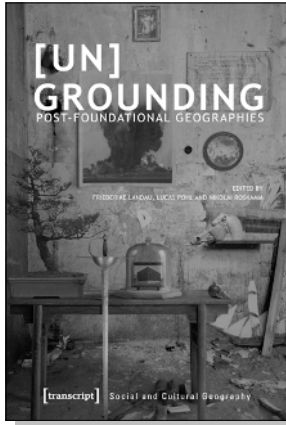


Johanna Betz, Svenja Keitzel, Jürgen Schardt,
Sebastian Schipper, Sara Schmitt Pacifico, Felix Wiegand (Hg.)
Frankfurt am Main – eine Stadt für alle?
Konfliktfelder, Orte und soziale Kämpfe

2021, 450 S., kart., durchgängig vierfarbig
25,00 € (DE), 978-3-8376-5477-6
E-Book:
PDF: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5477-0

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Geographie



Friederike Landau, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm (eds.)

[Un]Grounding Post-Foundational Geographies

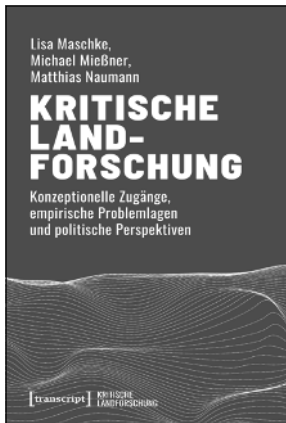
2021, 348 p., pb., col. ill.
50,00 € (DE), 978-3-8376-5073-0
E-Book:
PDF: 49,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5073-4



Georg Glasze, Annika Mattissek (Hg.)

Handbuch Diskurs und Raum Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung

2021, 484 S., kart., 18 SW-Abbildungen, 7 Farbabbildungen
29,50 € (DE), 978-3-8376-3218-7
E-Book:
PDF: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3218-1



Lisa Maschke, Michael Mießner, Matthias Naumann

Kritische Landforschung Konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und politische Perspektiven

2020, 150 S., kart., 3 SW-Abbildungen
19,50 € (DE), 978-3-8376-5487-5
E-Book:
PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5487-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**